

SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 4 2016

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
62. Jahrgang
Heft 4/2016
8,50 €



Erfindergeist und Landschaftsbild



Frank Luft Johann Friedrich Schild (1668–1716) Begründer der Weißwaren-Industrie im sächsischen Vogtland	240
Alf-Mathias Strunz, Christian Bleyl Von der Erfindung zur Erzeugung von Holzschliff durch Friedrich Gottlob Keller (1816–1895) und deren Umsetzung in Unternehmen der Papierbranche in Sachsen	245
Christian Bleyl Die Erfindung des „Verfahrens zur Herstellung von Pappschachteln“ durch Simon Junghans (1842–1913) – ein Meilenstein für die industrielle Massenproduktion von Verpackungsmitteln aus Karton und Pappe	253
Jan-Peter Domschke, Hansgeorg Hofmann Der Beitrag von Wilhelm Heinrich Uhland (1840–1907) zur Anerkennung des Ingenieurberufes in der Industriegesellschaft oder wie ein junger tatkräftiger Techniker neue Bildungswege ebnet	258
Stefan Kunze, Rolf Lange Der Nachlass des Geologen Roland Strecker	266
Günter Naumann Georelief und Stadtentstehung von Meißen	271
Ernst Ulrich Köpf Reißende Wasserfluten, die Felsgründe erschütterten – Beobachtungen bei Spaziergängen in einer besonderen Landschaft	285
Hanspeter Mayr 25 Jahre Nationalpark Sächsische Schweiz – Ein Teil des „Tafelsilbers der Deutschen Einheit“ gut gerüstet für die Zukunft	294
Herrmann Zschoche Neues zu Caspar David Friedrichs „Elblandchaft“	297
Harald Marx Traugott Leberecht Pochmann und seine Bildnisse mit der verdreht abgewinkelten Hand	300
Rüdiger Kröger Carl Adolph Gottlob von Schachmann (1725–1789) und der Orient	304
Eva Pasche Die „Bergmännische Krippe“ zu Annaberg-Buchholz – Ein Meisterwerk erzgebirgischer Holzschnitzkunst	312
Neuerscheinungen	320

Liebe Leserinnen und Leser,

das Jahr 2016 neigt sich dem Ende zu und zugleich auch der bereits 62. Jahrgang der „Sächsischen Heimatblätter“. Das vierte Heft hält einen bunten Reigen an Beiträgen zur reichen sächsischen Kultur und Geschichte bereit, die sich nur lose unter den Begriffen „Erfindergeist und Landschaftsbild“ zusammenbinden lassen. Aber es sind diese beiden Begrifflichkeiten, die Sachsens Kultur und Geschichte treffend beschreiben, war es doch der Erfindungsreichtum der Sachsen, der das Land seit jeher gestaltete und entwickelte. Die meisten jener Pioniere harren noch der Entdeckung und Erforschung. Was wäre unser Wissen ohne die akribische Forschung und Detailkenntnis all der Heimatforscher und Lokalhistoriker, die jene weithin unbekannt Personen und Geschichten dem Vergessen entreißen? Sie verdeutlichen uns, auf welchen Schultern Sachsen ruht, warum Sachsen zu dem geworden ist, was es ist.

Wie das Lebensbild von Johann Friedrich Schild, dessen Engagement Ende des 17. Jahrhunderts zur Ansiedlung der Baumwollweberei im Vogtland führte, oder von Friedrich Gottlob Keller und Simon Junghans, die durch ihre Erfindungen zur Entwicklung der sächsischen Papierherstellung beitrugen. Kellers 200. Geburtstag wurde in diesem Jahr unter anderem mit einer Festveranstaltung in seiner Geburtsstadt Hainichen begangen. Insbesondere die Mitglieder des Verbandes Nord- und Ostdeutscher Papierfabriken bewahren die Erinnerung an seine bahnbrechende Leistung. Geradezu modern mutet Wilhelm Heinrich Uhlands Verständnis einer umfassenden Ingenieursausbildung an, die nicht nur Wert auf die Praxis legte, sondern auch auf die Vermittlung humanistischer Ideale.

Zum Erfindergeist gehört auch, über den Horizont hinauszuschauen. Einer dieser mutigen „Entdecker“ war der Oberlausitzer Majoratsherr Carl Adolph Gottlob von Schachmann, dessen Interesse am Orient hier näher beleuchtet wird. Einer jener stillen Helden des Landes, der gewissermaßen eine Symbiose aus aktivem Tun und Landschaftsgestaltung verkörpert, war der Geologe Roland Streckler, der anhand seines bergmännischen Nachlasses porträtiert wird.

Und es waren die Bergleute, die Sachsens Ruf als „Weihnachtsland“ begründeten, indem sie in den Wintermonaten Leuchter und dergleichen Hausrat hergestellt und ihre bergmännischen Lebenswelten und Motive in die Krippen und weihnachtlichen Dekore gebannt haben. Diese Tradition ist bis heute ungebrochen. Ein besonders filigranes Kunststück ist erst kürzlich entstanden und wird in einem Beitrag – gewissermaßen als Weihnachtspräsent der „Sächsischen Heimatblätter“ – vorgestellt.

Spannend sind die aus wachem Interesse, Neugier und Beobachtungsgabe entwickelten Gedanken zur Entstehung der Landschaft im Raum Tharandt durch die Wilde Weißeritz, während es in Meißen das Zusammenspiel von Elbe und Triebisch war, die das Georelief prägte und damit die Stadtentstehung Meißens beeinflusste.

Das überkommene Landschaftsbild gilt es zu erhalten und zu bewahren. Dabei helfen die verschiedenen Rechtsformen des Landschafts- und Naturschutzes. Den strengsten Schutz gewährleisten die Nationalparks. In Sachsen gibt es nur einen, den Nationalpark Sächsische Schweiz. Er feierte jüngst sein 25-jähriges Bestehen, woran wir auch in diesem Heft erinnern.

Die Landschaften Sachsens faszinierten schon die Maler der Romantik, die sie zu, mitunter inszenierten, Bildern verarbeiteten. Ein kurzer Beitrag bringt Neues zu Caspar David Friedrichs Gemälde „Elblandschaft“, ein weiterer befasst sich mit Traugott Leberecht Pochmann, einem weniger bekannten Malerkollegen und Zeitgenossen Caspar David Friedrichs, über den schon mehrfach in den „Sächsischen Heimatblättern“ berichtet wurde.

Seit zwei Jahren verantworten wir das Erscheinen der „Sächsischen Heimatblätter“. Das traditionsreiche Kulturmagazin erfreut sich weiterhin eines ungebrochen großen Zuspruchs und kann mit Fug und Recht und auch ein wenig Stolz als größte Heimatzeitschrift Sachsens bezeichnet werden. Dafür bedanken wir uns bei unserer treuen Leserschaft!

Gleichwohl haben wir gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat die Zeitschrift in den letzten Jahren behutsam modernisiert. Zu diesen Neuerungen gehört auch das Angebot *Aboplus*. Damit erhalten die Leser der „Sächsischen Heimatblätter“, die sich für dieses Angebot entscheiden, einmal im Jahr eine weitere Publikation, die spannend und unterhaltsam Geschichte und Geschichten Sachsens und seiner Nachbarländer ans Tageslicht holt. Außerdem erhalten die Abonnenten des *Aboplus* sämtliche Hefte im Umschlag frei Haus. Das *Aboplus* kostet 40,00 Euro im Jahr. Sie können ihr bestehendes Abonnement jederzeit auf *Aboplus* umstellen. Dazu genügt eine E-Mail an shb@zkg-dd.de oder eine schriftliche Nachricht an Sächsische Heimatblätter, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna.

Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lektüre und eine gesegnete Weihnacht!

Dr. Lars-Arne Dannenberg und
Dr. Matthias Donath
Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“



Johann Friedrich Schild (1668–1716)

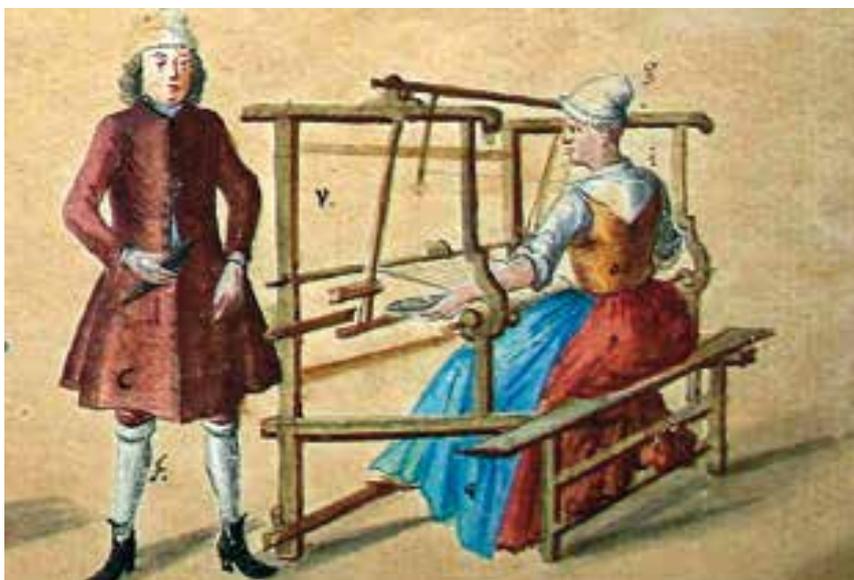
Begründer der Weißwaren-Industrie im sächsischen Vogtland

Frank Luft

Das sächsische Vogtland ist als Region des Musikinstrumentenbaus und der Textilindustrie bekannt. Besucher verbinden dies mit Begriffen wie „Musikwinkel“ oder „Plauener Spitze“. Gerade Plauener Spitzen gehören zu den bedeutenden sächsischen Marken.¹ Sie sind jedoch nur ein Teil an Dekorations- und Spezialstoffen, die bis heute in der Region hergestellt werden. Das Textilgewerbe hat im Vogtland eine lange Tradition. Bereits am Ausgang des Mittelalters wurden hier weiße Baumwollwaren, vor allem Tücher und Schleier, gewebt. Auf der Suche nach neuen Absatzmärkten bedruckte oder bestickte man später die „weiße Ware“. Im 19. Jahrhundert schließlich mündeten die Weißwaren-Weberei und die Weißstickerei in die vogtländische Spitzen- und Gardinenindustrie.

Über die Anfänge der Baumwollweberei in der Region ist wenig bekannt. Zeugnisse des Gewerbes tauchen erst am Übergang zur vorindustriellen Produktionsweise auf. Darunter auch der Name eines frühen Manufakturisten: Johann Friedrich Schild (1668–1716). Er gilt als Begründer der vogtländischen Weißwaren-Industrie. Doch wer war dieser längst vergessene Johann Friedrich Schild? Was waren seine Leistungen, die dem sächsischen Vogtland später zu Weltgeltung verhelfen sollten und bis auf den heutigen Tag in zahlreichen Textilerzeugnissen weiterleben?

Älteste Abbildung einer Plauener Würkerin
Ausschnitt aus dem Plauener Trachtenbild von J. A. Richter, 1727
Repro: Frank Luft



Das vogtländische Baumwollgewerbe am Ende des 17. Jahrhunderts

Als am 28. April 1694 Friedrich August I., genannt „der Starke“, Kurfürst von Sachsen wurde, sollte er die Geschicke des Landes für die nächsten vier Jahrzehnte bestimmen. Bei seinem Amtsantritt waren die Verheerungen des 30jährigen Krieges weitgehend überwunden. Durch Fernhandel und Einwanderung kamen neue Erzeugnisse und Ideen ins Land, aus denen sich Gewerbe entwickelten. Kursachsen stand vor einer Zeit wirtschaftlicher und kultureller Blüte.

Das sächsische Vogtland, damals zum Herzogtum Sachsen-Zeitz gehörig, profitierte von diesem Aufschwung. Neben einer eher kärglichen Landwirtschaft, brachten vor allem Tuchmacherei, Leinenweberei und der Bau von Musikinstrumenten zusätzliche Einnahmen in die Region. Die heute größte Stadt im Vogtland, Plauen, zählte damals an die 3.000 Seelen und war weder größer noch wirtschaftlich bedeutender als benachbarte Städte wie Hof oder Reichenbach.² Dank der günstigen Lage an der alten Reichsstraße rumpelten die Planwagen der zwischen Nürnberg und Leipzig verkehrenden Kaufleute auch durch die engen Gassen Plauns. Sie schätzten hier nicht nur das gute Bier und die Herbergen nach beschwerlicher Fahrt, vor allem die Weberei von baumwollenen Schleiern, Tüchern und Halsbinden hatte die Stadt bekannt gemacht. Das Gewerbe war bereits um 1550 aus dem oberfränkischen Hof hierher verpflanzt worden.³ Damit ist Plauen, neben Chemnitz, die erste Stadt in Sachsen, in der Baumwolle verarbeitet wurde.

Die Weberei von allerlei Baumwolltüchern, die man auch als „Schleierwürkerei“ bezeichnete, galt als leichte Arbeit. Darüber hinaus war sie, im Gegensatz zur Weberei von Tuch und Leinwand, nicht an die Zugehörigkeit zu einer Zunft gebunden. Deshalb war das Spinnen und Weben mit Baumwolle unter den Frauen aller Stände eine gern ausgeübte Beschäftigung. Gerade in Plauen hatten es die Frauen hierin zu anerkannter Meisterschaft gebracht. Ihre feinen, schleierartigen Tücher waren begehrt. Heimische Schleierhändler oder Großkaufleu-

te aus Nürnberg und Leipzig verkauften sie auf Messen und Jahrmärkten. So gelangte schon damals mancher Ballen Rohbaumwolle ins Vogtland, der zu „Schleyern und Flören“ verarbeitet, die Region wieder verließ. Noch war Baumwolle ein exotischer, begrenzt verfügbarer Rohstoff. Die daraus hergestellten Artikel – Schleier, Weibertücher und Halsbinden – waren lediglich modisches Beiwerk. Wie eh und je, kleidete man sich in Stoffe aus Leinen und Wolle.

Noch ahnte niemand, dass Baumwolle einmal zum Motor der Mechanisierung werden und Sachsen zu wirtschaftlicher Größe und Reichtum verhelfen sollte. Doch im sächsischen Vogtland hielt man bereits jene Faser in Händen, die später eine industrielle Revolution auslöste.

Die frühen Jahre des Johann Friedrich Schild

Unter den Reisenden, die der baumwollene Zierrat damals ins Vogtland führte, war auch ein junger Handlungsgehilfe, der für die Leipziger Kaufleute Zöllner und Küstner tätig war. Er hieß Johann Friedrich Schild und stammte aus Zeitz. Das Taufregister der Zeitzer St. Michael-Kirche vermerkt seine Geburt unter dem 17. August 1668. Schon bei seinem Vater, Georg Schild, einem Fischhändler, dürfte er kaufmännisches Geschick erworben haben. Als junger Mann führte ihn sein Weg nach Leipzig in die Textilhandlung von Zöllner und Küstner. Es spricht für Schilds Fähigkeiten, dass sie ihn als Handlungsgehilfe ins vogtländische Plauen schickten. Die Kaufleute ließen hier Baumwollschleier und Halstücher fertigen, die sie auf der Messe vertrieben. Doch in jenem Jahr 1694, scheint Schild in besonderer Mission nach Plauen gereist zu sein.

Zöllner und Küstner war nicht entgangen, dass seit einigen Jahren neue, ungewöhnliche Textilartikel das Messegeschäft belebten. Es waren indische oder chinesische Gewebe aus Baumwolle und Seide, die so in Sachsen kaum bekannt waren. Zusammen mit „orientalischen Spezeleyen“ – Gewürzen, Tee, Kaffee und Opium – gelangten sie durch britische und holländische Ostindien-Kompanien nach Europa. Die Macht der Stoffe, ihr Griff und ihre Musterung wurden von den Zeitgenossen bestaunt. Meist waren es exklusive Baumwollstoffe, die als englische Reexporte auf die europäischen Handelsplätze gelangten. Derartige Luxusgüter hatten ihren Preis, was findige Textilhändler dazu veranlasste, die exotischen Stoffe nachzuahmen.

Auch Zöllner und Küstner sahen nun ihren Ehrgeiz darin, Baumwollartikel nach „ostindischer Arth“ fertigen zu lassen. Die Fabrikation derartiger Artikel erschien ihnen in Plauen günstig und der in Textilsachen erfahrene Schild war

der geeignete Mittelsmann für diese Aufgabe. Darüber hinaus gab es bereits Geschäftsbeziehungen zu Plauener Schleierhändlern, so zu den Kaufleuten Johann Franck (1651–1702) und seinem Kompagnon Christian Wild (1667–1696). Sie hatten wahrscheinlich schon früher die Leipziger Kaufleute mit Tüchern beliefert. Der Kaufmann Johann Franck war 1693 durch Heirat in den Besitz eines Hauses am Mühlberg in Plauen gekommen, das er als Fabrikationsgebäude nutzte. Im Jahre 1694 stellte man Franck und Wild den Handlungsgehilfe Schild zur Seite. Möglicherweise wollten die Leipziger Kaufleute durch Schild einen größeren Einfluss auf die Franck'sche Tücherfabrikation nehmen. Tatsächlich erwarben sie kurz darauf ein für Franck und Wild bestehendes Fabrikationsrecht.⁴ Die landesherrliche Konfirmation dieses Privilegs zugunsten der Leipziger Kaufleute erfolgte im März 1695. Es betraf die Herstellung von „Weibertüchern“ aus Baumwolle, Seide und allerlei Mischgeweben. Damit verbunden war eine erste Erweiterung der Fabrikation im Franck'schen Haus am Mühlberg. In den folgenden Jahren arbeiteten dort bereits bis zu sieben Würkerinnen.⁵

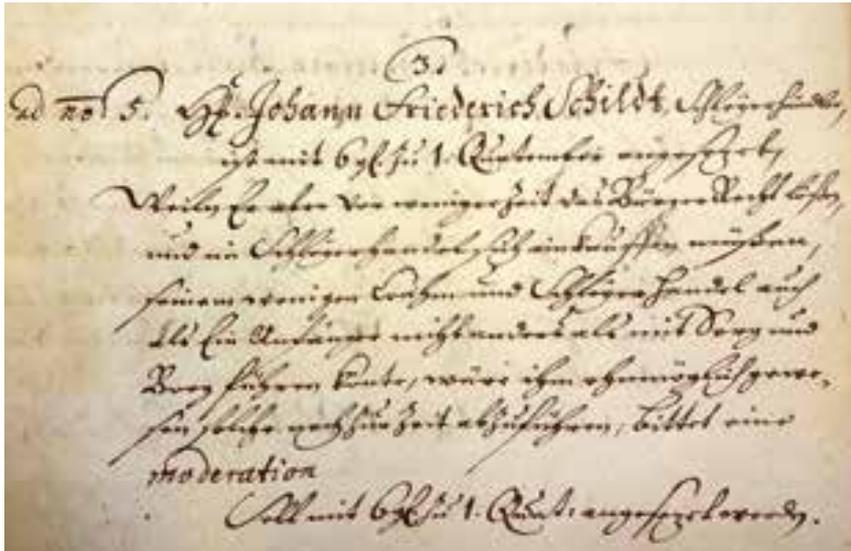
Schild's Aufstieg zum „Schleyerhändler“

Der Handlungsgehilfe Schild wohnte damals als „Hausgenosse“ beim Kaufmann Johann Franck. Die Entscheidung, in Plauen endgültig sesshaft zu werden, trifft er 1698 mit der Beantragung des Plauener Bürgerrechts. Dies wird ihm laut Bürgerbuch am 28. November gewährt. Schild, der inzwischen mit der hiesigen Weberei bestens vertraut ist, tritt nun zunehmend als eigenständiger Kaufmann in Erscheinung. Er wusste, wie man „feine Cattune nach Arth der Ostindischen“ fertigen konnte und in Plauen sah er eine Zukunft für sein Gewerbe. In den Steuerbüchern wird Schild nun als „Schleyerhändler“ oder „Cadun Händler“ geführt. Seine offizielle Aufnahme in die Plauener Innung erfolgte im Jahr 1700.⁶

Vorerst wohnte Schild weiterhin bei Johann Franck. Der war in finanzielle Schwierigkeiten geraten und musste seine Häuser verpfänden. Als Gläubiger treten die Kaufleute Zöllner und Küstner auf.⁷ Für Schild ergaben sich daraus jedoch keine Einschränkungen. Er konnte das Fabric-Haus am Mühlberg weiterhin für die Fertigung von Baumwolltüchern nutzen. In den Steuerbüchern findet sich dazu der Hinweis: „Franckens Haus, worin bißhero die manufactur gewesen“, wobei nachträglich die Bezeichnung „Friedrich Schild Cadun Händler“ ersetzt wurde.⁸

Dennoch waren die Anfänge für den frischgebackenen Unternehmer durchaus schwierig. So

- 1 Schramm, Manuel: Konsum und regionale Identität in Sachsen 1880-2000. Die Regionalisierung von Konsumgütern im Spannungsfeld von Nationalisierung und Globalisierung, Stuttgart 2003, S. 210 ff.
- 2 Um 1700 waren Reichenbach und Plauen mit je 3.000 Einwohnern die größten Städte im Vogtland. Hof war mit ca. 4.100 Einwohnern die größte und bedeutendste Stadt der Region.
- 3 Luft, Frank: Wie die Baumwolle ins Vogtland kam. In: Vogtländische Heimatblätter 35 (2015), Heft 4, S. 21 ff.
- 4 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden, 10036, Loc.40099, Rep. 47, Nr. 72a, Bl. 134, Erbbuch des Amtes Plauen, 1696.
- 5 Stadtarchiv Plauen (folgend StAPL), Rg. Rep I, Cap III, Nr. 6, Quatembersteuer, Blatt 122b.
- 6 StAPL. NR, Cap VI, Nr. 411, Inskriptionsbuch Baumwollenwaremanufaktur, Bl. 14b.
- 7 StAPL. Rg. Rep I, Cap III, Nr. 6, Quatembersteuer, Blatt 70a.
- 8 StAPL. Rg. Rep I, Cap III, Nr. 6, Quatembersteuer, Blatt 110a.

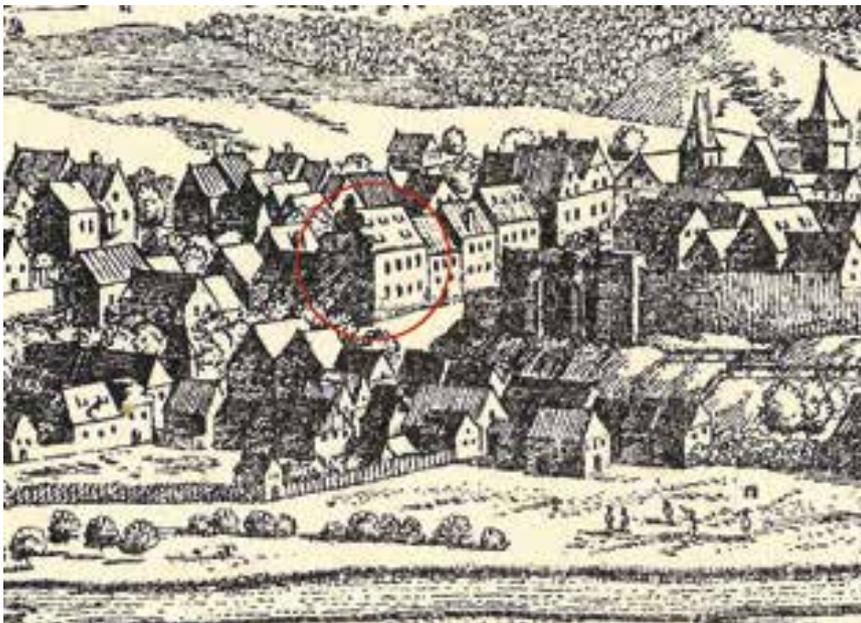


Schild bittet 1699 um Stundung einer Steuerschuld
 Stadtarchiv Plauen
 Repro: Frank Luft

musste Schild im Jahr 1699 um Stundung einer Steuerschuld bitten. Seine prekäre Situation geht aus einem Steuerprotokoll⁹ hervor: „Weiln Er aber vor weniger Zeit das Bürger Recht lösn, und im Schleyerhandel sich einkauffen müßen, seinem wenigen Crahm und Schleyer Handel auch als ein Anfänger nicht anders als mit Sorg und Borg führen könte, wäre ihm ohnmöglich gewesen solche [Steuer] noch zur Zeit abzuführen, bittet eine Moderation.“

Trotz dieser Schwierigkeiten ließ sich Schild nicht beirren. Um seine Pläne einer eigenen, großangelegten Fabrikation von Baumwolltüchern zu verwirklichen, bemühte er sich um die Übertragung des Herstellungsprivilegs der Leipziger Kaufleute auf ihn. Über eine Einigung mit Zöllner und Küstner in dieser Angelegenheit ist nichts bekannt. Jedoch scheinen Schilds Bemühungen, beim Landesherrn Gehör gefunden zu haben. Mit dem Hinweis, dass „vielen

Das „Fabric-Haus“ am Mühlberg, in dem sich ab 1701 Schilds Manufaktur befand.
 Ausschnitt aus dem Kupferstich von Matthäus Merian, Plauen, 1650.
 Repro: Frank Luft



Armen Leuthen zur Arbeit und Nahrung verholffen, und folglich dem gemeinen Wesen guter Nutzen geschaffet und dessen Interesse mercklich befördert werden kan“, bestätigt Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz im Jahre 1701 die Übertragung des Privilegs der Kaufleute Zöllner und Küstner auf J. F. Schild. Damit war ihm die alleinige Fabrikation zahlreicher, damals neuartiger Artikel aus Baumwolle und Mischgeweben gestattet.¹⁰ Dieses Privileg, vor allem aber Schilds geschickte und gewinnbringende Umsetzung, sollten für das Vogtland weitreichende Folgen haben. Doch vorerst hatte der Jungunternehmer mit dem Ausbau seiner Fabrikation zu tun. Schilds „ordentliches Fabric-Haus“ war jenes Haus am Mühlberg, das bereits dem Kaufmann Franck zur Fabrikation von Baumwolltüchern gediente hatte.¹¹ Nach erfolgreicher Übertragung des Privilegs, begann Schild, das Fabric-Haus ab 1701 in größerem Umfang mit Webstühlen und Personal auszustatten.

Der Standort war günstig für das Vorhaben: Mühlgraben und Weiße Elster führten ausreichend kalkarmes Wasser, es gab genug Bleichplätze und das Fabric-Haus befand sich außerhalb der häufig überfluteten Aue. Auch an billiger Arbeitskraft bestand kein Mangel. Doch hatte Schild – anders als seine Zeitgenossen – erkannt, dass die Qualität seiner Erzeugnisse von den Fähigkeiten der für ihn arbeitenden Spinnerinnen, Würkerinnen und Spulmädchen abhing. Deshalb unterwies er sie in der Herstellung der Garne und Gewebe, verpflichtete sie jedoch gleichzeitig zu Loyalität und Geheimhaltung. Vorsorglich hatte er Rechte und Pflichten seiner Untergebenen bereits in sein Herstellungsprivileg aufnehmen lassen.

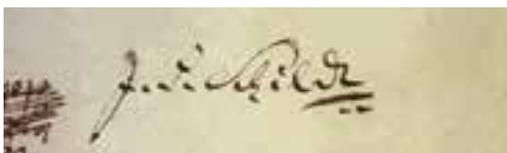
Zuerst arbeiteten 8, später 16 Würkerinnen für ihn. Darüber hinaus beschäftigte Schild zahlreiche Spulmädchen, die meist Hilfsarbeiten ausführten. Oft waren es Kinder, wie jene Anna Maria Tröger, verheiratete Kuraß (1693–1780), der Schild im Jahre 1706 eine Anstellung als Spulmädchen verschaffte.¹² Gerade die Spulmädchen waren für den Prozess der Tücherfabrikation sehr wichtig, da Schild die Garne und Gewebe oft einer speziellen Behandlung unterwarf. So ließ er die Garne mit Holzasche kochen, ein Vorgang der als „Beuchen“ bezeichnet wird. Die Spulmädchen mussten nun die Garne mehrmals auf- und abspulen, auch „Zwisten“ genannt. Durch diese Behandlung erhielten die daraus hergestellten Baumwollstoffe einen ungewöhnlich seidigen Griff. Die fertigen Tücher wiederum wurden intensiv mit Schmierseife gewaschen und einer langen, durch Hilfsmittel wie Holzasche oder Sauermilch unterstützten, Rasenbleiche unterzogen. In deren Folge wurden die Tücher blütenweiß. Trotz seines oft alchemistisch anmutenden Hantierens war Schild vor allem

Kaufmann. Er wusste um das Interesse seiner Kunden an neuen Textil- und Farbeffekten, und er konnte diese Bedürfnisse befriedigen.

Im Jahre 1709 war das Fabric-Haus am Mühlberg nun auch offiziell auf Schild übertragen worden.¹³ Seine Tücherfabrikation war nicht mehr die eines gewöhnlichen Handwerksbetriebes. Er hatte eine frühe Manufaktur für Baumwollwaren geschaffen, die Erste dieser Art in Sachsen.¹⁴ Damit schien auch Schilds finanzielle Situation gesichert. Für ihn war die Zeit gekommen, einen Hausstand zu gründen. Im Jahre 1712 heiratet er die aus Kretschau bei Zeitz stammende Pfarrerstochter Johanna Maria Avenarius (1691–1719). Die Eheleute ziehen in Schilds Fabric-Haus am Mühlberg. In den Folgejahren kommen die Kinder Johanna Wilhelmina (1714–1733) und Georg Friedrich (1715–1717) zur Welt.

Trotz oder wegen seines Erfolges war Schild unter den Mitgliedern der Plauerer Innung umstritten. Für manchen Schleierhändler blieb er der ewige Fremdling, misstrauisch beäugten sie seine Erfolge. Zwar behinderte das Schild'sche Privileg die Herstellung der althergebrachten Schleier und Flöre in keiner Weise, dennoch trieb der Neid zu allerlei Streitigkeiten an. Doch gleichzeitig war der Ehrgeiz seiner Konkurrenten geweckt und allmählich begannen sie, Schilds Erzeugnisse und Herstellungsmethoden zu kopieren. Die Innung konnte sich diesen Veränderungen nicht dauerhaft verschließen. So war man nun bemüht, Schilds Privileg auf alle Innungsmitgliedern auszudehnen. Nachdem auch der Landesherr überzeugt werden konnte, fanden die neuen Regelungen zur Erweiterung des Sortiments Eingang in eine neue Schleierordnung.¹⁵ Sie wurde im März 1715 von Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeit bestätigt und war damit für alle Innungsmitglieder gültig. Im Gegenzug wurde Schild mit einigen Vergünstigungen abgefunden. Weitaus wichtiger war jedoch, dass die Leistungen des unbequemen Neuerers nun allgemein anerkannt waren.

Als Johann Friedrich Schild am 28. Mai 1716 im Alter von 47 Jahren verstarb, hatten sich die Plauerer Schleierhändler mit ihm ausgesöhnt. Doch erst die folgenden Jahre sollten zeigen, wie wertvoll seine Hinterlassenschaft für das noch junge Baumwollgewerbe im Vogtland war.



Mit Schilds Tod erlosch die erste sächsische Manufaktur für Baumwollwaren. In den Steuertabellen von 1719 findet sich letztmalig ein Hinweis auf Schilds Witwe und das Fabric-Haus am Mühlberg: „Besitzet ein privilegirtes Hauß, ohne

Steuerschocke und hat eine Dienstmagd auch Würkerin, sich nunmehr mit dem TrancckSteuer Revisore ehelich versprochen.“ Tatsächlich hatte Schilds Witwe im Februar 1719 wieder geheiratet, verstarb aber schon wenige Monate nach der Trauung. Damit schien das Wirken jenes frühen sächsischen Unternehmers dem Vergessen preisgegeben, doch es sollte anders kommen.

Schild's Vermächtnis

Schild's Leistung muss eine besondere gewesen sein, denn die Erinnerung der Plauerer Schleierhändler an ihn blieb wach. Im Jahre 1790 unternahm Carl Heinrich Höffer (1732–1793), selbst ein bedeutender Kaufmann und Kenner des Baumwollgewerbes, den Versuch, eine „Geschichte der Baumwollnen Waaren-Manufactur im Voigtländischen Creiß“ niederzuschreiben. An dem Bericht fällt die besondere Würdigung auf, die er J. F. Schild zuteilwerden lässt. Was bewog Höffer – 75 Jahre nach Schilds Tod – zu dieser Würdigung?

Höffer, der selbst noch in vorindustrieller Arbeits- und Lebenswelt verwurzelt war, zeichnet von Schild das Bild eines Unternehmers, der im Denken und Handeln seiner Zeit voraus war. In der Schild'schen Manufaktur galten Prinzipien, die sich im sächsischen Textilgewerbe erst allmählich durchsetzen sollten und deshalb als Vorbote einer frühindustriellen Entwicklung gelten können. Doch welche Prinzipien waren das, die Schild zu einem Erneuerer des Gewerbes werden ließen? Höffer hat uns in seiner Schrift dazu einige recht präzise Angaben¹⁶ hinterlassen:

1. Durch Schild erweiterte sich das Sortiment an Baumwollartikeln

„Nach Schilds Tode stieg die Anzahl der bisherigen Innungs-Verwandten immer höher [...], so entstunden bey dieser baumwollenen Waaren-Manufaktur immer neue Articul; nach den Schleyern und Flohren, Cattune zu Reegentüchern, dann weiß, bunt und schwarze Frauenhalstücher, und endlich ostindische Neßeltücher auf teutschen Boden gezogen. Und welche Verschiedenheit wieder bey den Neßeltüchern an Qualitaet, Breite und Mustern!“

Tatsächlich war nach Schilds Tod eine rasante Zunahme, der in Plauen hergestellten Baumwollartikel zu verzeichnen. Bereits um 1720 fertigte man alle Arten von glatten Kopf-, Hals- und Schnupftüchern. Besonders „Weibertücher“ wurden seit der Einführung durch Schild in vielfältigen Formen gefertigt. Später stellte man auch gestreifte, karierte und ab 1740 bordierte und bestickte Erzeugnisse her. Die zu Beginn des 18. Jahrhunderts aufkommende Mode beförderte die Nachfrage zusätzlich. Neben den

- 9 StAPL. Rg. Rep I, Cap III, Nr. 6, Quatembersteuer, Blatt 77a.
- 10 Höffer, Carl Heinrich: Versuch einer Geschichte der Baumwollen Waaren-Manufactur im Voigtländischen Creiss von 1550-1790, In: Mitteilungen des Altertumsvereins zu Plauen 9 (1893), S. 52 ff.
- 11 Nach der Klassifizierung der Plauerer Häuser von Karl-Werner Steube wird das Haus mit der Nr. 394 geführt, siehe hierzu: StAPL. Nachlass Steube K5 Nr. 106, K5a Nr. 119.
- 12 Höffer (wie Anm. 10), S. 12.
- 13 StAPL. Gerichtsbuch Plauen, Nr. 394, Blatt 200b.
- 14 Forberger, Rudolf: Die Manufaktur in Sachsen vom Ende des 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, Berlin 1958, S. 172, 312.
- 15 Die Schleierordnung war das Regelwerk der Plauerer Schleierhändler und wurde im Dezember 1600 erstmalig erlassen. Sie beinhaltete Richtlinien zum Sortiment, zur Herstellung und Vermarktung von Baumwollartikeln. Die Regeln wurden in größeren Zeitabständen neuen Gegebenheiten angepasst.
- 16 Höffer (wie Anm. 10), S. 10 ff.

Autograph von
Johann Friedrich Schild
Stadtarchiv Plauen
Repro: Frank Luft



Der Standort von Schilds „Fabric-Haus“ am Mühlberg ist heute eine Grünfläche.
Foto: Frank Luft

bekanntem Plauener Modeartikeln (Schleier, Tücher), wurden Baumwollgarne nun auch zu Gebrauchstextilien (Regentücher, Schürzen, Vorhänge) verarbeitet.

2. Er führte neue Produktions- und Veredlungsmethoden ein

„Die [...] gewürkten Cattune aber, nachdem sie so wie jene, unter seiner Aufsicht von seinen Untergebenen mit Seife gewaschen und Tag und Nacht auf dem Rasen gebleicht waren, ganz weiß, [wurden] zu Reegentüchern [verarbeitet] nach Nürnberg versandt.“

„Und da er besonders ausländische Waaren nachzuahmen suchte, so ließ er das gesponnene Garn [...] mit Asche kochen, und etlichemal auf die Spindeln auf- und wieder abschlagen, [...], wodurch die Waaren das Wollige verloren, und einen überaus sanften Angriff erhielten.“

Schild's Bleich- und Behandlungsmethoden waren ein entscheidendes Gütekriterium seiner Baumwollerzeugnisse. Der Wert der Bleiche wurde nun auch von anderen Schleierhändlern erkannt und führte in den Folgejahren zu einer Vermehrung der Bleichplätze. Zu den ursprünglich zwei Plauener Ratsbleichen waren bis 1786 zehn weitere hinzugekommen. Gleichzeitig wurden für verschiedene Textilerzeugnisse jeweils eigene Bleich- und Behandlungsmethoden entwickelt. Später kamen zunehmend chemische Hilfsmittel wie Schwefelsäure oder Kalkmilch zum Einsatz, was die Bleichzeiten deutlich verkürzte und die Entstehung spezialisierter Bleich- und Appreturanstalten förderte.

3. Schild veränderte den Umgang mit Untergebenen

„[Dass] er zuvörderst einige Bauern zu Meßbach, Thiergarten und Weischlitz im Wollspinnen unterrichtet [...]“

Autor

Dr. Frank Luft
Plauen

„[und] er (Schild) in der Folge die Zahl seiner Würkerinnen, die er mit nöthigen Spul-Mädchen und täglichen Unterricht versah, bis auf 16 vermehrte, [...]“

„Rechtschaffen im Handel und Wandel, empfindsam bey Angabe und belohnend bey tüchtiger Verfertigung der Waaren, aber auch streng auf ihre Güte haltend, [...]“

In vorindustrieller Zeit war Arbeitskraft eine billige, unbegrenzte Ressource. Eine Anstellung erfolgte oft nur als Tagelöhner oder Saisonkraft. Im Gegensatz dazu bemühte sich Schild, die Erfahrungen seiner Untergebenen langfristig zu nutzen und so seine Erzeugnisse zu vervollkommen. Gerade für Frauen war eine Ausbildung damals nicht üblich, eine Zugehörigkeit zur Zunft ohnehin verwehrt. Von den zünftigen Webern wurden die Würkerinnen herablassend als „Pfuscher“ bezeichnet. In der Schild'schen Manufaktur webten sie hochwertige Tücher aus Baumwolle und Seide, die auf Messen lukrative Preise erzielten. Langfristig wurden damit nicht nur die zünftige Weberei, sondern auch althergebrachte Rollenbilder in Frage gestellt.

4. Erstmals zentralisierte er die Fabrikation in einer Manufaktur

„Johann Friedrich Schild [...] legte, um seine Manufactur auf einen dauerhaften Fuß zu gründen, [...], vor dem Straßberger Thor am Mühlberg ein ordentliches Fabric-Haus an. Er sorgte für Würckstühle und Würckblätter, und fieng mit 8 Würckermädchen [an], [...] Cattune fabricieren zu lassen.“

Die damals typische Verlagsweberei war eine dezentrale Produktion. Dagegen fasste Schild spezialisierte Tätigkeiten in einem „Fabric-Haus“ zusammen. Die zentralisierte Herstellung eines komplexen Erzeugnisses war zu Schild's Zeiten noch selten. Erst mit der Gründung der Meißner Porzellanmanufaktur verbreitete sich diese Produktionsform allmählich auch in Sachsen. In Plauen war das erfolgreiche Schild'sche Modell einer zentralisierten Fabrikation ein wichtiger Impuls für die spätere Gründung einer Kattundruck-Manufaktur.

So hatte Johann Friedrich Schild im frühen 18. Jahrhundert eine Weiterentwicklung des vogtländischen Textilgewerbes angestoßen. Nicht zuletzt durch seine Pionierleistung verfügte die Region in den Folgejahren über bestes Know-how. Vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam es im Vogtland zu einem bis dahin nicht gekannten Aufblühen des Baumwollgewerbes. Weitere 100 Jahre später führte diese Entwicklung zur maschinellen Spitzen- und Gardinenfabrikation, deren Erzeugnisse die Region weltweit bekannt machte.

Von der Erfindung zur Erzeugung von Holzschliff

durch Friedrich Gottlob Keller (1816–1895) und deren Umsetzung in Unternehmen der Papierbranche in Sachsen

Alf-Mathias Strunz, Christian Bleyl

Im Lebensbild Friedrich Gottlob Kellers spiegeln sich die Facetten der industriellen Revolution in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Als Quereinsteiger greift er den rasch wachsenden Bedarf der Papierindustrie an einem alternativen Rohstoff zu Hadern auf und hält in seinem Ideenbuch unter anderen den Gedanken fest, „Papier zu fertigen von Holzfasern, welche durch Friktion erzeugt werden“. Seine Erfindung der Holzschlifferzeugung findet weltweit Verbreitung – der persönliche wirtschaftliche Ertrag bleibt ihm jedoch in tragischer Weise verwehrt. Die wirtschaftliche Umsetzung von Kellers bahnbrechender Erfindung in ausgewählten sächsischen Unternehmen wird am Beispiel der Papierfabriken in Kriebstein und Schönfeld sowie der Schumacher Packaging GmbH, Werk Schwarzenberg nachgezeichnet.

Am 27. Juni 1816 wird Keller in Hainichen/Sachsen geboren. Bereits während seiner Schulzeit zeigen sich seine technischen Neigungen. Obwohl er gerne eine Gewerbeschule besucht hätte, wird er Weber wie sein Vater. Bereits mit 24 Jahren erwarb er das Meister- und Bürgerrecht der Stadt Hainichen.

Der junge Keller ist vielseitig interessiert. Neben seinem Beruf beschäftigt er sich mit unterschiedlichen technischen Neuerungen und Erfindungen, die er unter anderem in seinem bemerkenswerten „Ideen-Notizbuch“ (1841/1842) festhält. Dort findet sich unter anderen die „Idee, Papier zu fertigen von Holzfasern, welche durch Friktion erzeugt werden“.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass Keller seinen eigenen Angaben zufolge bereits vorher daran gedacht hatte, auf chemischem Wege Papierfaserstoff aus Holz zu gewinnen. Im Ergebnis seiner Versuche kam er zu dem Schluss „...dass unter Einwirkung höherer Hitze grade, als sie der bloße Siedepunkt gestattet, es vielleicht möglich sein könnte, dies (nämlich die chemische Aufbereitung von Holz zu Faserstoff) zu erreichen. Allein der gleichen Dampfapparate standen mir nicht zur Verfügung, und deshalb musste ich davon absehen.“¹ Damit war Keller aus heutiger

Sicht bereits 1840 gedanklichen einen Schritt in Richtung der später entwickelten chemischen Aufschlussverfahren gegangen.

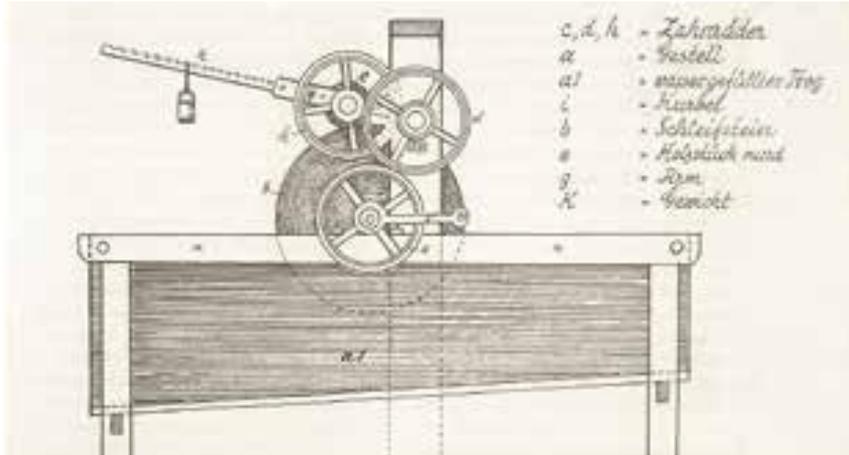
Beide Gedankenrichtungen machen deutlich, dass Keller – gewissermaßen als „Quereinsteiger“ – für die Faserstoff- und Papiererzeugung sowie das Druckgewerbe ein lebhaftes Interesse hatte. In eigener Erinnerung bezieht er sich in diesem Zusammenhang auf ein Polytechnisches Journal aus dem Jahr 1839 oder 1840. In der Tat finden sich zu jener Zeit zum Beispiel im „Polytechnischen Journal“ verschiedene Publikationen und Patentschriften, die auf die Erzeugung von Faserstoffen für die Papierherstellung ausgerichtet sind, u.a.²

Neben dem Studium polytechnischer Schriften haben Kellers vielfältige handwerkliche Beschäftigungen und Versuche sowie seine Beobachtungsgabe für die Tier- und Pflanzenwelt letztlich zeitversetzt zur Erfindung eines Verfahrens beigetragen, das in die weltweite Technikgeschichte der Papierherstellung als Holzschliffverfahren Eingang gefunden hat. Zeitversetzt deshalb, weil Keller nach eigener Erinnerung und Darstellung, durch nähere Betrachtung eines Wespenestes um 1840 (?) zu dem Schluss kam, dass das Wespenest aus feinen Holzfasern bestehen müsse. In der Beschäftigung mit der Frage, wie derart feine Holzfasern industriell erzeugt werden könnten, erinnerte sich Keller einer Beschäftigung in seiner Jugendzeit. Diese bestand darin, Ketten aus beidseitig abgeschliffenen Kirschkernen zu fertigen. Dazu wurde jeweils ein Kern in die Vertiefung eines kleinen Holzbrettchens gelegt und gegen einen angefeuchteten Sandstein geschliffen. Im Ergebnis dessen wurde ein Teil des Kirschkerns zu Pulver verschliffen. Gleichzeitig lösten sich aus dem Holzbrettchen Fasern ab, die auf dem feuchten Schleifstein zurückblieben und nach dem Trocknen ein kleines Stückchen Faserfilz gebildet hatten.

Trotz seiner zunächst gescheiterten Versuche glaubte Keller fest daran, „...endlich im Holz den geeigneten Stoff gefunden zu haben, weil derselbe in großen Mengen und billig zu haben ist“.



Friedrich Gottlob Keller (1816–1895),
Foto nach 1893
Sammlung Dr. Strunz,
Gellert-Museum Hainichen



**Zweiter Schleifapparat
Kellers um 1844**
Sammlung: Christian Bleyl

Mit einfachsten Mitteln baut er 1844 einen Schleifapparat, mit dem er gemeinsam mit seiner Frau „in mühseliger, Wochen dauernder Nacharbeit“ wohl 100 kg abgepressten Holzschliff erzeugte.

In der Papiermühle zu Alchemnitz wurde der Schliff mit einem Drittel Hadernstoff gemischt und zu Papier verarbeitet. Am 11. Oktober 1845 erscheint ein Teil der Ausgabe des Intelligenz- und Wochenblattes für Frankenberg und Umgebung auf diesem holzstoffhaltigen Papier, gedruckt in der Druckerei von Carl Gottlob Rossberg in Frankenberg¹. Es entsteht damit die erste, hauptsächlich aus Holzschliff hergestellte Zeitung der Welt.

Ungeachtet dieser Erfolg versprechenden Ansätze bleibt Keller zeitlebens der angestrebte wirtschaftliche Erfolg seiner Erfindung verwehrt. Die Keller-Biographen H. L. Sittauer und W. Schlieder^{3,4} schildern in großer Detailliertheit die ebenso ausdauernden wie erfolglosen Anstrengungen des Erfinders um angemessene finanzielle Unterstützung und Patentierung der Erfindung des Holzschleifverfahren zur Erzeugung von Faserstoff für die Papierherstellung.



Ausgabe des „Intelligenz- und Wochenblattes“ für Frankenberg und Umgebung vom 11. Oktober 1845, die erste hauptsächlich aus Holzschliff hergestellte Zeitung der Welt

Dass die Keller'sche Erfindung tatsächlich zu einem Wendepunkt der weltweiten Papierfabrikation und damit des Zeitungs- und Buchwesens werden konnte, resultierte zuerst aus der Verbindung Kellers mit Heinrich Voelter. Jener entstammt einer in Heidenheim a. d. Brenz ansässigen Kaufmannsfamilie, die zugleich eine Papiermühle betrieb. Nach kaufmännischer Lehre war Voelter in leitender Position in den Vereinigten Fischer'schen Papierfabriken zu Bautzen tätig und erhielt Kenntnis von Kellers Erfindung. Als weithin anerkannter technischer Fachmann für Papierfabrikation und weitsichtiger Finanzier ringt er um die Patentierung des Holzschleifverfahrens, die Keller bis dahin nicht gelungen war. 1847 wird das angestrebte Patent auf fünf Jahre erteilt. Dessen wirtschaftliche Nutzung durch Voelter und Keller war vertraglich vereinbart. Jedoch sah sich Keller auf Grund seiner offenen finanziellen Verpflichtungen nicht in der Lage, die 1852 fälligen 50 Thaler für die Erneuerung des Holzschliffpatentes aufzukommen. Angesichts dessen „überließ er seinen Patentanteil dem Kapitaleigentümer Voelter zur wirtschaftlichen Nutzung und schied damit auch im juristischen Sinne aus der vertraglich vereinbarten Zusammenarbeit aus.“¹ Heinrich Voelter war 1848 wieder nach Heidenheim übersiedelt, um nach dem Tod des Vaters die Leitung der elterlichen Papierfabrik fortzuführen. Mit Nachdruck treibt er - auch gegen zahlreiche Widerstände konservativer Papierhersteller - die technologische und technische Entwicklung der Holzschliffherzeugung voran. Wesentlichen Anteil daran hat die Fortführung der langjährigen Zusammenarbeit zwischen der Papierfabrik H. Voelters Söhne und Johann Matthäus Voith in Heidenheim. Die Werkstatt von „Mechanicus Voith“ zählt 1853 sieben Mitarbeiter und führt überwiegend Reparaturarbeiten aus, verfügt aber auch mit über erste Erfahrungen über mechanische Arbeiten an Papiermaschinen. Durch Aufträge von H. Voelter zur Fertigung von Holzschleifmaschinen (so genannten „Defibreuren“) konnte der Übergang vom Voiths Handwerksbetrieb zur Maschinenfabrik vollzogen werden, die ab dem 1. Januar 1867 als J. M. Voith firmierte. Voelter und Voith stellten auf der Weltausstellung 1855 in Paris ein Papiersortiment mit Holzschliffbeimischungen aus, nachdem bisherige Schwächen der von Voelter entworfenen Schleifapparate durch J. M. Voith verringert und durch Maschinen zur Verbesserung der Faserstoffqualität ergänzt wurden. In nachfolgenden Jahren trübt sich das Verhältnis zwischen beiden Unternehmern zunehmend ein. Vermutlich nicht zuletzt durch den Auftrag Voelters an die Maschinenfabrik Decker in Cannstatt zum Bau einer betriebsfähigen Schleiferei-Anlage als Exponat für die Weltausstellung 1867 in Paris.

1866 schließt die Firma J. H. Voelters Söhne mit Johann Matthäus Voith auf 6 Jahre einen Vertrag, wonach Voith das Recht zu dem Bau der zur Holzzubereitung gehörigen Apparate übertragen wird und verzichtet im Gegenzug auf das Recht, dieselben von ihren eigenen oder anderen Werkstätten bauen zu lassen.

Ungeachtet der nachfolgenden gegenseitigen Vorwürfe beider Firmen über Patents- und Vertragsverletzungen bleibt festzuhalten, dass letztlich durch die Arbeiten in beiden Unternehmen die Grundlagen zur Verwirklichung des Holzschleifprinzips von Friedrich Gottlob Keller im nationalen wie internationalen industriellen Maßstab gelegt wurden.⁵

Indes übersiedelt Keller 1853 nach Krippen in der Sächsischen Schweiz und eröffnete dort 1867 eine mechanische Werkstatt. Mit der ihn prägenden Kreativität des „unruhigen Geistes“ und bewundernswerter Beharrlichkeit sucht er dort das Leben seiner Familie am Rande des Existenzminimums zu fristen. An der prekären wirtschaftlichen Situation Kellers änderte sich mit der Verleihung des Ritterkreuzes des Zivildienstordens durch König Albert von Sachsen ebenso wenig wie durch die Namensgebung einer Höhe in der Nähe von Krippen mit „Kellerfelsen“. Erst nach 1892 ermöglichten Erträge aus vielerlei Aufrufen der national und international prosperierenden Holzschliff- und Papierindustrie Kellers Lebensabend in wirtschaftlicher Hinsicht zu erleichtern.

Im einem Artikel in der Fachzeitschrift „Zellstoff und Papier“ ist als Resumee zum Lebensende Friedrich Gottlob Kellers am 8. September 1895 formuliert: Es endete ein ebenso erfülltes wie an persönlicher Tragik reiches Erfinderleben, „das so sehr Mühe und Arbeit und am Ende doch so wenig köstlich war“.⁶

Dr. Konstantin Schwenzon sieht die Entwicklungsgeschichte der Holzschliffherzeugung aus historischen Abstand mit klarer wirtschaftlicher Differenziertheit: „Die Verdienste von Keller und Voelter kann man nicht mit demselben Maß messen. Die Entwicklung einer Erfindung zur Fabrikationsreife erfordert nicht nur technisches Können und Erfahrung, sondern Kapital.“ Dies besaß der Fabrikbesitzer Voelter, der Handwerker Keller aber nicht. Voelters technische Erfahrungen, seine solide kaufmännische Ausbildung, unternehmerische Weitsicht und sein wirtschaftlicher Hintergrund haben es Voelter ermöglicht, mit der Kellerschen Erfindung ein Vermögen zu erwerben. Die Entwicklung und Herstellung von Maschinen und Anlagen zur Erzeugung von Holzschliff stellte zugleich den wirtschaftlichen Ausgangspunkt für die Entwicklung der Maschinenbaufirma J. M. Voith zum Technologiekonzern dar. Friedrich Voith entwickelt den väterlichen Betrieb zum Industrieunternehmen J. M. Voith, das im internatio-

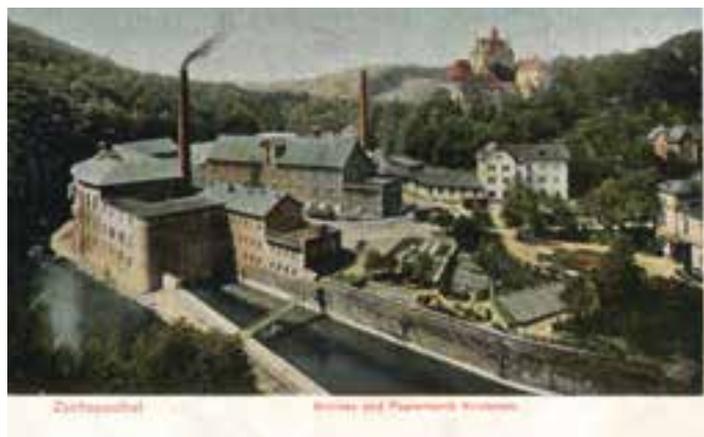


nenal Maßstab Maschinen und Anlagen für die Papierindustrie produziert. Ein weiterer wesentlicher Geschäftszweig des Unternehmens entwickelt sich aus dem zielstrebigem Ausbau des Geschäfts mit Wasserturbinen und Kraftwerksausrüstungen. Als ein Beispiel seien Bau und Lieferung von sechs Maschinensätze mit je 700 Megawatt Leistung für das Drei-Schluchten-Kraftwerk am Jangtsekiang in China.

Kellers Erfindung trägt natürlich in Sachsen wesentlich zum Fortschritt der Industrialisierung der Faserstoff-, Papier- und Pappenerzeugung bei. Als bedeutender Chronist der technischen

Prospekt von Heinrich Voelter für die Pariser Weltausstellung 1867
Sammlung: Christian Bleyl

Ansicht der Papierfabrik Kübler & Niethammer, Kriebstein, um 1910
Sammlung: Christian Bleyl



- 7 Kirchner, E., Das Papier. I. Teil: die Geschichte der Papierindustrie und Allgemeines über Papier, herausgegeben vom Verleger des Günter Staib'schen Wochenblattes für Papierfabrikation, Biberach 1897.
- 8 Steinberg, Swen, Transformationen und Bestand.Erschließung und inhaltliche Potentiale des Bestandes der Papierfabriken Kübler & Niethammer mit dem Nachlass der Unternehmerfamilie im Sächsischen Wirtschaftsarchiv e. V., Leipzig, Archiv und Wirtschaft · 44. Jahrgang 2011 · Heft 3, S. 109–116.
- 9 Thomae, A., 1911–2011 – 100 Jahre Schönfelder Papierfabrik Schönfelder Papierfabrik GmbH, Annaberg-Buchholz 2011.

und wirtschaftlichen Entwicklung des Holzschliffverfahrens gilt Prof. Ernst Kirchner, der von 1892 bis 1914 an der Technischen Lehranstalt und Gewerbe-Akademie in Chemnitz tätig war und fast 30 Jahre lang (1892-1921) als Schriftleiter des „Wochenblattes für Papierfabrikation“ wirkte. Kirchner war einer der bedeutendsten Autoren des Papierfaches in seiner Zeit. Ihm verdanken wir auch die Zusammenstellung vieler statistischer Daten zur Entwicklung der Papierindustrie in Sachsen.⁷

Die verfahrenstechnische Weiterentwicklung des Holzschliffverfahrens und die Fortschritte im Bau von Papiermaschinen bewirken in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen dynamischen Aufschwung der Papierindustrie in Sachsen. Im Vergleich zum Jahr 1800 war die Papier- und Pappenproduktion 1900 auf das 285-fache gestiegen.

Beginn des wirtschaftlichen Aufschwungs der Papierfabrik in Kriebstein durch Nutzung des Verfahrens zur Holzschliff-erzeugung

1856 wurde im sächsischen Kriebstein die Firma Kübler & Niethammer gegründet. Es ist die Fabrik, die auf die wohl die unmittelbarste personelle Verknüpfung zu den Pionieren der technischen und industriellen Umsetzung des Verfahrens zur Holzschliffherzeugung verweisen kann: Die beiden Gründer – Friedrich Kübler und Albert Niethammer – stammten aus Heidenheim in Württemberg, wo sie gemeinsam in der Papierfabrik Heinrich Voelter & Söhne gelernt und später gearbeitet hatten.

Als Anfang 1856 der Besitzer der Kriebsteiner Mühle des Betriebes überdrüssig wird, die Fabrik aber nicht verkaufen will, kam es am 15. März 1856 zu einem Pachtvertrag über 12 Jahre zwischen Gustav Pohl als Verpächter und Fritz Kübler und Albert Niethammer als Pächter über die Papierfabrik in Kriebstein. 1860 wurde den beiden Firmengründern die nach einem Brand im Wiederaufbau begriffene Papiermühle Georgenthal zum Kauf angeboten. 1860 und 1861 bauten sie die Fabrik am Schwarzwasser auf. Kübler und Niethammer gründeten so die erste Holzschleiferei Deutschlands, die von einer Papierfabrik unabhängig war. Damit wurde zum ersten Mal im Januar 1862 Handelsholzschliff industriell hergestellt. Am 13. Februar 1862 war der erste Holzstoff von Georgenthal, verpackt in Fässern, abgeschickt worden.

Im Dezember 1855 besucht Albert Niethammer im Auftrage Voelters Kriebstein, um unter anderem über die Einführung einer Holzschleiferei zu verhandeln.

Erst durch Drängen Pohls lässt sich Albert Niethammer zum Kauf von Kriebstein überreden. Am 15. März 1867 geht Papierfabrik Kriebstein

in den Besitz von Niethammer über. Aus Achtung vor seinem früh verstorbenen Freund und Geschäftspartner behält Albert Niethammer die Firmenbezeichnung „Kübler & Niethammer“ bei. Im Frühjahr 1868 begann der Umbau der technischen Anlagen, die mit 3 Turbinen und 10 Holländern aus dem Hause Voith 1869 in Betrieb ging.

Die Papierfabrik in Kriebethal wurde in den folgenden Jahrzehnten systematisch erweitert und modernisiert. 1906 gehörten insgesamt zehn Fabriken in Sachsen mit fast 1000 Arbeitern und 30 Angestellten zum Unternehmen Kübler & Niethammer, wobei der Großteil der Arbeiter im Umfeld des ländlich gelegenen Stammwerkes Kriebstein beschäftigt war. Das Unternehmen Kübler & Niethammer war bis 1945 das größte in Privatbesitz befindliche Papierunternehmen Deutschlands und hatte einen erheblichen Anteil an den deutschen Papierexporten. Albert Niethammer gilt als Begründer der großindustriellen Zeitungspapierfabrikation.

Am 22. April 1945, kurz vor Kriegsende, wurden Straßenbrücken und Bahnbrücken über die Zschopau gesprengt und damit die Fabriken im Tal stillgelegt. Unter großen Schwierigkeiten kann im August 1945 auf zwei Maschinen wieder produziert werden. Bevor die Kriebsteiner Brücke nicht befahrbar ist, können die sowjetischen Demontagetruppen ihren Befehl zur Demontage nicht erfüllen. Am 10. März 1946 besetzen sowjetische Truppen die Betriebsstätten, die Demontage beginnt am 11. März und bis zum 6. Oktober 1946 ist alles ausgeräumt.

1955 begann dann der Aufbau einer neuen Papiermaschine in Kriebstein, die im Jahr darauf in Betrieb genommen wurde und Zeitungs- sowie Schreibpapier herstellte, später kamen Seiden- und Zellstoffpapierfabrikate hinzu.

Im Herbst 1989 entschieden sich die Nachkommen der Unternehmerfamilie Niethammer, in die Region Kriebstein, in die sie ohnehin Kontakt gehalten hatten, zurückzukehren. 1990 erfolgte dann die Rückübertragung auf die Familie, Horst Niethammer war als Mitglied der dritten Generation an der Gründung der Kübler & Niethammer AG im Stammwerk Kriebstein noch beteiligt.⁸

Im August 2002 wurde das Unternehmen – wie viele andere Papierfabriken an Flussläufen in Sachsen – die so genannte Jahrhundertflut stark in Mitleidenschaft gezogen. Dadurch bedingte Umsatzeinbrüche in Verknüpfung mit anderen wirtschaftlichen Belastungen führten zur Insolvenz. 2007 gelang der Ausstieg aus dem Insolvenzverfahren, nicht zuletzt durch die erfolgreiche Neuausrichtung des Produktportfolios und den Einsatz von umweltfreundlichen Technologien. 2013 erfolgte der Umbau der Papiermaschine mit dem Ziel, auch hochwertige Papiere für den Verpackungsbereich

anbieten zu können. Zu den vorher hauptsächlich produzierten 85.000 t gestrichener Druckpapiere auf Altpapierbasis (LWC – Light Weight Coated) steht nach dem Umbau eine Kapazität von rund 30.000 t für die Erzeugung gestrichener weißer Deckenpapiere für Wellpappen zur Verfügung. Dafür waren Investitionen von rund 19 Millionen Euro erforderlich, die zu etwa einem Drittel durch Fördermittel der EU bezuschusst wurden.

Die Papierfabrik Schönfeld – von einem Standort der Holzschliffherzeugung zur modernen Papierfabrik für Druck- und Spezialpapier

Die nachfolgenden Angaben stammen ausschließlich aus der Festschrift des Unternehmens, die anlässlich des 100-jährigen Bestehens der Fabrik im Jahr 2011 herausgegeben wurde.⁹ Ursprünge der Papierfabrik Schönfeld bei Annaberg gehen auf die Holzschleiferei von Carl Anton Bretschneider zurück, die um 1880 entstanden war und 1906 in den Besitz von Ernst Oswald Dietrich überging. Die meisten der entstandenen Holzschleifereien waren wirtschaftlich von den Papierfabriken abhängig. Das gewachsene Angebot an Holzschliff führte auch zu einem Preisverfall bei Papier. „Dem Vernehmen nach soll die Unzufriedenheit der Holzschliff-Fabrikanten auch ein Grund für den Entschluss gewesen sein, eine eigene Fabrik zu gründen“. Mit Abschluss des Gesellschaftervertrages am 8. April 1911 war die juristische Basis für die Gründung der Papierfabrik Schönfeld geschaffen. Bemerkenswerterweise erfolgte bereits am 12. Juni 1912 die erste Papierproduktion. Durch Übernahme angrenzender Grundstücke der Schleiferei Dietrich im Jahre 1934 waren Möglichkeiten zur Erweiterung der Produktionsanlagen um drei neue Holzschleifer geschaffen. Gleichzeitig erfolgten Investitionen in die Schärf-Vorrichtungen für die Schleifersteine sowie in die Holzschliffaufbereitung und Sortierung. Im Zuge der Kapazitätserweiterung wurde eine Dampfturbine zur Sicherung der erforderlichen Energieversorgung installiert. Ein weiterer Grundstückserwerb im Jahre 1938 schafft Voraussetzungen für die perspektivische Vergrößerung des Fabrikgeländes. In der Nachkriegszeit wurden 1951 die neun Gesellschafter der Schönfelder Papierfabrik GmbH zwangsenteignet. Ab 1. Januar 1951 wird aus der Schönfelder Papierfabrik der volkseigene Betrieb VEB Papierfabrik und der Vereinigung Volkseigener Betriebe (VVB) mit Sitz in Heidenau unterstellt. Drei Jahre später beginnen Neu- und Umbauarbeiten an der Stoffaufbereitung und der Papiermaschine. Im Rahmen der wirtschaftlichen Möglichkeiten erfolgen in den Folgejahren vielfältige Sanie-

rungsarbeiten an Gebäuden und Investitionen in die Wasserversorgung, in den Rohstoffumschlag, die Energieversorgung und in die Produktionsanlagen. 1981 erhält die Papiermaschine als erste in der Papierindustrie der DDR ein modernes AccuRay-Prozess-Leitsystem. Auf Grundlage eines Ministerratsbeschlusses aus dem Jahr 1980 wird 1985 durch den VEB Papiermaschinenwerke Freiberg (PAMA) eine komplett neue Papiermaschine in Schönfeld installiert.

Nach der politischen Wende 1989 übersteht das Unternehmen Phasen als rechtlich unselbstständige Betriebsstätte der Vereinigten Papier- und Kartonwerke Niederschlema GmbH (1989–1.8.1991) und danach durch Kauf als rechtlich unselbstständige Betriebsstätte der Dresden Papier AG.

1992 beginnt das zähe Ringen um die Rückübertragung des Betriebes. Diesem mühevollen Prozess stellen sich Erben der 1951 enteigneten Gesellschafter und Dipl.-Ing. Volker Cordier. Volker Cordier entstammte einer traditionsreichen Papiermacherfamilie. Mit der Verwirklichung seiner Vision ist es Volker Cordier ab 1997 gelungen, dem ganzen Werk um die bereits stillgelegte Papiermaschine wieder Leben einzuhauchen. Umso mehr haben die ihm nächsten Menschen, Mitarbeiter und Geschäftspartner im Januar 2013 mit Bestürzung und Trauer seinen Tod im Alter von 70 Jahren hinnehmen müssen.

Im Februar 1996 erging der Rückübertragungsbescheid für die Schönfelder Papierfabrik. Mit einem Investitionsaufwand von 10 Millionen Euro beginnt im Oktober des gleichen Jahres der Umbau der Papierfabrik. Nach sechs Jahren kann der Umbau der Papiermaschine 2002 beginnen. Trotz erheblicher Schäden durch die Hochwasserkatastrophe im gleichen Jahr wird die Modernisierung der Papiermaschine mit einem Aufwand von 6 Millionen vorangetrieben. Wesentliche Maßnahmen für die stetige Verbesserung der Umweltfreundlichkeit sind im Dezember 2007 die Inbetriebnahme eines neuen Kraftwerkes sowie vielfältige Investitionen in die Wasserversorgung und Abwasseraufbereitung.

Schließlich kann 2009 die radikale Veränderung der Rohstoffversorgung der Papierfabrik mit Faserstoffen in Angriff genommen werden. Die Firma Voith lieferte eine multifunktionale und sehr flexible Stoffaufbereitung der neuesten Generation für das Deinking-Flotationsverfahren zur Entfernung von Druckfarben und hydrophoben Verunreinigungen aus Altpapier. Die Anlage ging Mitte 2012 erfolgreich in Betrieb. Der Energiebedarf ist mit 10 bis 15 kWh/t sehr gering.

Damit ging auch in der Papierfabrik die Ära der Faserstoffherzeugung nach dem von Friedrich Gottlob Keller erfundenen Verfahren zur Holzschliffherzeugung zu Ende. Ohne die Erfin-

Holzschleiferei der Gebr. Freitag, Raschau, Innenansicht (heute Schumacher Packaging GmbH), um 1950
Sammlung: Christian Bleyl



10 Zeman, Johann: Notizen aus der Wiener Weltausstellung. 1874, Band 214, Nr. I. (S. 1–8).

„...dieser Ort wohl nicht entstanden.“

Die Schönfelder Papierfabrik in Annaberg-Buchholz, Sachsen, produziert heute auf einer Arbeitsbreite von 3.300 mm jährlich mehr als 50.000 t grafische Papiere und Spezialpapiere im Flächengewichtsbereich von 45 bis 120 g/m². Das Sortiment umfasst diverse Papiersorten wie Offset-, Office-, Volumen-, Briefumschlag- und aufgebesserte Zeitungsdruckpapiere sowie Tapetenroh- und Kaschierpapiere.

Wirtschaftlicher Aufschwung der Pappen- und Kartonagenproduktion im Erzgebirge durch die Verfahren zur Holzschlifferzeugung am Beispiel des Standortes Schwarzenberg/Raschau

Das klassische Holzschliff-Verfahren erfuhr bald Modifizierungen, die eine Erweiterung der Einsatzbereiche ermöglichte. Zu den wichtigsten Varianten der Verfahrensführung zählt das so genannte Braunschliff-Verfahren. Dabei wird Nadelholz vor dem Schleifen einer Dampfbehandlung unterzogen. Dadurch verringert sich einerseits der spezifische Energiebedarf für die anschließende Zerfaserung und andererseits erhält man im Vergleich zum klassischen Holzschliff längere und elastischere Fasern, die im Ergebnis des „Kochens“ eine Braunfärbung aufweisen. Auf diese Modifizierung verweist unter anderem folgende Notiz aus dem Dingler'schen Journal:

„Ein weiterer Fortschritt in der Holzstoff-Fabrikation, welche Voelter in die Praxis eingeführt, ist das für von Oswald Meyh in Zwickau erfundene und ihm patentirte Verfahren, das Holz vor dem Schleifen auf eine sehr einfache und wenig kostspielige Weise zu präparieren, daß es einen zwar braun gefärbten, aber viel faserreicheren Stoff gibt, als der aus nicht präpariertem Holze ist, so daß man daraus ohne allen Zusatz von Hadern ein Papier von bemerkenswerther Zähigkeit erhält. Seiner braunen Farbe wegen ist dieser Stoff jedoch nur zu Pappen, Einschlag- und ordinären Tapetenpapieren verwendbar.“¹⁰ Am Standort Raschau gründete Emil Freitag 1868 eine Holzschleiferei, die zehn Jahre später erweitert und auf die Erzeugung von Pappe umgestellt wurde. In der Holzschleiferei löste das Braunschliffverfahren das konventionelle

Ansicht der Holzschleiferei „Neue Hütte“, Pöhla bei Schwarzenberg um 1895 (Fa. Breitfeld, ab 1919 zu Fa. Gebr. Freitag, Raschau)
Sammlung: Christian Bleyl



Schleifverfahren ab. Bereits in den Jahren 1882/83 erfolgt der Bau einer zweiten Pappfabrik auf Wildenauer Flur. An diesem Standort befindet sich heute der Betriebsteil Kartonerzeugung der Schumacher Packaging GmbH in Schwarzenberg. Ebenfalls auf Wildenauer Flur errichten die Gebrüder Freitag im Jahre 1889 eine dritte Pappfabrik. Auf diesem Standort ist heute der Betriebsteil Kartonverarbeitung von Schumacher Packaging GmbH in Schwarzenberg zu finden.

Die Entwicklung des Unternehmens der Gebrüder Freitag ist in den Jahren 1905 bis 1930 durch die Übernahme und Zukäufe weiterer Schleifereien und Pappfabriken in den Regionen des Mittleren und Westlichen Erzgebirges geprägt:

- 1905 Übernahme der Holzstoff- und Lederpappfabrik Dittrich und Gessner in Breitenhof
- 1908 Übernahme der Pappfabrik Siegelhof
- 1919 Kauf der Holzschleiferei Neue Hütte in Pöhl
- 1928 Kauf der Holzstoff- und Holzpappfabrik Nestler und Breitfeld in Erla

1927 verfügt das Unternehmen über elf Holzkocher, elf Kraftschleifer und zwei Kartonmaschinen. Die Produktionskapazität für Karton erreichte zu dieser Zeit 9.000 t/a. Durch Firmenerweiterungen sowie Ausbau- und Modernisierungsmaßnahmen in den Werken entwickelt sich das Unternehmen Gebrüder Freitag zum größten und leistungsfähigsten Betrieb der Branche in dieser Region.

Nach dem Krieg werden erhebliche Teile der Werke durch die sowjetische Besatzungsmacht demontiert. 1952/1955 erfolgt schließlich die entschädigungslose Enteignung der Firma Gebrüder Freitag.

Nach der Umwandlung des Unternehmens in den Volkseigenen Betrieb (VEB) Pappen- und Kartonagenwerke Raschau im Jahre 1956 erfolgen bis 1971 Zusammenlegungen mit kleineren Pappen- und Kartonagenfabriken. Das Gesamtwerk Raschau wird 1971 als Zweigwerk dem VEB Vereinigte Pappen- und Kartonagenwerke mit Sitz Glashütte/Sachsen zugeordnet. Durch die veraltungstechnische Konzentration von Pappen- und Kartonagenfabriken entstanden auch für das Unternehmen in Raschau Möglichkeiten zur Durchführung von Investitionen im Bereich der Kartonerzeugung und -verarbeitung.

Mit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland 1990 und den daraus resultierenden gesetzlichen Regelungen erfolgte die Umwandlung von volkseigenen Kombinat, Betrieben und Einrichtungen in Kapitalgesellschaften. In den Jahren zwischen 1990 und 1995 gehörte das Raschauer Unternehmen zur Dresden Papier AG, bis diese 1994 durch die kanadische In-

vestmentgesellschaft privatisiert wurde. Nach einem Intermezzo als Pachtbetrieb der Bieber Karton GmbH und deren eingetretenen wirtschaftlichen Schwierigkeit erfolgte 1997 die Rückübernahme durch die Dresden Papier AG. Mit der Übernahme der Geschäftsanteile zusammen mit dem Anlagevermögen durch die Golzern Holding GmbH (Papierfabrik Golzern GmbH) und Christian Bleyl 1998 wurde eine Phase der wirtschaftlichen Konsolidierung eingeleitet. Von 1998 bis 2008 investierte die Golzern Holding rund 25 Millionen Euro. 2008 erfolgt der Verkauf der Kartonagen Schwarzenberg GmbH an die Schumacher Packaging Gruppe, 2010 die Umfirmierung in Schumacher Packaging GmbH, Werk Schwarzenberg. Im Zeitraum 2009 bis 2014 flossen rund 15 Millionen Euro in die Optimierung der Kartonmaschine und in diverse Verarbeitungsprozesse. Im Geschäftsjahr 2014 erwirtschaftete die Unternehmensgruppe Schumacher Packaging einen Jahresumsatz von rund 472 Millionen Euro. Die Gruppe beschäftigt zu dieser Zeit 2.600 Mitarbeiter.

Eine sächsische Erfindung ohne Happy End in Sachsen

Als ein weiteres Beispiel für die industrielle Nutzung des Holzschleifverfahrens soll auf die Produktion von Bierglasuntersetzern verwiesen werden. Der Ursprung der im deutschsprachigen Raum geläufigeren Bezeichnung „Bierdeckel“ ist wohl darauf zurückzuführen, dass früher sogenannte Bierfilze verwendet wurden, die bei Biergenuss im Freien auf den Bierkrug gelegt wurden, damit kein Ungeziefer und andere unerwünschte Bestandteile ins Bier gelangen sollten.



„Bierdeckel“ der Sputhmühle
Sammlung: Christian Bleyl



Ansicht der Sputhmühle in
Sebnitz um 1930
Sammlung: Christian Bleyl

11 <http://www.deutsche-biographie.de/sfz123640.html>.

12 Renker, A., Von Schäffer zu Keller, Der Papierfabrikant, Berlin, 1938, Nr. 27/28.

Der aus Dresden stammende Kaufmann und Fabrikant Robert Spath erhielt 1892 ein Patent für sein Verfahren zur Herstellung von sogenannten Faserguss-Untersetzern. Er hatte gewissermaßen aus der Not eine Tugend gemacht: 1882/83 erbaute Spath in Mittelndorf bei Sebnitz (Sächsische Schweiz) eine eigene Fabrik zur Herstellung von Holzschliff. Die Fabrik lag an der 1877 eröffneten Eisenbahnlinie Bad Schandau-Sebnitz-Neustadt, nutzte die vorhandene Wasserkraft zum Antrieb der Maschinen und das Wasser in der Produktion. Das benötigte Fichtenholz kam aus nahe gelegenen Wäldern, die Rohstoffzufuhr und der Fertigwaretransport (Holzschliff, Buchbinderpappe) erfolgten per Bahn. 1890/91 kam es zu einer Überproduktionskrise in der Holzstoffindustrie, die von einem starken Preisverfall auf dem internationalen Markt begleitet war. Auf der Suche nach neuen Anwendungsmöglichkeiten erfand Spath das „Verfahren der Herstellung von Holzfilzplatten oder Holzfilzdeckeln“, das am 25. Oktober 1892 patentiert wurde (DRP 68444). Der neuartige, stark saugfähige, einseitig bedruckbare Deckel aus gegossenem, gepresstem und getrocknetem Fichtenholzschliff verdrängte rasch die bis dahin üblichen Untersetzer aus Filz, Porzellan und aus wenig saugfähiger Pappe. Geringe Herstellungskosten und die Möglichkeit der Produktwerbung lenkten das Interesse der expandierenden Brauindustrie und des Gaststätten-gewerbes auf den Deckel, während die Konsumenten dessen hygienische Eigenschaften schätzten. Die mit Reklame und Sinnsprüchen bedruckten Untersetzer aus der „Holzschleiferei und Holzfilz-Fabrik von Robert Spath“ fanden weltweit Absatz, die im englischsprachigen Raum „beermats“ oder „coaster“ genannt werden. Nach einem Großbrand im März 1937 musste der Fabrikbetrieb der so genannten Spath'schen Mühle aufgegeben und das Unternehmen aufgelöst werden.¹¹ Verbliebene Auftragsbestände des Unternehmens zur Produktion von Bierglasuntersetzern gingen an die Firma Osthusenrich in Glashütte/Sa. Die Pappen- und Papierfabrik Osthusenrich in Heidenau bei Dresden kaufte 1926 in Glashütte eine in Konkursgegangene Papierfabrik. Osthusenrich hatte schon 1926 in seiner Fabrik in Heidenau Versuche mit der Herstellung von Bierglasuntersetzern in Zusammenarbeit mit Robert Spath gestartet und nach dem Erfolg die Ausweitung der Produktion beschlossen. 1927 erfolgt ein umfangreicher Umbau des Betriebes in Glashütte. Für die Produktion von Bierglasuntersetzern, Handgraupappe und Weißschliffpappe fand hauptsächlich Holzschliff Verwendung. Die Osthusenrich-Werke wurden 1948 offiziell enteignet und 1949 der neugegründeten Vereinigung volkseigener Betriebe Zellstoff, Papier, Pappe in Heidenau unterstellt.

Autoren

Dr. Alf-Mathias Strunz
Papiertechnische Stiftung
Heidenau

Christian Bleyl
Schumacher Packaging GmbH
Werk Schwarzenberg

An einem weiteren Standort in Sachsen wurden bis 2009 Bierglasuntersetzer produziert: in Großschirma, unweit von Freiberg produzierte die Firma Kurprinz Bierglasuntersetzer. Der Name Kurprinz geht auf den Bergbau im Freiburger Revier zurück – namentlich auf den „Kurprinz Friedrich August Erbstollen“. Nach dem Ende der Bergbau-Ära wurde auf dem Gelände eine Holzschleiferei für Pappe und Fasergussproduktion errichtet. Fabrikbesitzer Köhler, der in Großschirma in Sachsen eine Pappenfabrikation besaß, produzierte bereits um 1908 Bierglasuntersetzer. Nach dem Tod des Fabrikbesitzers Köhler heiratete Georg Keil, der vormals Direktor der Papierfabrik im schlesischen Pabianize war, die Witwe Köhlers und führte dann die Pappenwerke Georg Keil in Großschirma. Die Pappenwerke nannten sich fortan Kurprinz-Werke.

Als einziger Standort der Bierglasuntersetzer-Produktion in Ostdeutschland wurde die Fabrik als Betriebsstätte der Vereinigten Pappen- und Kartonagenwerke nach umfangreichen Investitionen, insbesondere in moderne Drucktechnologie, 2009 nach Übernahme durch die Katzgroup geschlossen. Die Katzgroup selbst war zu jener Zeit selbst in erhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten geraten. Nur durch die Übernahme der Gruppe durch die August Koehler AG aus Oberkirch zum 1. Oktober 2009 konnten die Katz-Unternehmen aus der Insolvenz gerettet werden. Der Standort Großschirma mit seinen verbliebenen Mitarbeitern blieb als Bauernopfer auf der Strecke. Die Beschäftigten des sächsischen Traditionsunternehmens stehen vor dem Aus. Die Beschäftigten von Kurprinz konnten zum 1. Januar 2010 in eine Transfergesellschaft wechseln und sich dort innerhalb von maximal sechs Monaten mit dem Ziel qualifizieren, eine neue Arbeitsstelle zu finden.¹²

Fazit

Der Papierhistoriker Armin Renker würdigte die Leistung Kellers 1938: „Es ist also im Gegensatz zu allen früheren Versuchen nicht der Rohstoff (Holz) allein, der Kellers Versuche beherrscht, es ist vielmehr die Art seiner Verarbeitung, also das Schleifen, das sein Erfindungsgut ist und ihn zum unsterblichen Schöpfer auf dem Gebiet der Papierherstellung prägt“.¹²

Aus heutiger Sicht geht die Bedeutung der Kellerschen Erfindung darüber hinaus. Sie bestand nicht allein in der Schaffung rohstoff- und prozessbezogener Grundlagen für die Einleitung einer neuen Epoche der Papierherstellung in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Vielmehr wurde damit – wenn auch zur damaligen Zeit noch nicht mit dieser Zielstellung – eine der wesentlichen stofflichen Voraussetzungen für die nachhaltige Nutzung von Papierfaserstoffen weltweit geschaffen.



Firmenansicht um 1925
Sammlung: Christian Bleyl

Die Erfindung des „Verfahrens zur Herstellung von Pappschachteln“ durch Simon Junghans (1842–1913)

Ein Meilenstein für die industrielle Massenproduktion von Verpackungsmitteln aus Karton und Pappe

Christian Bleyl

Papier aus Holzfasern – eine Idee nimmt Formen an

Das Wirken von Simon Junghans steht in einem engem Zusammenhang mit der Erfindung des Holzschliff-Verfahrens durch Friedrich Gottlob Keller (1816–1895).

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts waren durch die Erfindung der Papiermaschine die maschinentechnischen Voraussetzungen für die Massenproduktion von Papier geschaffen.

Es gab nur das Problem, dass noch immer Lumpen aus Leinen und Baumwolle als einzige Faserrohstoffe zur Verfügung standen. Der dadurch immer größer werdende Rohstoffmangel geriet nun mit den neuen Produktionsmöglichkeiten in einen immer krasser werdenden Widerspruch.

Im Jahre 1843 gelang es dem Weber Friedrich Gottlob Keller aus Hainichen, auf einem selbstgebauten, handbetriebenen Schleifapparat, Holz zu zerkleinern. Der so gewonnene Faserstoff aus Holz schien als Rohstoff für die Papiererzeugung geeignet.

Friedrich Gottlob Keller zählte mit der kleintechnischen Umsetzung seiner Idee „Papier aus Holzfasern zu fertigen, welche durch Friktion erzeugt werden“, zu den Mitbegründern der modernen Papierindustrie. Aufgrund seiner sozialen und wirtschaftlichen Möglichkeiten war Keller die Durchsetzung der großtechnischen Nutzung seines Verfahrens nicht möglich. Dazu traten nun andere Akteure auf den Plan.

Der württembergische Papierfabrikant Heinrich Voelter (1817–1887) kam in Kontakt mit Keller und schloss mit ihm 1846 einen Vertrag zur Nutzung des Holzschliff-Verfahrens.



Simon Junghans (1842–1913)
Sammlung: Christian Bleyl

Patentschrift vom
5. September 1884
Sammlung: Christian Bleyl

Parallel zu seiner unternehmerischen Tätigkeit beschäftigte sich Voelter in den folgenden Jahren mit der Entwicklung eines funktionsfähigen Holzschleifers. Durch die Gemeinschaftsarbeit zwischen Voelter und Johann Matthäus Voith (1804–1874), der eine Schlosserei in Heidenheim (Württemberg) besaß, konnten bis 1860 komplette Holzschleifereianlagen entwickelt werden.

Die Unternehmer Albert Niethammer (1833–1908) und Fritz Kübler (1833–1865), die ab 1856 in Kriebstein (Sachsen) eine Papierfabrik betrieben, übernahmen die großtechnische Anwendung des Holzschliff-Verfahrens in ihren Unternehmen.

1861 gründeten Kübler und Niethammer in Georgenthal, bei Johannegeorgenstadt, die erste von einer Papierfabrik unabhängige Holzschleiferei. Die Präsentation einer kompletten „Holzzeugfabrik nach Heinrich Voelters System“ 1867 auf der Weltausstellung in Paris brachte den internationalen Durchbruch des Holzschliff-Verfahrens.

Das sächsisch-württembergische Innovationsnetzwerk (Keller, Voelter, Voith, Kübler, Niethammer), in der Mitte des 19. Jahrhunderts, war einer der wichtigsten Meilensteine für die industrielle Massenproduktion von Papier.¹

Braunschliff-Verfahren ermöglicht die industrielle Herstellung von Pappe

Im Jahre 1872 gelang dem Papiermacher Oswald Meyh aus Zwickau die Patentierung des Braunschliff-Verfahrens. Nach Meyhs Verfahren wurde das Holz vor dem Schleifen einem ca. achtstündigen Dämpfprozess unterzogen, meist in eisernen Kochern mit Kupferauskleidung. Das gedämpfte Holz wurde anschließend ebenso wie beim Keller'schen Weißschliffverfahren in Holzschleifern zerfasert.

Der so gewonnene langfaserige Braunschliff hatte eine höhere Festigkeit als der Weißschliff. Wegen seiner intensiven braunen Färbung war er aber für die Herstellung von Schreib- und Druckpapieren nicht geeignet. Er war jedoch der ideale Rohstoff für die Herstellung von Pappe.

Auch Oswald Meyh tat sich mit Heinrich Voelter zusammen und beide entwickelten das Verfahren für die großtechnische Anwendung weiter. Bereits zur Wiener Weltausstellung 1873 wurde das System „Meyh-Voelter“ erfolgreich präsentiert.

Durch diese Weiterentwicklung des Voelter'schen Innovationsnetzwerkes gelang in den 1870er Jahren die industrielle Produktion von Pappe.

Der eigentliche Erfinder des Braunschliff-Verfahrens war jedoch Moritz Behrend aus Varzin (Pommern). Er hielt seine Erfindung von 1868 geheim und meldete kein Patent an. Behrend er-



hob keinen Einspruch gegen die Patent-Erteilung an Meyh und Voelter. Die Patentinhaber erhoben im Gegenzug keine Forderung auf Lizenzzahlung von Moritz Behrend.²

Am 8. November 1842 wurde Simon Daniel Junghans im kleinen Erzgebirgsdorf Raschau geboren. Er stammte aus einer Handwerkerfamilie, die dort bereits seit 1600 ansässig war. Simon Junghans erlernte nach dem Schulbesuch den Beruf des Gerbers und begab sich von März 1859 bis Januar 1863 auf Wanderschaft. Diese Wanderschaft führte ihn über Dresden, Bautzen, Breslau, Wittenberg bis nach Hamburg und Bremen.³

Junghans soll auf der Wanderschaft durch Zufall den Erfinder des Holzschliff-Verfahrens Friedrich Gottlob Keller kennengelernt haben.⁴ Ob dieses Treffen tatsächlich stattgefunden hat, konnte bisher nicht belegt werden.

Nach Beendigung der Wanderschaft reifte bei Junghans die Idee, eine Holzschleiferei aufzubauen. Da ihm das notwendige Kapital fehlte, überzeugte er den Spitzenhändler August Wenzel aus Rittersgrün und seinen Vater Christian Simon Junghans von seiner Idee und gewann sie als Kapitalgeber. Die neuen Partner pachteten das stillgelegte Schmerzing'sche Hammerwerk in Rittersgrün und richteten 1864 eine Holzschleiferei ein. Es entstand die Firma Wenzel & Junghans. Für den technischen Aufbau und den Betrieb der Holzschleiferei waren Simon Junghans und sein Vater verantwortlich.

Ein Holzschleifer entstand aus einfachsten Mitteln im Eigenbau. Der geschliffene Stoff wurde in Säcken aufgefangen und danach verfrachtet.⁵

- 1 Mathias Mutz: Die Innovation des hölzernen Papiers S.150-155, in: Gründerzeit 1848 – 1971, Berlin 2008.
- 2 H. Postl: Pappe und Karton, Mödling bei Wien 1938, S.14.
- 3 Wanderbuch von Simon Junghans 1859–1863 [Abschrift nach dem verschollenen Original].
- 4 Unveröffentlichtes Redemanskript zum 75. Firmenjubiläum der Fa. Junghans Söhne 1939.
- 5 Ebd.

1870 zog sich der Vater Christian Simon Junghans aus dem Geschäft zurück und verkaufte seinen Anteil an den Sohn Simon Daniel Junghans und dem Handelsmann August Wenzel. Unmittelbar danach kauften Junghans und Wenzel die gemieteten Fabrikanlagen einschließlich der Wasserkraftanlage vom Hammerwerksbesitzer Breitfeld.

Um 1870 ist davon auszugehen, dass die Holzschleiferei mit neuen Maschinen, wie Sortierer und Entwässerungsmaschinen ausgestattet war. Ein kürzlich aufgetauchtes Dokument belegt, dass um 1866 die Fa. Gustav Toelle in Schlema in der Lage war, komplette Holzschleiferei-Anlagen zu liefern, und zwar in der gleichen Konfiguration (Holzschleifer-Raffineur-Sortierer-Entwässerungsmaschine) wie diese von Heinrich Voelter auf der Pariser Weltausstellung 1867 ausgestellt wurde.⁶

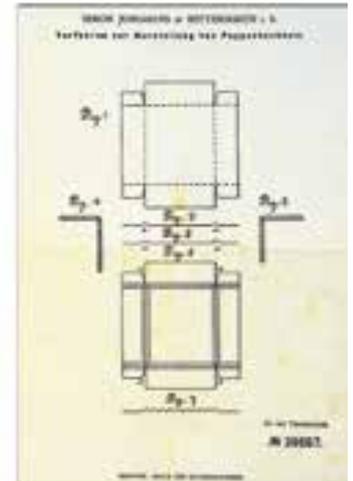
Die Entwicklungsarbeiten von Gustav Toelle standen in keinem direkten Zusammenhang zu Voelter und Voith. Simon Junghans könnte beispielsweise Ende der 1860er Jahre die entsprechenden Maschinen auch von der Fa. Gustav Toelle bezogen haben.

Um 1872/73 nahm Simon Junghans höchstwahrscheinlich Kenntnis von der Erfindung des Braunschiff-Verfahrens durch Oswald Meyh aus Zwickau. Sicher erwarb er damals eine entsprechende Lizenz. Dass die Firma in der Lage war Braunschiff herzustellen, belegt auch die Tatsache, dass bereits seit 1865 eine Dampfkeselanlage vorhanden war.⁷

Simon Junghans war in diesem Zeitraum bereits bestens vernetzt im Kreise der deutschen Holzstoff-Fabrikanten. Er war einer der Teilnehmer der eigentlichen Gründungsversammlung des Vereins Deutscher Holzstoff-Fabrikanten e.V. am 28. Mai 1874 in Dresden.⁸

Die gerillte „Patent-Schachtel“ wird erfunden

Ab Mitte der 1870er Jahre war die Firma Wenzel & Junghans ein Unternehmen, das durch die Anwendung des Braunschiff-Verfahrens fast ausschließlich auf die Herstellung von Lederpappe spezialisiert war. Jetzt galt es, für dieses neue Produkt geeignete Verwendungszwecke und somit Absatzmöglichkeiten zu finden. Junghans tat sich zunächst sehr schwer damit. Lederpappe war als Rohstoff (Buchbinderpappe) für Buchbindereien kaum geeignet. So wurde der Einsatz für Verpackungszwecke versucht. Die nach den herkömmlichen Verarbeitungsmethoden hergestellten Schachteln aus Lederpappe hatten nur eine geringe Festigkeit. Die Einsatzmöglichkeiten waren eng begrenzt. Simon Junghans gab nicht auf, experimentierte weiter und machte so eine einfache, aber bahnbrechende Erfindung, die ab dem



28. Februar 1884 im Deutschen Reich patentiert wurde. Die Erfindung ist in der Patentschrift Nr. 28657 wie folgt beschrieben: „Bisher wurden Schachteln aus Pappe auf die Weise hergestellt, dass man an den Stellen, wo die Schachteln umgebogen werden sollten, die Tafeln bis auf einen gewissen Teil ihrer Stärke ritzte. Dadurch wurde der Halt gerade an der Stelle genommen, wo die Schachtel am meisten auszuhalten hat. Um diesem Mangel abzuweichen und die Schachteln auch in den Wandungen widerstandsfähiger zu machen, wende ich folgendes Verfahren an: Die zur Herstellung der Schachteln bestimmten Papptafeln werden unter starkem Druck so geprägt, dass an den Stellen, wo ein Umbiegen des Randes stattfinden soll, eine scharfe, runde oder irgend geeignet geformte Ecke [...] durchgedrückt wird. An diesen Stellen lässt sich dann der Rand bequem umbiegen und die Ecken fallen dabei schärfer aus als beim Ritzen. [...] Nach dem Prägen werden [...] die Ecken ausgestanzt und die Schachtel ist zum Kleben fertig.“

Am 5. September 1884 wurde vom Kaiserlichen Patentamt die entsprechende Patent-Urkunde ausgestellt. In der Patentbeschreibung werden sehr anschaulich die Vorteile der Erfindung dargestellt.

Die Erfindung von Simon Junghans war richtungsweisend auf dem Gebiet der Verpackungsmitteltechnik. Noch heute ist sie die Basis für die Herstellung von Verpackungsmitteln aus Karton und Pappe. Alle modernen Verarbeitungsverfahren basieren auf dieser Erfindung.

Die neue Schachtel erobert den Markt

Unmittelbar nach der Patenterteilung soll Junghans nach Berlin gereist sein, um seine „Patent-Schachteln“ dem Generalpostmeister des Deutschen Reiches, Heinrich von Stephan, vorzustellen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren Pakete für den Postversand noch in Leinwand eingehüllt.

Patentschrift „Verfahren zur Herstellung von Pappschachteln“, 1884
Sammlung: Christian Bleyl

6 Liefervertrag über Holzstoff-Schleif-Maschine zw. Gustav Toelle an F.E. Weidenmüller, 20. Dezember 1866 [Privatbesitz].

7 Hygienische Rundschau 2 (1892), S. 341.

8 Erinnerungsblätter zum 50-jährigen Bestehen des Vereins Deutscher Holzstoff-Fabrikanten e.V. 1873 – 1923, Dresden 1923.

Werbeanzeige aus der Zeitschrift „Papier-Zeitung“ 1885
Sammlung: Christian Bleyl



Werbeprospekt für aus Papp gepresste „unzerbrechliche Puppenköpfe“ für die Leipziger Oster-Messe 1895, eine der ersten Mustermessen in Leipzig
Sammlung: Christian Bleyl



- 9 Unveröffentlichtes Redemanskript (wie Anm. 4).
- 10 Friedrich Schaarschmidt: 75 Jahre Geschichte der Firma F. Luce, Bielefeld 1962.
- 11 Ruth Isheim, Michael Rothe: Menschen – Leben – Maschine. Gestanzte Geschichte: 111 Jahre KAMA, Dresden 2005.
- 12 Gerhard Ebisch: Alte Produktionsstätten der Holzschliff-, Pappen- und Papierindustrie in den Tälern der Zwickauer Mulde, des Schwarzwassers und ihren Nebenflüssen, Schwarzenberg 2001, S. 75.
- 13 Ebd., S. 283.
- 14 Kreisarchiv Erzgebirgskreis Schwarzenberg vor 1945, Sign. II /B/82: Die Dampfkesselanlage der Fa. Junghans in Wildenau.
- 15 Unveröffentlichtes Redemanskript (wie Anm. 4).

Der Postmeister soll die Schachteln aus Papp selbst getestet zu haben, indem er sie mehrfach gegen die Wand schleuderte. Nachdem dieser Härtestest bestanden wurde, soll die Genehmigung erteilt worden sein, Papp-Schachteln nach dem Patent von Simon Junghans für den Postversand zu zulassen.⁹ Ob sich diese Anekdote tatsächlich so zugetragen hat, ist durch entsprechende Originaldokumente nicht zu belegen. Fakt ist jedoch, dass die Erfindung von Simon Junghans damals eine entsprechende Breitenwirkung erzielte, d.h. auch überregional bekannt wurde. Die Fachzeitschrift „Papier-Zeitung“ veröffentlichte in den Jahren 1885–1887 mehrere Anzeigen.

In einer Festschrift zum 75. Jubiläum der Fa. F. Luce in Bielefeld (heute Schumacher Packaging GmbH, Werk Bielefeld) aus dem Jahre 1962 wurde folgender Text gefunden: „Herr Fritz Luce, der Gründer der Firma, wurde am 2. Dezember 1857 in Rietberg/Westf. geboren. Zunächst arbeitete er bei der Fa. Brackmeyer & Heise (Wäschefabrik). Ein Freund von ihm arbeitete in der Bielefelder Wäscheindustrie als kaufmännischer Angestellter und Reisender. Dieser sah auf einer Reise ins Erzgebirge erstmalig Versandkartons aus Handlederpappe. Er machte Fritz Luce darauf aufmerksam. Schnell entschlossen fuhr Luce ins Erzgebirge, um diese Fabrikation an Ort und Stelle kennenzulernen. Er sah sofort ein, dass diese Kartons aus Lederpappe gegenüber den in der Bielefelder Wäscheindustrie verwendeten einen großen Vorteil boten. Diese letzteren waren aus Stroh-pappe, sie brachen leicht beim Umbiegen,

während die aus Lederpappe wesentlich biegsamer, damit stabiler und also im Versand zuverlässiger waren. Herr Fritz Luce erkannte seine Chance [...] Er gründete im Jahre 1887 die Fa. F. Luce, Versandschachtelfabrik, Bielefeld“¹⁰

Es ist anzunehmen, dass Luce die Fabrik von Simon Junghans besuchte und so von dem D.R. Patent Nr. 28657 Kenntnis erhielt.

Erst im Jahre 1893 wurde die Junghans'sche Erfindung durch Theodor Remus aus Dresden mit seinem Patent Nr. 67121 „Verfahren und Vorrichtung zum Biegen von Papp in scharfem Winkel ohne vorheriges Ritzen oder Nuthen“ vor allem auf maschinentechnischem Gebiet weiterentwickelt. Das Wirken von Remus war die Basis für die Gründung der Sächsischen Cartonnagen-Maschinen-Actiengesellschaft (SCAMAG) im Jahre 1894 in Dresden. Das Nachfolgeunternehmen der SCAMAG firmiert noch heute in Dresden unter dem Namen Kama GmbH.¹¹

Der Geschäftspartner von Simon Junghans, August Wenzel, errichtete 1875 die Braun- und Lederpapierfabrik Neidhardtsthal bei Eibenstein.¹²

In der Folgezeit richtete Wenzel seinen Fokus immer stärker auf dieses neue Unternehmen und dessen Weiterentwicklung. Laut Kaufvertrag vom 11. Juli 1890 übergab August Wenzel seine Geschäftsanteile im Gesamtwert von 55.000 Mark an Simon Junghans. Er wurde damit alleiniger Besitzer des Unternehmens. Simon Junghans war ein sehr kreativer Unternehmer. Er war ständig bemüht, für den Rohstoff Lederpappe immer wieder neue Anwendungsgebiete zu erschließen.

Firmenansicht um 1890
Sammlung: Christian Bleyl



Wie bereits erwähnt, stieg der Vater Christian Simon Junghans 1870 aus dem gemeinsamen Unternehmen aus. Er gründete 1873 in Wildenau eine eigene Holzschleiferei, die in den Folgejahren ebenfalls zu einer Pappenfabrik erweitert wurde.¹³ Nach seinem Tod im Jahr 1878 übernahm die Ehefrau, Christiane Friederike Junghans, das Unternehmen.

Es ist durch Akten belegt, dass Simon Junghans in den Jahren nach 1880 aktiv an der Entwicklung der Fabrik seiner Mutter mitwirkte. Die Akte „Dampf-Kesselanlage der verw. Junghans in Wildenau betr.“ beinhaltet ein Schreiben von ihm mit folgendem Inhalt: „Ergebenst Unterzeichneter erlaubt sich anzuzeigen, daß er in der Schleiferei seiner Mutter der Frau Junghans in Wildenau einen kleinen Dampfkessel zur Erhitzung einer Prägepresse aufgestellt hat [...] Ergebenst Simon Junghans“¹⁴ Das ist ein eindeutiges Indiz dafür, dass Simon Junghans bereits zu dieser Zeit experimentierte, um geprägte bzw. tiefgezogene Hohlkörper aus Pappe herzustellen.

Diese Entwicklungsarbeiten waren die Grundlage für die nach 1890 in seinem Rittersgrüner Werk hergestellten „Unzerbrechlichen Puppenköpfe“ aus Pappe, die eine sehr preiswerte Alternative zu den damals üblichen Puppenköpfen aus Porzellan waren. Die von Junghans entwickelten Puppenköpfe aus Pappe, wurden jeweils aus zwei Hälften, Vorder- und Hinterkopf, in beheizten Prägewerkzeugen auf eine Prägepresse geprägt. Anschließend klebte man beide Hälften zusammen. Danach wurden die Puppenköpfe entsprechend bemalt und z.T. mit echten Haaren bestückt und frisiert. Für diese Arbeiten sollen Spielzeugmacher aus Sonneberg in Thüringen eingestellt worden sein, die später in Rittersgrün ansässig wurden.¹⁵

Mit dieser Spielwarenproduktion war die Fa. Junghans sehr erfolgreich. Man stellte zur Leipziger Messe aus und lieferte ins In- und Ausland. Ende der 1920er Jahre wurden diese Puppenköpfe von noch billigeren Zelluloidköpfen verdrängt.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellte die Fa. Junghans weitere Spielwaren aus Pappe her, z.B. bedruckte und geprägte Pappfiguren als preiswerte Alternative zu bemalten Zinnfiguren. Si-



mon Junghans starb am 14. März 1913 im Alter von 71 Jahren in Rittersgrün. Danach führten seine Nachkommen das Unternehmen als Fa. Junghans Söhne KG bis zur Enteignung 1972 weiter.

Unter einem etwas veränderten Produktionsprofil erfolgte nach 1990 die Reprivatisierung. Das Ende dieses Traditionsunternehmens kam leider am 06. August 2002 mit der Eröffnung des Konkursverfahrens. Das danach zur Industriebranche verkommene Fabrikgebäude wurde im Herbst 2009 abgerissen.

Das von Simon Junghans entwickelte „Verfahren zur Herstellung von Pappschachteln“ war ein wichtiger Meilenstein dafür, dass im nachfolgenden 20. Jahrhundert die Verpackungsmittel aus Karton und Pappe weltweit ihren Siegeszug antreten konnten und eine industrielle Massenproduktion möglich wurde.

Werbeanzeige für Postversand-Schachteln im Reichsadressbuch 1892
Sammlung Jonny Hielscher

Pappspielwaren der Fa. Junghans
Sammlung: Christian Bleyl

Autor

Christian Bleyl
Schumacher Packaging GmbH
Werk Schwarzenberg

Der Beitrag von Wilhelm Heinrich Uhland (1840–1907) zur Anerkennung des Ingenieurberufes in der Industriegesellschaft

oder wie ein junger tatkräftiger Techniker neue Bildungswege ebnet

Jan-Peter Domschke, Hansgeorg Hofmann



Wilhelm Heinrich Uhland,
um 1865

Es ist ein bleibendes Verdienst von Wilhelm Heinrich Uhland, dass sein Ingenieurbild dem einer technisch gut ausgebildeten, vielseitig einsetzbaren und zugleich humanistischen Idealen verpflichteten Persönlichkeit entspricht. Er benannte als die beiden wichtigsten Grundsätze der Ingenieurausbildung die Einheit von Unterricht und Erziehung und die von Theorie und Praxis. Uhland erkannte den steigenden Bedarf an Information und Bildung, ausgelöst durch die Mechanisierung der Produktion.

Der 1840 in Nordheim geborene Wilhelm Heinrich Uhland studierte am Polytechnikum Stuttgart und arbeitete als Ingenieur. Er gründet 1865 die erste private technische Lehranstalt Deutschlands in Mittweida, die er als „Technisches Institut in Verbindung mit technischem Bureau und Maschinenwerkstätten“ ankündigt und dann am 3. Mai als „Uhlandsche Technische Lehranstalt“ vorstellt.¹ Darüber hinaus betätigt er sich als Zivilingenieur, Patentanwalt und Publizist bis zu seinem Tode im Jahre 1907 in Leipzig.

Zum Leben von Wilhelm Heinrich Uhland

Wilhelm Heinrich Uhland (1840–1907) wurde am 11. Januar 1840 in Nordheim (Württemberg) geboren. Er absolvierte eine Lehre als Mechaniker in einer kleinen Maschinenfabrik. Nach seiner Lehre arbeitete er in mehreren süddeutschen Maschinenfabriken und lernte Eduard Friedrich Maximilian Eyth (1836–1906) kennen, der von 1852 bis 1856 erfolgreich und mehrfach ausgezeichnet am Polytechnikum Stuttgart studierte. Bekannt ge-

worden sind seine den Fortschritt der Technik darstellenden Publikationen. Uhland begann 1860 sein Ingenieurstudium an der 1840 gegründeten Königlich Württembergischen Polytechnischen Schule in Stuttgart. Dort erließ man ihn wegen seiner sehr guten Leistungen die ersten Semester. Besondere Förderung erfuhr der junge Ingenieur durch Ferdinand Steinbeis (1807–1893). Wilhelm Heinrich Uhland arbeitete 1862 als Zeichner in der Eisen- und Messinggießerei und Kessel- und Maschinenfabrik G. Kuhn in Stuttgart-Berg, gleichzeitig hatte er einen Dienstvertrag mit dem Mechaniker Reinhold Ackermann in Ludwigsburg. Er übernahm 1863 die Redaktion des technischen Teils der Deutschen Feuerwehzeitung und der technisch-volkswirtschaftlichen Wochenschrift „Deutscher Telegraph“. Im gleichen Jahre, am 10. August 1863, heiratete er Marie Elise Etzel. Sie hatten einen 1864 geborenen Sohn Paul Ludwig. Die Ehe wurde bereits 1866 geschieden. Kurze Zeit später verheiratete er sich erneut in Mittweida. Im Traubuch der Stadt findet sich dazu folgender Eintrag: „Wilhelm Heinrich Uhland, Ingenieur und Direktor des hiesigen Technikums, rechtskräftig geschiedener Ehemann, geboren zu Nordheim in Wrtb. am 11. Januar 1840 wurde getraut am Montag, dem 4. März 1867 zu Mittweida mit Jungfrau Auguste Clementine Fischer, dritte Tochter des Wundarztes Franz Adolf Eduard Fischer, geboren 17. Oktober 1849 hier.“ Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder, Karl Gustav (geb. 1868) und Ida Maria Clementine (geb. 1869) hervor. Dieser Sohn verstarb schon 16 Tage nach der Geburt. 1864 trat Uh-

1 Stascheit, M., Hahn, A.: Zum Gründungsjahr des Technikums Mittweida 1867/68 unter Berücksichtigung der Vorgeschichte, Dokumentation Hochschularchiv Mittweida.

2 Stadtarchiv Frankenberg, Akte 1994, Dokument 102: Uhland, Wilhelm Heinrich: Die Ausbildung von Maschinenbauern Industriellen jeder Branche nach dem im Technicum Frankenberg (früher in Mittweida) eingeführten Principien, Mittweida 1867, 16 S., S. 3.

3 Ebd., S. 4.

4 Ebd., S. 5.

5 Stadtarchiv Frankenberg (wie Anm. 2), S. 6.

land vermutlich in die Badische Maschinenfabrik in Durlach ein und war dort als Außenvertreter tätig.

Er bewarb sich im gleichen Jahr um eine Anstellung als Ingenieur bei der Fa. Oskar Rissmann in Mittweida und kündigte im Dezember 1864 einen Vortragszyklus zum Bau von Dampfmaschinen an. Der Handwerkerverein zu Mittweida unterstützt daraufhin Wilhelm Heinrich Uhland eine private Technische Lehranstalt in Mittweida zu gründen, die dann am 1. Mai 1865 als Technisches Institut zu Mittweida als erste Privatlehranstalt für Maschinentechniker in Deutschland ihre Arbeit aufnimmt. Nach deren Muster entstehen zahlreiche ähnliche Einrichtungen. Im Jahre 1867 gründete er sein Technikum in Frankenberg neu. 1870 gab Wilhelm Heinrich Uhland auch dort die Leitung des Technikums auf und ließ sich in Leipzig als freischaffender Ingenieur, Autor, Herausgeber, Redakteur, Verlagsgründer und Patentanwalt nieder. In den Adressbüchern der Stadt Leipzig finden sich nach 1870 bis 1906 Eintragungen, in denen er als freischaffender Ingenieur, Chefredakteur, Patentanwalt, Firmeninhaber, Erfinder, Gutachter und Berater genannt wird. Wilhelm Heinrich Uhland veröffentlichte in zahlreichen Patenten Verbesserungen zur Stärkeherstellung und deren Nutzung.

Insbesondere widmete er sich Erzeugung von Dextrin durch die chemische Umwandlung von Stärke und konstruierte dazu eine Röstpfanne mit Dampfheizung. Sie war wegen ihrer Vorzüge eine vielverwendete technische Anlage bei der Erzeugung von Dextrin. Er wirkte auch als Direktor der Polytechnischen Gesellschaft in Leipzig und als Vorstandsmitglied in der Gesellschaft Deutscher Fabrikanten. Am 30. Juli 1907 starb Wilhelm Heinrich Uhland in Leipzig.

Das Ingenieurbild von Wilhelm Heinrich Uhland

Sein bildungspolitische Programm ist humanistisch-aufklärerischen Positionen verpflichtet: „Bildung ist das Veredlungsresultat aller Theile der menschlichen Individualität, bei welchem dieselben, zum harmonischen Ganzen vereint, zu möglichster Vollkommenheit gebracht werden.“² „Die Grundlage einer harmonischen Ausbildung des Menschen beruht auf der Uebereinstimmung seiner Grundvermögen, auf dem Einklang zwischen seinem Empfinden, Denken und Wollen.“³ Mit der Industrialisierung ist nach Uhlands Meinung die Bedeutung der Unternehmer gewachsen. Er schreibt: „Eine neue Klasse der Gesellschaft, der Stand der Industriellen hat sich gebildet und den Dampf, den gewaltigen Sohn zweier Elemente vor seinen Siegeswagen gespannt, in kurzer Zeit die Herrschaft im gesellschaftlichen Leben erworben.“⁴

Dazu benennt einen grundlegenden Mangel der bisherigen technischen Bildung: „Unsere technischen Lehranstalten leisten Ausgezeichnetes im Fache des Unterrichts, aber sie erziehen nicht; sie bilden gute Techniker, sachkundige Industrielle, aber sie sind zu einseitig, sie entbehren der humanen Disciplinen, die zur Bildung des Menschen an sich dienen. Dieß ist eine Vernachlässigung der gesellschaftlichen Gesetze, die nicht lange bestehen kann...“⁵ und spricht sich über die Folgen deutlich aus: „Ein solcher Mensch geht sich selbst verloren, er wird zur Maschine, die zwar in ihrem Fach sehr brauchbar, aber eben eine Maschine ist.“⁶ Jeder „Industrielle“ (Das sind bei Uhland die Fabrikanten, die Bourgeoisie, Besitzer und Leiter) benötige eine „humane Gemüthsbildung“. „Jeder Industrielle hat eine Macht in Händen, die gut angewendet, ihn zum Wohlthäter der Menschheit machen kann.“⁷ Die von Uhland vorgetragenen „Principien“ knüpfen sowohl an die Bildungsgrundsätze Wilhelm von Humboldts als auch an die von Johann Friedrich Herbart (1776–1841), eines Schulreformers in Preußen an. Uhland zitiert Tuiskon Ziller (1817–1882), eine führende Figur des „Herbartianismus“.⁸ Die Anhänger dieser Richtung begründeten mit ihrem pädagogischen Lehrplan ein strenges Regelwerk, das im 19. Jahrhundert die Pädagogik beherrschte und wenig Freiraum für Selbstentfaltung ließ. Erstmals beschrieb man im „Herbartianismus“ Funktion und Aufgabenstellung der Lehrer. Der individuelle Lernprozess verlaufe in Formalstufen, die man „emporsteigen“ müsse. Sie lauten: Vorbereitung, Präsentation, Umgang, Verallgemeinerung und Anwendung. Die Kritiker verwarfen das Konzept als zu sehr lehrerzentriert und formalistisch. Uhlands Überzeugung besteht darin,



Wilhelm Heinrich Uhland um 1900
HStA Stuttgart, J 40/09

6 Ebd., S. 6.

7 Ebd., S. 5.

8 Zitiert nach Uhland (wie Anm. 2) Ziller, Tuiskon: Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht, Leipzig 1865.

Anzeige Uhlands im Adressbuch der Stadt Leipzig, 1890

Bureau des „Praktischen Maschinen-Constructeur“,
W. H. Uhland.

Hauptbureau: Leipzig-Gohlis, Lindenstrasse 13. Filialbureau: Leipzig, Querstrasse 16, II.
Fernsprech-Anschluss.

Abtheilung für technische Auskünfte.

Geschäftsprogramm:

A. Nachweis von Bezugsquellen für Maschinen, Apparate, Werkzeuge, Rohmaterialien und technische Fabrikate jeder Art.
B. Auskunft über die Leistungsfähigkeit von industriellen Etablissements, speciell von Maschinenfabriken und technischen Geschäften.
C. Nachweis von Recepten, Fabrikationsverfahren, Notizen aus der Praxis etc., die in Büchern, Zeitschriften und anderen Publicationen veröffentlicht wurden.
D. Nachweis der Litteratur, welche über technische Gegenstände irgendwelcher Art existirt, sowohl in Zeitschriften als in einzelnen Büchern, Sammelwerken etc.
E. Auskunft über Patente, Muster und Fabrikmarken, deren Wesen, Gültigkeit, Dauer des Schutzes etc.

Bedingungen.

Die Gebühr für eine einmalige einfache Auskunft oder für Beantwortung einer Frage, welche ohne besonderen Zeitaufwand und in der Regel ohne Correspondenz mit Dritten erledigt werden kann, betriegt 3 Mark.
Um die Benutzung des Instituts zu erleichtern, geben wir Abonnementkarten mit Marken für 10 bis 100 Auskünfte zu bedeutend ermäßigten Preisen aus, welche auf die Dauer von zwei Jahren Gültigkeit haben.

W. H. Uhland,
Civil-Ingenieur und Patentanwalt, Mitglied des Vereins deutscher Patentanwälte
übernimmt auf Grund langjähriger Erfahrungen

Vorbereitung und constructive Ausbildung von Erfindungen
und vermittelt und verwerthet zu mässigen Preisen

Patente in allen Ländern.

Vertretung in Patentprocessen, Beckenverdes gegen Zurückverlangung von Patentanmeldungen, Rath und Auskunft in allen Patentangelegenheiten.
Sachverständige Gutachten und Consultationen in technischen Streitfällen.
Vertreter ersten Ranges in allen Hauptstädten des In- und Auslandes.
Beste Referenzen. Prospekte gratis und franco.

- 9 Stadtarchiv Frankenberg: Wilhelm Heinrich Uhland's Technikum zu Frankenberg, 1870, Werbeschrift, S. 3.
- 10 Stadtarchiv Frankenberg (wie Anm. 2), S. 12.
- 11 Ebd., S. 13.
- 12 Ebd., S. 14.
- 13 Freytag, Friedrich: Hilfsbuch für den Maschinenbau, für Maschinentechniker sowie für den Unterricht an technischen Lehranstalten, Berlin 1904, S. IV.
- 14 Straube, Hans-Joachim: Christian Peter Wilhelm Beuth, der Gründer des Berliner Gewerbeinstituts von 1821, Berlin 1930, S. 7.

dass der Unterricht vordergründig als strenger Schulbetrieb angelegt und mit praktischen Unterweisungen verknüpft ist. Sehr intensiv übt man das Ausdrücken technischer Ideen in Form von Zeichnungen. In einem Werbeprospekt vom März 1870 betont Wilhelm Heinrich Uhland: „Ganz besonderer Werth wird auf Förderung der allgemeinen Bildung der Zöglinge, Erhaltung der Sittlichkeit und Anregung des Privatfleißes gelegt.“⁹ Als „Erziehungsanstalt“ setzt sich das „Technicum“ das Ziel, Toleranz, Verträglichkeit, Ordnung, Fleiß und Gehorsam einzufordern, um „Verstand und Gemüthgleichmäßig auszubilden.“¹⁰ Ganz im Sinne der von den „Herbartianern“ vertretenen pädagogischen Leitlinien legt Uhland u. a. fest, dass der Unterricht im Sommer um 6.00 Uhr und im Winter um 7.00 Uhr beginnen und im Sommer um 18.00 Uhr, im Winter um 18.30 Uhr enden soll.¹¹ Die praxisorientierte Ausbildung will Uhland in kleinen Werkstätten organisieren, die „Zöglinge“ arbeiten dort ein bis eineinhalb Jahre, täglich von 8.00 Uhr bis 17.00 Uhr.¹² Die privaten Bildungseinrichtungen profitieren von den relativ strengen Aufnahmebestimmungen der staatlichen „Höheren Maschinenbauschulen“, weil man es Bewerbern ohne gymnasialen Abschluss und mit praktischen Erfahrungen ermöglicht, einen beruflichen Aufstieg zu erreichen.

Die Gründung der ersten von Privatpersonen betriebenen „Technika“ in den 1860er Jahren des 19. Jahrhunderts passt nicht in das Verständnis eines weitgehend regulierten Schul-

systems. In Sachsen bestehen zwischen dem Wirtschafts- und Kultusministerium und auch der Handwerkerschaft und der Industrie keine übereinstimmenden Festlegungen und auch kein ausgebautes staatliches System technischer Fachschulen. Die Ministerialbürokratie sieht in den technischen Schulen meist „Pflanzstätten für technische Unterbeamte“ und nicht Ausbildungsstätten für die Industrie. Von dem nur wenige Kilometer entfernten Staatslehranstalten in Chemnitz gehen immer wieder Versuche aus, private Technika als wissenschaftlich bedeutungslos zu diffamieren. So behauptet Professor Friedrich Freytag, dass in den letzten Jahren viele Bücher mit Mängeln erschienen seien, sie „entbehren [...] der wissenschaftlichen Grundlage mehr oder weniger. [...] Die in denselben ohne jegliche Ableitung gebrachten Formeln mögen wohl hier und da ihren Zweck erfüllen, sie werden dem weiterdenkenden Konstrukteur aber kein Mittel bieten“.¹³ Den privat geführten technischen Fachschulen hält man außerdem über viele Jahrzehnte die „fehlende staatliche Anerkennung“ als Makel vor. Bewusst unterschlägt man in den Polemiken den Unterschied von „staatlich genehmigt“ und „staatlich anerkannt“.

Der Gründer privater Technischer Lehranstalten

Betrachtet man die Arbeitsweise des Ingenieurs in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, dominiert noch das Tüfteln und Basteln. Im Verlaufe der weiteren Entwicklung bestimmen systematisches Denken und zielgerichtetes planvolles Vorgehen auf Grundlage eines klassifizierten Bestandes an Maschinenelementen die Arbeitsweise des Ingenieurs. Sie suchen nachdrücklich Anerkennung als Wissenschaftler mit Bezug zur Technik. In Anwendung dieser Annahme versteht sich der „Maschinenwissenschaftler“ als „objektive Instanz“. Genau betrachtet, entwickeln sie aber keine neue Form der akademischen Bildung für Ingenieure, sondern „borgen“ sich das traditionelle universitäre Profil. Nach 1820 entstehen in Deutschland staatliche und kommunale Gewerbeschulen sowie Polytechnika, um „dem angehenden Fabrikanten und Handwerker nicht nur eine allgemeine Bildung und Einsicht in Dinge zu geben, welche zu wissen jedem Handwerker Not tut, sondern auch gerade so viel Vorkenntnisse, als zum Betriebe eines technischen Gewerbes nötig sind“.¹⁴ Begünstigt durch die Eintrittsbedingungen und Stipendien erleichterte sich für breitere Schichten der Zugang zu diesen Schulen und damit zu anspruchsvollen Tätigkeiten in der aufstrebenden Industrie. In Deutschland benötigt man den Zivilingenieur als technischen Beamten in steigendem Um-

Uhlands Offerte für das Technische Bureau in Stuttgart



fang. Allerdings wirkt in der Mitte des Jahrhunderts die Akademisierung, deren Hauptmerkmale die Verbindung von Naturwissenschaft und Technik und die standespolitischen Interessen von Lehrern und Absolventen sind, diesem Bildungsziel entgegen. Wilhelm Heinrich Uhland bewegt sich mit seinen privaten Initiativen, den Versuchen zur Gründung von Maschinenbauschulen, weitgehend in einer „Grauzone“ der Bildungspolitik.

Schon 1860 eröffnet Uhland ein „Technisches Bureau“ in Stuttgart¹⁵ und kurz danach, im Jahre 1861, das „Technische Institut von Brielmeyer & Uhland in Verbindung mit technischem Bureau und Maschinenwerkstätten“ in Bregenz.¹⁶ Die Gründung dieser Einrichtung unterstützt Ferdinand Steinbeis (1807–1893), der nach 1848 als technischer Rat an die neuerrichtete königliche Zentralstelle für Gewerbe und Handel von der württembergischen Regierung berufen wird und deren Direktion er 1856 übernimmt.

1860 wird ihm der Vorsitz der königlichen Kommission für die gewerblichen Fortbildungsschulen übertragen. Er gilt als „Vater“ der gewerblichen Ausbildung in Württemberg, gründet zahlreiche Gewerbeschulen und begleitet deren Entwicklung. Steinbeis plädiert stets für die duale Ausbildung. Er übersetzt Lehrmaterialien und verfasst Lehrbücher.¹⁷ Er schreibt: „Wer sich der höheren Industrie widmen will, verliere nie aus dem Auge, dass sie das mit der Wissenschaft vermählte Handwerk ist und Wissen und Können gleichzeitig bedingt; er darf sich der Handarbeit nicht schämen, aber auch kein Fremdling bleiben im Heiligtume der Wissenschaft, was jedoch dieses letztere betrifft, so halte er sich vorzugsweise an das für sein Fach Notwendige.“¹⁸ Die Vorbereitung auf das Arbeitsleben war für Ferdinand Steinbeis die Grundlage für eine gesunde Wirtschaft und Gesellschaft. Alle seine Ausbildungsmodelle sind so erfolgreich, so dass sie z. B. in Österreich und Preußen Anwendung fanden. Obwohl Steinbeis Uhlands Gründung wohlwollend begleitet, scheitert das Vorhaben letztlich an den politischen Spannungen zwischen Preußen und der Habsburger Monarchie.¹⁹

Im Jahre 1864 beginnt Wilhelm Heinrich Uhland in Mittweida mit einer Vortragsreihe zum Bau von Dampfmaschinen seine Tätigkeit. Neben einem „Technischen Institut“, „Maschinenwerkstätten“ und einem Ingenieurbüro eröffnet er die „Uhland'sche Technische Lehranstalt“ am 16. April 1865 in Mittweida. Der erste „Cursus“ beginnt dann im „Theaterhaus“ mit elf „Zöglingen“ und sechs Lehrern.²⁰ Der wachsende Zuspruch veranlasst Direktor Uhland am 25. September 1866 für die Erweiterung des Technikums beim Stadtrat von Mittweida um ein Darlehen in Höhe von 5.000 Talern nachzusehen. Nach längeren Beratungen stellt der



Stadtrat nur 2.800 Taler in Aussicht, die Stadtverordneten aber lehnen die Gewährung mit Beschluss vom 28. Dezember 1866 ab. Bereits am 22. Oktober 1866 nimmt Uhland Kontakt zum Bürgermeister von Frankenberg auf und erhält am 24. November 1866 ein lukratives Angebot zur Verlegung des Technikums. Interessanterweise unterzeichnet Uhland am 29. Dezember schon den entsprechenden Vertrag. Noch am 20. Februar 1867 verpflichten sich alle Lehrer, ihre Arbeit am Technikum in Frankenberg fortzuführen, im April beschwerten sich allerdings drei von ihnen beim Direktor:

„An den Director des Technikum Herrn W. Uhland

Ehe die unterzeichneten Lehrer des Technicum auf eine weitere Discussion bzgl. der am 19. des Monats von Seiten des Directors an die Lehrer ergangenen Praeposition eingehen, stellen dieselben an Herrn Director Uhland ergebens Verlangen, die hier folgenden Beschwerden auf eine für die persönliche Ehre eines Jeden der unterzeichneten befriedigende Weise zu lösen.

1. Es hat sich nachträglich herausgestellt, daß die von dem Director, dem Herren Ingenieur C. Weitzel gegenüber gemachten Aussagen, daß nämlich Redacteur Binder in Chemnitz sich darüber ausgelassen hätte, Herr Weitzel verlege die Maschinenbau- und Mathematikstunden oft zu seiner Bequemlichkeit, vollständig unwahr sind.

2. Es ist in Erfahrung gebracht worden, daß Herr Kaufmann P. Uhland sich in Altmittweida in Gesellschaft geäußert habe, Herr Architect A. Kutina sei nur aus Gnade und Barmherzigkeit an der Anstalt angestellt.

Programm des Technischen Instituts Bregenz, 1861

15 Nachlass Dr. Ferdinand v. Steinbeis, Staatarchiv Ludwigsburg, PL 702 Bü 1082, 5 Schriftstücke mit 11 beschriebenen Seiten.

16 Stadtarchiv Frankenberg (wie Anm. 2).

17 <http://www.steinbeis.de/de/steinbeis/historie/ferdinand-von-steinbeis.html> (zuletzt aufgerufen am 08.06.2016).

18 Alberti, Günter v.: Ferdinand Steinbeis und die Gewerbeförderung im Königreich Württemberg, 5. Auflage Stuttgart 2009, S.19.

19 Stadtarchiv Frankenberg (wie Anm. 2).

20 Domschke, J. P. u. Hofmann, H.: Vom Technikum Mittweida zur Hochschule, in: Sächsische Heimatblätter 3, 2009, S. 203-215.

Erklärung vom 26. April 1867

es bis jetzt nicht möglich war, Herrn P. Uhland in seine Stellung als Lehrer zurückzuweisen. Wie schon oben bemerkt, machen die Unterzeichneten es nur von einer genügenden Erklärung über die angebrachten Beschwerden abhängig, ob sie es überhaupt noch mit ihrer Ehre als Männer und Lehrer vereinbaren können, in weitere schriftliche Unterhandlungen zu treten. Ist diese Erklärung erfolgt, so steht einer weiteren Unterhandlung nichts mehr im Wege und Herr Director Uhland wird sich alsdann wegen Rücksichtslosigkeit von vielen seiner Lehrer durchaus nicht beklagen können.

Mittweida am 22. April 1867

Die Lehrer des Technicum. Weitzel Ingenieur, Hecht Ingenieur, Kutina Architekt“

Bürgermeister Meltzer entlässt „wegen Quere-len“²¹ die Beschwerdeführer, noch bevor sie ihren Dienst antreten können. Sie nehmen ihre Entlassung mit der Erklärung vom 26. April 1867 an, bedauern sie und fühlen sich in ihrer Ehre nach wie vor verletzt.

Uhland kann seine Vorstellungen von einer „technisch-mercantile(n) Lehr- und Erziehungsanstalt“²² in Mittweida nicht verwirklichen. Differenzen innerhalb des Lehrkörpers und ungenügende Unterstützung durch Gremien der Stadt Mittweida führen zum Scheitern. Ursachen für den Weggang Uhlands nach Frankenberg und die Gründung einer neuen privaten technischen Schule lassen vermuten, dass er glaubt, hier günstigere Bedingungen vorzufinden. Im Gegensatz zum Mittweidaer Rat zeigt der Bürgermeister von Frankenberg starkes Interesse an der Verlegung.

Direktor Uhland eröffnet am 5. Mai 1867 in Frankenberg unter dem Namen „Uhlands Technicum zu Frankenberg“ seine neue Bildungsstätte. Begünstigt wird seine Entscheidung sicher auch dadurch, dass er das Inventar, bestehend aus Geräten, Zeichnungen, Bücher und Manuskripte sowie Namen und Siegel des Mittweidaer Technicums für 3.500 Taler an die Stadt Frankenberg verkaufen kann.²³ Mit vier Lehrkräften, Uhland als Direktor und 47 Schülern beginnt die Ausbildung. Auch Frankenberg ist kein Erfolg für ihn. Mögliche Ursachen sind durch die nachfolgenden Streitigkeiten, Beleidigungen, persönlichen Animositäten zwischen Wilhelm Heinrich Uhland und den ehemaligen Lehrern, Schuldzuweisungen und Diffamierungen verdeckt worden. Dressel liefert dazu eine weitere Begründung: „Frankenberg war ein denkbar ungünstiger Boden für ein Technicum, ... so dass sich nicht einmal ausreichende praktische Ausbildungsmöglichkeiten für die Schüler boten. ... Er versuchte der Nichtexistenz einer technischen Fabrik dadurch abzuwehren, dass er selbst



Siegel des Technicums Mittweida

3. Sollen ebendasselbst zu wiederholtem Male Äußerungen ehrenrühriger Art über die unterzeichneten gethan worden sein. Schließlich erbitten sich die unterzeichneten noch vorher darüber genaue Auskunft, warum

Technikumgebäude, um 1868



ein solches Unternehmen plante und schließlich gründete. (1868) ... Sie erhielt den Namen Maschinenfabrik von Uhlands Technikum.²⁴ Nahezu 10 Jahre hat Wilhelm Heinrich Uhland versucht, „technisch-mercantilische Lehr- und Erziehungsanstalten (in Verbindung mit technischem Bureau und Maschinenfabrik)“ zu gründen und nach seinen Vorstellungen zu leiten. Uhlands Gründungen sind als Unternehmen und er als Unternehmer zu betrachten. Um auf Dauer bestehen zu können, müssen die Bildungsangebote und die Zahl der Schüler letztlich gewinnbringend sein. Eine staatliche Subventionierung ist weitgehend ausgeschlossen und auch andere Vergünstigungen waren vom „guten Willen“ u. a. der Stadträte und der jeweiligen Finanzlage abhängig. Offensichtlich

erfüllen sich Uhlands Pläne nicht. Am 29. Oktober 1869 beschwert er sich beim Vorstand des Kuratoriums des Technikums, Bürgermeister Melzer, über ein Komplott einiger Lehrer gegen ihn. Insbesondere werden seine Fähigkeit zur Leitung eines Technikums und seine Prinzipien in Frage gestellt.²⁵ 1870 gibt Uhland die Leitung des Technikums in Frankenberg auf und übersiedelt nach Leipzig. Wilhelm Heinrich Uhland war zwar mit seinen Visionen für die Führung von Technika in Bregenz, Mittweida und in Frankenberg nicht erfolgreich, fand aber in seinem späteren Wirken in Leipzig als Verleger, Autor und Herausgeber von technischen Zeitschriften und Lehr- und Fachbüchern und als Patentanwalt seine eigentliche Berufung.



Siegel des Technikums in Frankenberg/Sachsen

Annonce zur Eröffnung des Technikums in den Frankenger Nachrichten No. 46-1867

Die von dem Unterzeichneten am Ostern 1865 zu Mittweida unter dem Namen **Technicum zu Mittweida** begründete technisch-mercantilische Lehr- und Erziehungsanstalt (in Verbindung mit technischem Bureau und Maschinenwerkstätten) ist an Ostern dieses Jahres behufs ihrer Erweiterung, welche durch ihre Frequenz geboten, in Mittweida aber besonders hinsichtlich des Pensionats nicht ausführbar war, in die benachbarte Stadt Frankenberg übergesiedelt und hat daselbst in dem von der Stadtgemeinde Frankenberg ihr zur Verfügung gestellten, zweckmäßig eingerichteten Gebäudecomplex unter dem Namen **Uhland's Technikum zu Frankenberg** (bei Chemnitz, Königr. Sachsen) Anfangs Mai ihre Kurse eröffnet.

Diese Anstalt, welche als erste und einzige ihrer Art ihre Höflinge, die in dem Pensionat der Anstalt wohnen, in Theorie und Praxis unterrichtet und zugleich im Sinne der wahren Humanität erzieht, bildet junge Leute zu Maschinenbauern oder Industriellen überhaupt so heran, daß sie ohne Weiteres Stellung im praktischen Leben übernehmen können. Für ältere Maschinenbauer, die bis dahin nur praktisch gearbeitet haben, **Monteure, Werkmeister**, sowie für künftige **Fabrikanten, Gewerbetreibende, Oeconomen, Müller** u. s. w., welche als Schüler eintreten und außerhalb der Anstalt wohnen, sind Kurse von $\frac{1}{2}$ bis 1 Jahr eingerichtet, in welchen dieselben Gelegenheit haben, sich mit den technischen Wissenschaften und deren Anwendung sowohl vertraut zu machen, als zu erfolgreicher Ausübung ihres Berufes erforderlich ist. Der Vorcurrs der Anstalt dient zugleich als **Vorbereitung zum Freiwilligen-Examen.**

Näheres enthält der Prospect, welchen auf frankirte Anfragen gratis versendet

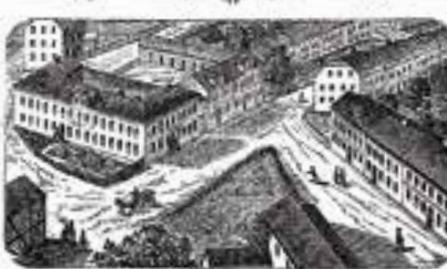
Der Director des Technikum
Ingenieur W. Uhland.

Um Täuschungen vorzubeugen, sei bemerkt, daß das Concurrenz-Unternehmen, welches nach dem Abzug meiner Anstalt in Mittweida unter dem früheren Namen derselben (Technicum Mittweida) fortzuführen gesucht wird, mit meinem Technikum durchaus nichts gemein hat.

Der Obige.

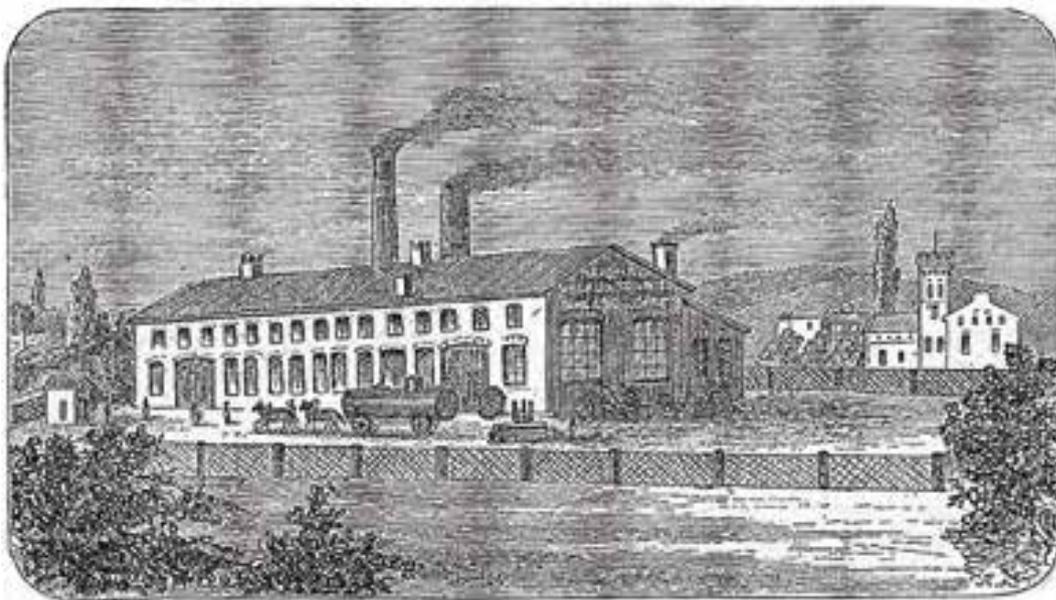
- 21 Stadtarchiv Frankenberg, Akte 1994, Blatt 162.
- 22 Ebd., Blatt 168-170.
- 23 Ebd., Blatt 82.
- 24 Ebd., Blatt 119; siehe dazu Dressel, Martin: Zur Geschichte des „Uhlandschen Technikums zu Frankenberg in Sachsen“, in: Wissenschaftliche Arbeiten. Ingenieurhochschule Mittweida, Mittweida 1987, S. 72.
- 25 Ebd., Blatt 195.

Bureau von Uhland's Technikum zu Frankenberg
bei Chemnitz, Sachsen.

<p>Lieferung von Eisen, Werkzeugen, Vorrichtungen, Maschinen-Accessoirien und GUSSSTÜCKEN für Fabrik- und Maschinen- alle Arten.</p> <p>Uebernahme von KÄUFEN UND VERKÄUFEN Industriellen Eisenwaren und anderer Maschinen, Ausführung technischer Anlagen, von 1865 bis 1870</p> <p>Erhaltungsgesetze und Constructionsregeln. RECHNUNG technischer Aufträge bei Beauftragten.</p>	 <p>1. Hauptgebäude, Pensionat, 2. tech. Bureau, Redactionale, 3. u. 4. u. 5. Unterrichtsgebäude.</p>	<p>Vorbereitung NEUER MASCHINEN.</p> <p>Mithilfe von Fabrikanten, Werkstätten, und Maschinen von allen Größen für Industrie.</p> <p>Erhaltungsgesetze von BEFRIEDIGUNG - EINRICHTUNGEN mit der CONTROLLE eines Sachverständigen Nachweis für besten und billigsten Bezugsquellen und Lieferung von Maschinen, Apparaten, Werk- zeugen und Materialien zu FABRIK-PREISEN.</p>
--	--	---

Leistungsangebot des Uhlandschen Technikums

Maschinenfabrik von Uhlands
Technikum, Uhland & Carstens
Stadtarchiv Frankenberg

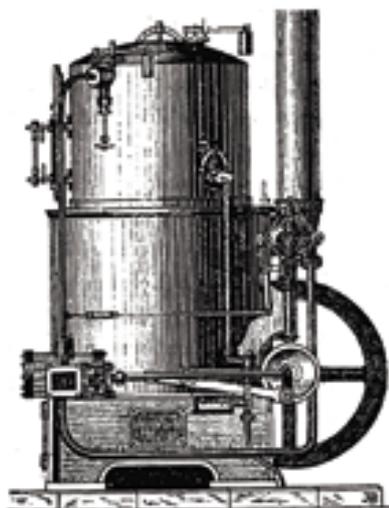


Offerte zu einem Produkt
der Maschinenfabrik von
Uhland's Technikum

Maschinenfabrik von Uhland's Technikum

(Uhland & Carstens)

zu Frankenberg bei Chemnitz, Königreich Sachsen.



Transportable Dampfmaschinen.

Publizist technischer Literatur

Mit der Industrialisierung werden u. a. Hand- und Lehrbücher und Formelsammlungen unentbehrliche Hilfsmittel, weil die Arbeit mit den überkommenen Erfahrungswerten und „Geheimrezepturen“ des Handwerks nicht mehr möglich war. Unter dem Einfluss der „Verwissenschaftlichung“ entstehen Lehrbücher auf hohem theoretischem Niveau, zum Beispiel zum Maschinenbau und zu techniwissenschaftlichen Problemen von Ferdinand

Redtenbacher (1809–1863), Franz Reuleaux (1829–1905), Carl von Bach (1847–1931) und Heinrich Dubbel (1873–1947). An vielen technischen Fachschulen veröffentlichen die Leiter und die Lehrer Materialien auf einem wissenschaftlichen Niveau, das dem Bildungsstand der Studierenden und der „Praktiker“ entgegenkommt. Große Verdienste erwirbt sich der 1846 gegründete Akademische Verein „Hütte“ in Berlin. Wilhelm Heinrich Uhland gehört zu den Vorreitern auf diesem Gebiet. Im Vorwort zum Band IV seines Handbuches für den prak-

26 Uhland, W. H.: Handbuch für den praktischen Maschinenconstruteur, Leipzig 1883, Band IV.

27 Spur, Günter: Die Wurzeln der ZWF. Zum Erscheinen des 100. Jahrganges 2005, in: ZWF 100 (2005), S. 6 f.



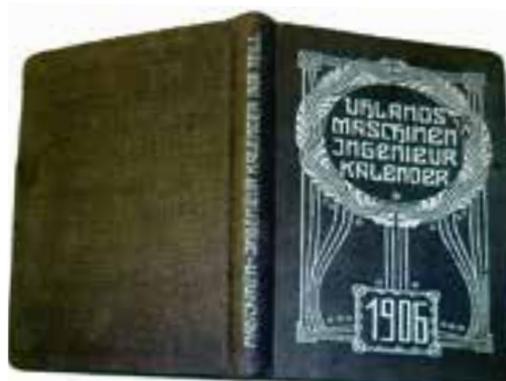
tischen Maschinenkonstrukteur schreibt er: „Auch hier ist, selbst wo es sich um rein theoretische Darstellungen handelt, in der Wahl und Anordnung des Stoffes für den praktischen Konstrukteur maßgebende Gesichtspunkt festgehalten, und demgemäß besonders darauf Rücksicht genommen, zur möglichen Vereinfachung der nothwendigen Berechnungen die Ergebnisse der einzelnen Theorien in übersichtlicher Weise in Tabellen zu vereinigen...“²⁶ Er erkennt den mit Aufkommen der „Maschinenindustrie“ wachsenden Bedarf an praxisrelevanten Informationen und an Weiterbildung. Ähnliches erkennt Carl Georg Weitzel mit seiner „Schule des Maschinentechnikers“ und später Alfred Udo Holz mit der „Schule des Elektrotechnikers“. Nach der Jahr-

hundertwende übernehmen Alfred Udo Holz und Paul Wittsack die Herausgabe des „Handbuches für den praktischen Maschinenkonstrukteur“ von Uhland. Weitere Autoren in dieser Schrift sind auch zahlreiche Lehrer des Technikums Mittweida. Bereits in Frankenberg ruft Uhland im Jahre 1868 den „Praktischen Maschinen-Konstrukteur“ (Wochenschrift für Industrie und Technik) ins Leben, an den sich im Verlauf der Zeit weitere branchenspezifische Zeitschriften anschließen. Nach seiner Übersiedlung nach Leipzig im Jahre 1870 widmet er sich neben seiner Tätigkeit als Autor intensiv der Gründung, Herausgabe und Redaktion zahlreicher technischer Zeitschriften und anderer Publikationen für Ingenieure. Sehr bekannt geworden sind die von Uhland herausgegebenen technischen Kalender; so der seit 1874 erscheinende „Kalender für Maschinen-Ingenieure“, der „Kalender für Textilindustrie“, der „Mühlenkalender“, das „Jahrbuch der Erfindungen und Fortschritte auf dem Gebiet der Maschinenteknik und der mechanischen Technologie“ und seine „Handbücher“ und „Skizzenbücher“ für Maschinen-Ingenieure, des weiteren „Uhlands Technische Rundschau“, die später als Zeitschrift für wirtschaftliche Fertigung ihre Fortsetzung findet, „Uhlands Industrielle Rundschau“ und „Uhlands Fachbücher“, später in seiner technischen Bibliothek zusammen gefasst. Neben dieser publizistischen Wirksamkeit hat Uhland als Patentanwalt eine ausgedehnte Tätigkeit entfaltet.²⁷

Sicht der Stadt Frankenberg vom Süden, 1886
Stadtarchiv Frankenberg

links unten: Titelblatt zu Uhlands Ausbildungskonzept

rechts unten: Umschlag des Ingenieurkalenders von 1906



Danksagung

Bei ihren Untersuchungen unterstützten die nachfolgend genannten Personen die Autoren in dankenswerter Weise: Ulrich Berger, Heimatverein Nordheim, Baden-Württemberg; Marion Rau, Archivleiterin Stadtarchiv Frankenberg; Dr. Bernd Ullrich, Ortschronist Frankenberg; Dr. Marion Stascheit, Hochschularchiv Mittweida; Prof. Dr. Maria Magdalena Rückert, Landesarchiv Baden-Württemberg, Staatsarchiv Ludwigsburg; Dr. Christoph Körner, Pfarrer i. R., Erlau; Dr. Peter Schiffer, Landesarchiv Baden-Württemberg, Hauptstaatsarchiv Stuttgart; Prof. Dr.-Ing. habil. Werner Totzauer, Lichtenau

Autoren

Prof. Dr. Jan-Peter Domschke Chemnitz

Prof. Dr. Hansgeorg Hofmann Mittweida

Der Nachlass des Geologen Roland Strecker (1927–2007)

Stefan Kunze, Rolf Lange

Der historisch interessierte Leser kennt die Mühen der Geschichtsforschung. Versunken im Quellenmaterial der Archive sitzt der Forscher, die Zeit vergessend, still und einsam mit sich und seinem Anliegen am Tisch. Den historischen Tatsachen näher zu kommen, ist oft eine langwierige Arbeit. Gelegentlich erschließt sich durch einen Glücksfall plötzlich interessantes Material, dessen Existenz man kaum für möglich gehalten hätte. Genau ein solcher Glücks-umstand ereignete sich im Jahr 2007, als Joachim Strecker aus Hohndorf, angeregt durch die Lektüre „Die Wismut in Marienberg“ von Rolf Lange, den Nachlass seines verstorbenen Bruders Roland Strecker sichtete und anschließend dem Verfasser Rolf Lange Einblick in den bergmännischen Nachlass seines Bruders gewährte. Der Nachlass erwies sich als aufschlussreich, da Roland Strecker zahlreiche Originaldokumente des Uranbergbaus (Risse, Berichte, Statistiken, Zeichnungen, Feldbücher u. a.) aus den Revieren Marienberg, Annaberg, Zobes und Schmirchau vor der Vernichtung gerettet hat. Im folgenden sollen einige Ausschnitte aus diesem Nachlass vorgestellt werden.

1 Tätigkeitsbezeichnung in der Wismut für einen Facharbeiter, der durch Kartierungsarbeiten geologische Daten gewinnt und diese zur weiteren geologischen Bewertung aufbereitet.

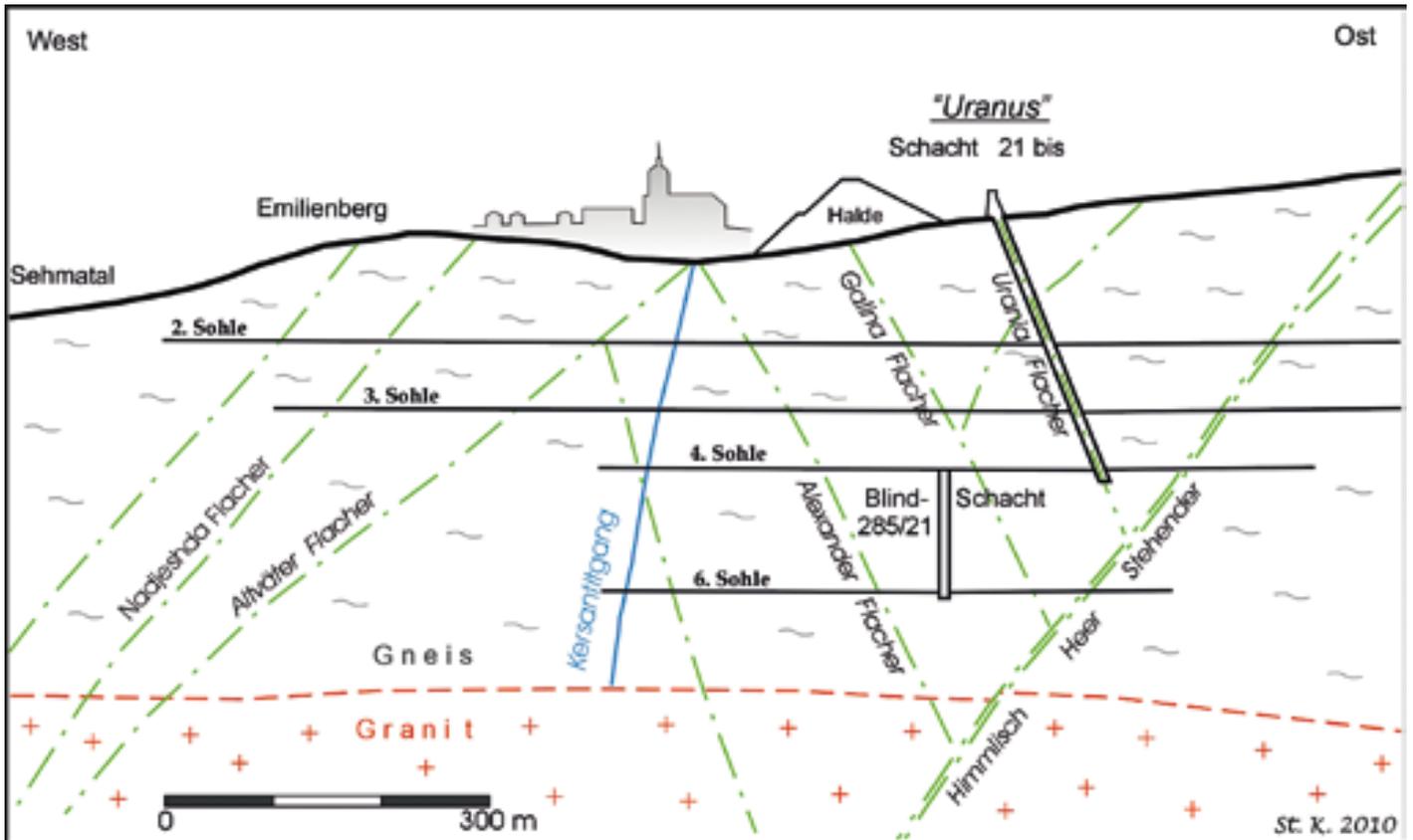


Roland Strecker 1986
im Bergbaubetrieb
Schmirchau/Ronneburg

Zuvor ein paar kurze Angaben zur Person Roland Streckers. Geboren wurde er am 5. November 1927 in Schmiedeberg und starb mit knapp 80 Jahren am 24. Juni 2007 in Zwickau. Dank der gewissenhaften Nachlasspflege seines Bruders sind uns die Hauptlinien seines an Entbehrungen und Arbeitspflichten reichen Lebens bekannt. Noch als Heranwachsender zu Wehrdienst und Schanzarbeiten in Dänemark verpflichtet, verdingte sich er sich nach dem Krieg für einen Monatsverdienst von brutto 130,- Reichsmark als Angestellter, Ziegelpresser und Kohlenabträger bei der Kohlengroßhandlung Franz in Zschopau. Diese harten Erfahrungen seiner Jugend formten bei ihm eine Lebenshaltung, die er später so formulierte: „Er (sein erster russischer Vorgesetzter bei der Wismut) wollte mich kontrollieren, hatte aber kein Glück, mich beim Faulenzen anzutreffen. Drill und Disziplin sowie Arbeit im Privatbetrieb hatten mich schon zu einem Arbeitstier erzogen.“ 1949 gibt er die chancenlose Arbeit beim Kohlen-Franz auf und fängt auf Schacht 84 in Gehringswalde beim Objekt 5 der SAG Wismut als Probenehmer an. Da er gut Zeichnen konnte, besuchte er am Bergtechnikum Freiberg einen Kollektorenlehrgang¹. Später folgte noch ein Geologiestudium an der Bergingenieurschule Zwickau. Sein Arbeitsweg führte ihn über die Schächte von Marienberg, Annaberg und Zobes schließlich nach Schmirchau bei Ronneburg.

Im März 1990 ging er in Rente und verstarb 2007, wenige Monate vor seinem 80. Geburtstag in Zwickau. Die längste Zeit seines Arbeitslebens hat er als Grubengeologe bei der Wismut verbracht und galt als ein erfahrener Kenner der erzgebirgischen, vogtländischen und thüringischen Uranlagerstätten.

Der umfangreichste Teil seines Nachlasses betrifft die Lagerstätte Schmirchau und ist inzwischen Bestandteil des Geologischen Archivs der Wismut GmbH geworden (Kustos Herr Dipl.-Geol. Axel Hiller). Außerdem gehören zum Nachlass kleinere, satirische Zeichnungen zum Bergbaualltag und ein Verzeichnis seiner bis auf zwei Reststücke verschollenen Mineraliensammlung. Von der Vielzahl der zum Nachlass gehörenden Dokumente soll auf ein Feldbuch näher eingegangen werden, dessen Inhalt die damali-



gen Arbeitsprozesse auf eine sehr persönliche Art und Weise wiedergibt. Für den Grubengeologen stellt das Feldbuch ein wichtiges Arbeitsmittel dar. Darin werden die vor Ort gewonnenen Erkenntnisse grafisch und textlich festgehalten, um sie später ins geologische Risswerk des Schachtes übertragen zu können. Nach einer Vermittlung des persönlichen Kontakts zu Joachim Strecker durch den Verein vom Besucherbergwerk Markus Röhling wurde mir (St.K.) in dankenswerter Weise das Feldbuch von Roland Strecker zur Auswertung überlassen. Bei diesem Feldbuch handelte es sich um einen Block aus 73 Blatt Millimeterpapier im Format

A6 in einer robusten Papphülle. Die darin auf den Vorder- und Rückseiten mit Bleistift getätigten Eintragungen zeigen geologische Kartierungsarbeiten vom 16. Mai bis zum 7. Juli 1954. Zunächst bestand noch Unklarheit über die Örtlichkeit der Dokumentationen, da weder Schacht noch Lagerstätte explizit vermerkt waren. An Hand von Grubenbaubezeichnungen konnte schließlich eine zweifelsfreie Identität mit tatsächlich im Jahre 1954 auf oberen Sohlen des Annaberger Schachtes „Uranus“ belegten Betriebspunkten nachgewiesen werden. Dieses Feldbuch spiegelt nicht nur rein geologische und bergbautechnologische Aspekte des

Geologischer Schnitt vom Annaberger Schacht 21 „Uranus“ Roland Strecker arbeitete hier in den Jahren 1953 bis 1954
Quelle: Arbeitsprojekt des Objektes 111 für das Jahr 1955, umgezeichnet

Mai 1954					Juni 1954					Juli	
Mo	10	17	24	31		7	14	21	28		5
Di	11	18	25		1	8	15	22	29		6
Mi	12	19	26		2	9	16	23	30		7
Do	13	20	27		3	10	17	24		1	8
Fr	14	21	28		4	11	18	25		2	9
Sa	15	22	29		5	12	19	26		3	10
So	16	23	30		6	13	20	27		4	11

Kalendarische Auswertung des Feldbuchs
blau – Tage mit Feldbucheinträgen
27. Mai – Christi Himmelfahrt
07. Juni – Pfingstmontag
14. bis 20. Juni – evtl. Urlaubswoche

Angaben zur Gesteinskategorie:
dichter Gneis Kategorie 9
(Anteil 50 %), Flasergneis
Kategorie 8 (Anteil 50 %)
Etagenstrecke 508 Nord oben
28. Juni 1954, Feldbuch Blatt 56

damaligen Uranbergbaus wieder. Im Geologischen Archiv der Wismut GmbH ist für die Lagerstätte Annaberg ein relativ großer Teil des geologischen Risswerks archiviert. Die hingegen kaum noch erhaltenen Feldbücher zeigen jedoch direkt den Umfang an geleisteter Feldarbeit der Grubengeologen auf, wie er umfassend aus den vorgenannten, generalisierten Quellen nicht mehr nachzuvollziehen ist. Beispielsweise ist das Verhältnis der untertägigen Feldarbeit zur Büroarbeit (diese bestand u. a. im Nachtragen des geologischen Risswerkes) an Hand der kalendarischen Auswertung der Feldbuchdaten ersichtlich. Das erste Dokumentationsdatum fällt z. B. auf einen Sonntag, an dem zu damaliger Zeit teilweise auch noch gearbeitet wurde. Ansonsten weisen die Angaben im Feldbuch auf die damals übliche 6-Tage-Woche sowie auf einen bis 1967 arbeitsfreien kirchlichen Feiertag hin (Christi Himmelfahrt).

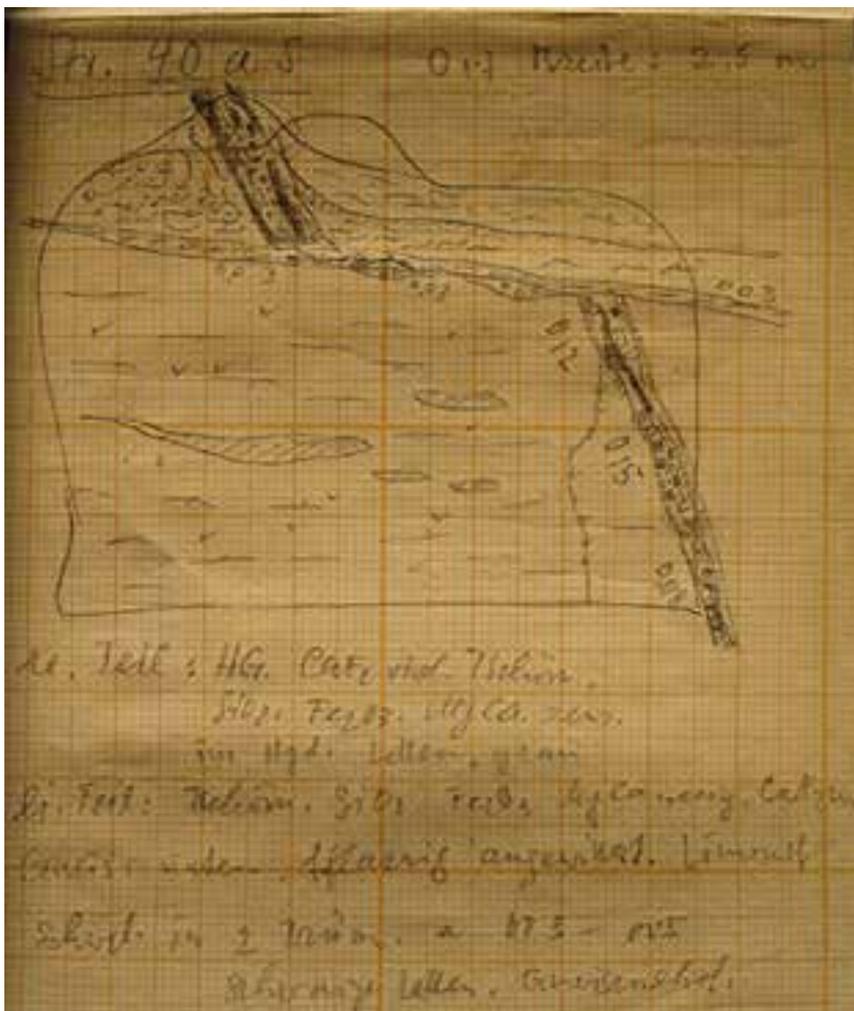
Ortsbrust einer Strecke (Scheibensbild): „Rechter Teil: Hauptgang CaF₂ violett, Tschörn [von russ.: „чёрнь“ – Uranschwärze], SiO₂, Fe₂O₃, Mg Ca [Dolomit] zersetzt, im Hangenden Letten, grau
Linker Teil: Tschörn; SiO₂, Fe₂O₃; CaF₂ Gneis unten: flasrig angewittert, Limonit, Schwebender: in 2 Trümmern à 3-5 cm, schwarze Letten, Gneisruschel“
Strecke 40 a Süd auf „Gang Nadjeshda“
16. Mai 1954, Feldbuch Blatt 2

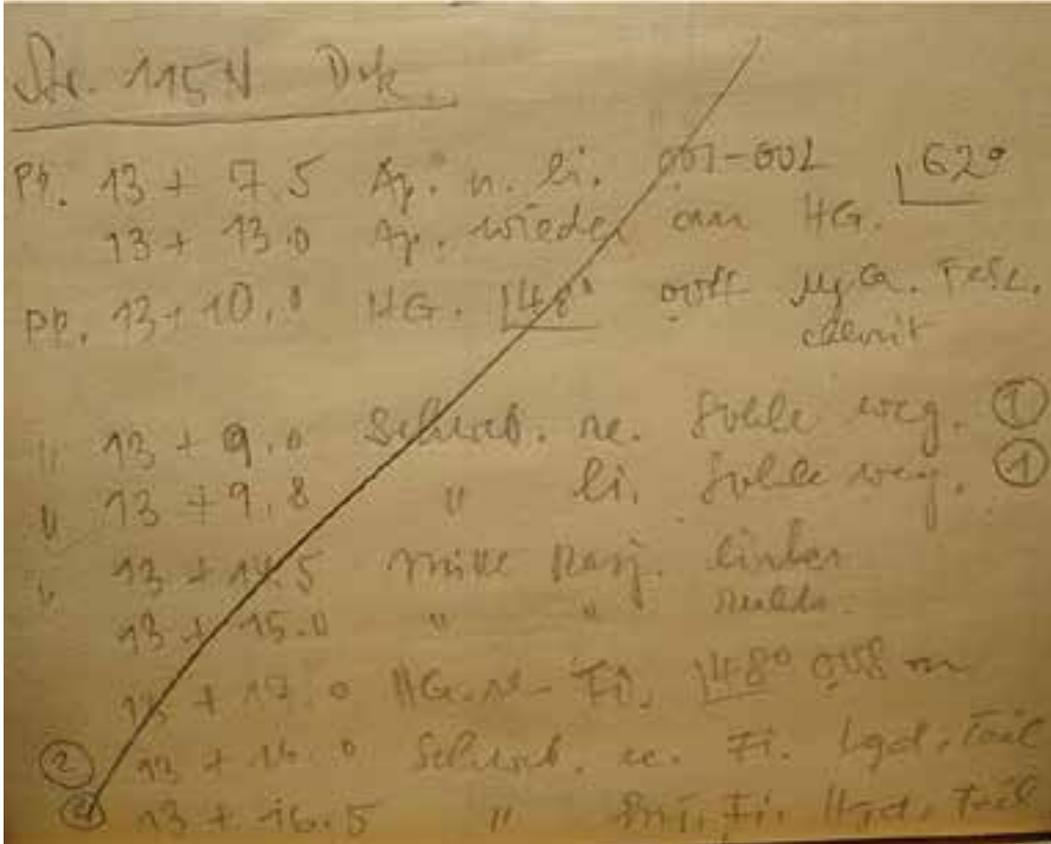
Am Beispiel der Lagerstätte Annaberg lässt sich der Einfluss des jeweiligen lagerstättengeologischen Erkenntnisstandes auf die wechselhafte Entwicklung von Gewinnung und Umfängen des Bergbaus besonders deutlich erkennen. Ebenbürtig mit allen anderen bergbautechnologischen Berufsgruppen ist deshalb auch die



Leistung der Geologen zu würdigen. Ihre interessante und anspruchsvolle Arbeit legte den Grundstein für eine zielgerichtete und effiziente Gewinnungstätigkeit. Der Hauptgeologe des Annaberger Schachtes Uranus, Igor Innokentjewitsch Tolmatschow bemerkte dazu treffend: „Uns Geologen ist das Glück zugefallen, in diesem erstaunlichen geologischen Labor, dem Erzgebirge, mit seiner einzigartigen Nickel-Kobalt-Silber-Wismut-Uran-Formation arbeiten zu können.“

In Annaberg kam es während des Jahres 1947 zu einer systematischen geologischen Untersuchung von Halden und Gruben des Altbergbaus sowie relativ geringen Neuauffahrungen. Viele geologische Daten wurden hierbei gesammelt und ausgewertet, sowie erste Erzmengen gewonnen. Im Ergebnis zeichnete sich das Vorhandensein einer unter damaligen Bedingungen industriell gewinnbaren Lagerstätte ab. In den nächsten drei Jahren explodierten förmlich die Auffahrungsumfänge, ohne dass der geologische Dienst in seinem Personalbestand an qualifizierten Mitarbeitern Schritt halten konnte. So betrug im Jahr 1949 die Auffahrungsumfänge mindestens das Zehnfache des Wertes von 1947, allerdings steigerte sich die Erzgewinnung der Schächte nicht in diesem Maße, sondern nur etwa auf das Sechsfache. Nach einem dramatischen Tiefpunkt der Erzgewinnung um 1951 entdeckte man während des Folgejahres schließlich eine ausgeprägte Affinität der Gangvererzung zu bestimmten Gesteinsschichten. Natürlich war dieses Phänomen auch schon vorher lokal bekannt, ist aber aus verschiedenen Gründen für die Gesamtbeurteilung der Lagerstätte weitgehend unbeachtet geblieben. Aus dieser Erkenntnis ergaben sich zwangsläufig neue Maßstäbe für die geologische Betreuung der Bergarbeiten. Die Strecken und Überhauen der Vorrichtung² sollten sich nunmehr streng innerhalb der flach einfallenden produktiven Gesteinspakete³ bewegen, um unnötige Auffahrungen zu vermeiden. Bis zum Ende des Annaberger Uranbergbaus waren deshalb die Grubengeologen angehalten, bei der Durchsetzung dieser Anweisungen im Rahmen ihrer fachlichen Kompetenz maßgeblich mitzuwirken. Dass diese Maßnahmen auch zu einem Erfolg führten, zeigten die bis zum Ende der Bergarbeiten im ersten Quartal des Jahres 1958 stetig steigenden Effektivitätskennziffern⁴. Allein wie dies geschah, ist aus den Inhalten des Feldbuches nur zu gut ersichtlich. Etwa 250 Dokumentationen von Vortriebsörtern (Scheibens-





Dokumentation in Textform, ausgehend von einem Polygonpunkt (PP 13)
 Auszug: „PP 13 + 7,5 m Apophyse nach links 1-2 cm mächtig, Einfallen 62°
 PP 13 + 13,0 m Apophyse wieder an den Hauptgang geschart
 PP 13 + 10,0 m Hauptgang Einfallen 48°, Dolomit, Pyrit, Chlorit“, Strecke 115 Nord
 8. Juni 1954, Feldbuch Blatt 31

bilder, Stoßaufnahmen etc.) enthalten oft konkrete Anweisungen für die unmittelbar folgenden Arbeiten, zumeist Richtungs- und Profilkorrekturen sowie Auffahrungseinstellungen, wenn man den erhoffigen Bereich durchörtert hatte.

Gesteinsklassifizierung:

Bohrbarkeit von Gesteinen (umgangssprachlich im Feldbuch auch als „Härtegrad“ bezeichnet), nach der Anlage zum Befehl Nr. 79 vom 24. März 1951 des Generaldirektors M. Malzew als Normierungsgrundlage für Bergbauarbeiten und Tiefenbohrungen auf einer Skala von 12 Gesteinskategorien.

Kategorie 1:
 Sandböden mit Geröll und Schotter, etc.

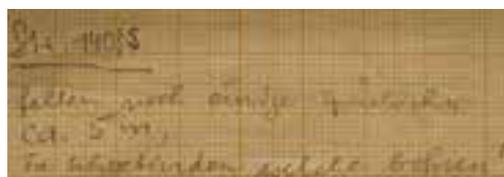
Kategorie 12:
 Mikrogranite, Syenite, etc.
 Im Feldbuch erscheinen durchweg die Kategorien 8 und 9, überwiegend in Zehnerprozenten von 20% bis 80% abgestuft.

Kategorie 8:
 z. B. quarzärmer Zweiglimmergneis Bohrzeit: 7,1 – 11,0 Minuten / Bohrmeter

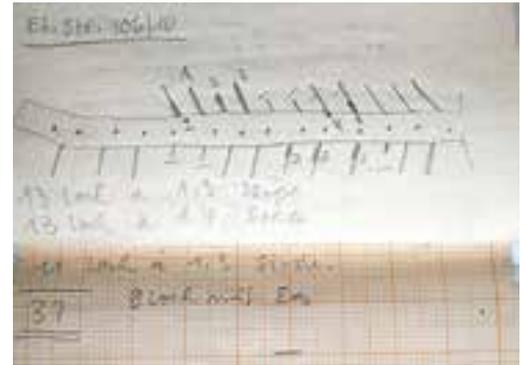
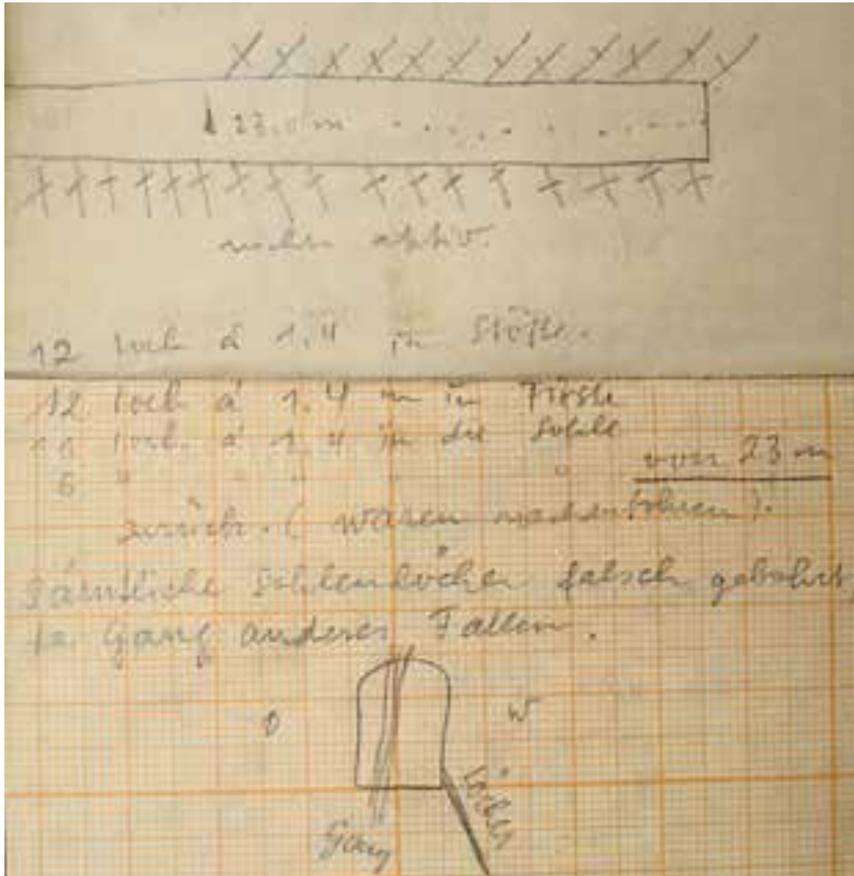
Kategorie 9:
 z. B. quarzreicher Zweiglimmergneis Bohrzeit: 11,1 – 19,0 Minuten / Bohrmeter

Des Weiteren war bei der Festlegung der Gesteinskategorie (Bohrhärte) eine Zuarbeit des Geologen für die Normabteilung gefragt, wie sich an diesen häufigen Eintragungen im Rahmen der Ortsaufnahmen zeigt. Als methodisch interessanten Aspekt konnte man bei den geologischen Aufnahmen zwei verschiedene Kartierungsarten feststellen. Zum einen die Ortsaufnahmen, welche aus Scheibenbildern, seltener Stoß- und Firstkartierungen der letzten Auffahrungsmeter bestehen. Hierbei ist nur in den seltensten Fällen der Vortriebsstand (Auffahrungslänge, Abstand zu Festpunkten) vermerkt. Dessen lagemäßige Zuordnung für eine Verwendung dieser Daten im geologischen Risswerk konnte offenbar nur sehr grob über den marktscheiderischen Dekaden- und Monatsvortriebsstand erfolgen. Somit lag der Schwerpunkt dieser Ortsaufnahmen eher im Erfassen der aktuellen geologischen Situation und dem Treffen von operativen Entscheidungen für die unmittelbar bevorstehenden Bergarbeiten. Aus den Angaben des Feldbuchs ist ersichtlich, dass pro Schicht 5-23 solcher Ortsaufnahmen gefertigt wurden. Die andere Kartierungsart bestand in der Doku-

- 2 Bergmännische Vorbereitungsarbeiten (Горно-подготовительные работы, ГПП): Grubenbaue, welche die Lagerstätte abbauvorbereitend aufschließen.
- 3 Gneis mit einer Häufung von geringmächtigen Metasapropelitlagen (graphit- und sulfidführend, in strukturell-tektonischer Prägung zumeist als „Schwebende“ bezeichnet).
- 4 Verhältnis zwischen den Gewinnungs- und Aufwandsdaten der Bergbautätigkeit (Metallmenge des gewonnenen Erzes zur aufgefahrenen / abgebauten Gangfläche).
- 5 Abgewandelte Transkription des russ. Begriffes „шур“ (Spur) für Sprengbohrloch.
- 6 Abgeleitet von russ.: „каротаж“: Bohrlochmessung mit geophysikalischen Methoden, hier Messung der Gammaexpositionseistung als Indikator des Urangelhaltes. Der russ. Begriff entstammt (unter Abwandlung der Bedeutung) ursprünglich von franz.: „carottage“ – Kernbohrung.



Anweisung zur Einbringung der Kontrollbohrung:
 „fehlen noch einige Spürlöcher ca. 5 m, in Schwebenden welche bohren!“ Strecke 140 Süd
 28. Mai 1954, Feldbuch Blatt 16



lagerartige Ausführung zur Gangfläche. Falsch gebohrte Löcher waren nachzubohren. Es finden sich im Feldbuch auch einige wenige Gamma-Karottageskizzen⁶ mit Eintragung der Erzsorten und genauer Abrechnung von Bohrlochzahl und Bohrlochtiefe (Bezahlungsgrundlage der Hauer), die eigentlich zum Aufgabenbereich der deutschen Geophysik-Operatoren gehörten. Angaben zum gewonnenen Erz sind ebenso nur sporadisch aufgeführt (Kistenanzahl/Erzsorte). Möglicherweise hat er diese Orte zusammen mit einem Geophysik-Operator befahren und dessen Feststellungen dokumentiert.

Mit streng geheimen Produktionsdaten (gewonnene Metallmenge, Vorratsberechnungen) kam Roland Strecker nicht in Berührung, diese lagen ausnahmslos in der Hand des sowjetischen Personals. Er war somit einer der vielen deutschen Geologen, zu deren Aufgabengebiet umfangreiche Kartierungen sowie die unmittelbare geologische Betreuung der Bergarbeiten gehörten. Für die Erforschung des Uranbergbaus in der Lagerstätte Annaberg stellt das Feldbuch von Roland Strecker ein unikates Zeitdokument dar, dessen Auswertung interessante Details der damaligen Situation beleuchten konnte. Es wäre zu wünschen, dass weitere in Privatbesitz befindliche Dokumente des regionalen Uranbergbaus in kompetente Hände gelangen, damit deren fundierte Auswertung ermöglicht werden kann.

Quellen:

- Informationen von Herrn Joachim Strecker, Hohndorf b. Zschopau.
- Biografische Fragmente, Nachlass Roland Strecker.
- Feldbuch, Schacht 21 Annaberg, Nachlass Roland Strecker.
- Wismut GmbH, Geologisches Archiv: Jahresberichte und Arbeitsprojekte der Lagerstätte Annaberg.
- Stefan Kunze: Die Schwebenden im Südteil der Ganglagerstätte Annaberg Teil 1 und 2. (Weisbachiana-Hefte Nr. 19 und 20), Arnfeld 2005.
- Stefan Kunze, Frank Langer: Die Entwicklung des Uranbergbaus der SAG/SDAG Wismut in der Lagerstätte Annaberg. -Tagungsband 14. Internationaler Montanhistorik Workshop, Annaberg-Buchholz 2011.
- Internet www.wismut.su: Erinnerungsbericht des Geologen I.I. Tolmatschow (letzter Zugriff November 2016).

Karottageaufnahme mit geologischer Beurteilung der Bohrqualität: „6 Loch a 1,4 m in die Sohle von 23 m zurück (waren nachzubohren). Sämtliche Sohlenlöcher falsch gebohrt, da Gang anderes Fallen.“
Etagenstrecke 800 unten
16. Mai 1954, Feldbuch Blatt 3 und 4

Skizze der Gamma-Karottage:
„13 Loch a 1,3 m Stöße
13 Loch a 1,4 m Sohle
11 Loch a 1,3 m Firste.
Summe 37 9 Loch mit Erz“
(Zahlen 1-4 = Erzsorten, A = aktiv)
Etagenstrecke 106/10
31. Mai 1954, Feldbuch Blatt 20 und 21

Autoren

Stefan Kunze
Sehmatal

Rolf Lange
Drebach

mentation, welche im Feldbuch immerhin 21 Blatt einnimmt und mit dem Kürzel „Dok.“ bezeichnet wurde. Hierbei erfolgte die geologische Dokumentation eines längeren Auffahrungsabschnittes (50–100 m).

Die Parameter der geologischen Strukturen wurden mit genauen Lageangaben (Entfernung zu Polygonpunkten, Überhauen, Pikett) textlich verzeichnet. Grafische Aufnahmen erfolgten nur bei komplizierten Verhältnissen, die ohne Skizze schwer zu beschreiben waren. Die damals schon auf verschiedenen Schächten übliche, zeitaufwändigere Dreiseitenkartierung (grafische Aufnahme beider Stöße + Firste) wurde nicht praktiziert. Aus der (Primär-) Dokumentation erstellten die kartierenden Geologen eine grafische Sekundärdokumentation.

Die Daten der Sekundärdokumentation flossen nach einer Generalisierung schließlich ins geologische Risswerk ein, welches für einen langfristigen Zeitraum als Planungsgrundlage der Bergarbeiten diente. Außerdem oblag den Geologen die Anweisung und Beurteilung der durch den Bereich Geophysik radiometrisch abzunehmenden Kontrollbohrungen geringer Tiefe (1,2-1,5 m), welche in Firste, Sohle und Stöße der Gangauffahrungen einzubringen waren. Im Feldbuch werden sie als „Spürlöcher“⁵ bezeichnet; das unmittelbare Umfeld der Grubenbaue wird damit auf Erz „abgespürt“. Die geologische Beurteilung beinhaltete eine Kontrolle von First- und Sohlenlöchern auf



Georelief und Stadtentstehung von Meißen

Günter Naumann

Die Altstadt von Meißen, die sich im Mündungstrichter der Triebisch erstreckt und von der Elbe tangiert wird, ist seit jeher von den Hochfluten der Elbe und der Triebisch beeinträchtigt worden. Aus diesem Grunde werden Stadtentstehung und frühe Stadtentwicklung in besonderem Maße vom ursprünglichen Georelief, wie es zu Beginn der Siedlungstätigkeit im Mündungstrichter¹ der Triebisch vorgelegen hat, bestimmt worden sein. Nach Ermittlung des ursprünglichen Georeliefs wird deshalb untersucht, welche Beziehungen zwischen dem Georelief und damit der Hochwassersicherheit der einzelnen Flächen sowie der Reihenfolge ihrer Besiedlung bestanden haben. Danach wird geprüft, ob sich aus dem ursprünglichen Georelief in Verbindung mit der Mächtigkeit

sowie der zeitlichen Abfolge vorgenommener Aufschüttungen Hinweise zu bisher unklaren Besiedlungsabläufen ergeben. Dabei geht es insbesondere um Stadterweiterungen. Weiterhin wird versucht, aus dem ursprünglichen Georelief die Lage und Ausdehnung der ältesten Siedlungen im heutigen Stadtgebiet zu ermitteln. In alle diese Betrachtungen wird die Analyse der Bebauungsstruktur, wie sie im Stadtgrundriss zum Ausdruck kommt, einbezogen. Abschließend werden die so gewonnenen Erkenntnisse mit der Verfassungstopografie der Altstadt von Meißen verglichen. Als Altstadt wird das von der endgültigen Stadtmauer umschlossene Stadtgebiet ohne die sich auf dem Afraberg erstreckende Afranische Freiheit² definiert.

Meißen, Luftaufnahme, links die Altstadt mit der Triebischmündung
© Wikimedia (DynaMoToR), Bearbeitung durch Günter Naumann

¹ Der Mündungstrichter der Triebisch beginnt an der am Eichberg gelegenen Engstelle des Triebischtales.

2 Die Afranische Freiheit umfasste den Afraberg unter Einschluss der Roten Stufen, des Hohlweges, der Schloßstufen, der Leinewergasse, der Superintendenturstufen und des Seelensteiges. Die hier gelegenen Grundstücke unterstanden trotz ihrer Lage innerhalb des Mauerrings der Stadt bis Ende 1846 nicht dem Rat der Stadt, sondern bildeten einen Sonderrechtsbezirk, der als „Afranische Freiheit“ oder nur als „Freiheit“ bezeichnet wurde.

Bearbeiteter Ausschnitt der geologischen Karte von Meißen und Umgebung mit dem Mündungstrichter der Triebisch
© Günter Naumann

Das ursprüngliche Georelief im Mündungstrichter der Triebisch

Dass das heutige Georelief keinesfalls dem ursprünglichen Georelief entspricht und sich stattdessen die Altstadt zu einem großen Teil auf einem durch Aufschüttungen beträchtlich erhöhten Gelände erstreckt, war bereits 1897 offenbar geworden, als man im Zusammenhang mit der Verlegung der Kanalisation erstmals tiefer in den bis dahin kaum gestörten Untergrund eingriff. So wurde am Jahrmarkt³ „in der Nähe“ des Grundstücks Leipziger Straße Nr. 22 (Fundstelle 1)⁴ in einer Tiefe von etwa 5 Metern eine größere Anzahl von Hufeisen gefunden, und am Grabenprofil war dort eine viermalige Erhöhung des Geländes zu erkennen. Außerdem fand man an dieser Stelle eine Holzkonstruktion, die für den „Theil einer früher hier gewesenen Brücke“ gehalten wurde. In der Fleischergasse stieß man bei den Ausschachtungsarbeiten in einer Tiefe von 1,5 Metern auf eine gepflasterte Straße.⁵ Die Ermittlung des ursprünglichen Georeliefs ist nur auf der Grundlage einer größeren An-

zahl von Bodensondierungen möglich. Die wenigen archäologischen Sondierungen⁶, die bis auf das Niveau des gewachsenen Bodens geführt worden sind, reichen dafür nicht aus. Eine größere Anzahl von Bodensondierungen hat jedoch zwangsläufig der flächendeckenden geologischen Kartierung⁷ zugrunde gelegen. Da Beziehungen zwischen den im Rahmen der geologischen Kartierung ermittelten geologischen Sachverhalten und dem Georelief bestehen, können aus den Ergebnissen der geologischen Kartierung qualitative Aussagen zum Georelief abgeleitet werden. Weil bei der geologischen Kartierung die Kulturböden und damit auch die durch den Menschen vorgenommenen (anthropogenen) Aufschüttungen unberücksichtigt bleiben, ist das aus der geologischen Kartierung abgeleitete Georelief mit jenem Georelief identisch, das zu Beginn der Siedlungstätigkeit vorgelegen hat. Ausführungen zur Ableitung des ursprünglichen Georeliefs aus der geologischen Kartierung sind für den vorliegenden Fall vom Verfasser bereits an anderer Stelle publiziert worden⁸ und sollen im Folgenden zusammenfassend erläutert werden.

Die nebenstehende Karte zeigt einen bearbeiteten Ausschnitt der geologischen Karte mit dem Mündungstrichter der Triebisch. Zwecks besserer Unterscheidung der hier anstehenden Sedimente wurden die diesen Sedimenten zugeordneten Farbtöne in zwei Fällen geändert. Außerdem sind die im Rahmen dieser Arbeit als Grenzlinien bezeichneten Konturen jener Flächen, welche von diesen Sedimenten eingenommen werden, nachgezogen und mit den Buchstaben a bis e gekennzeichnet worden. Diese Sedimente bezeichnen zwei Flussterrassen (Mittelterrasse; Niederterrasse) sowie die Talmulde der Triebisch. Dementsprechend sind die Beschriftungen „Mittelterrasse“, „Niederterrasse“ sowie „Talmulde“ hinzugefügt worden. Ergänzend zur originalen Beschriftung sind weitere Örtlichkeiten bezeichnet worden. Die gerade dünne Linie markiert die Lage des in der Abbildung S. 273 dargestellten geologischen Profils. Die eingetragenen grünen bzw. gestrichelt grünen Linien bezeichnen die weiter unten besprochenen Altstraßen.

Die Abbildung S. 273 zeigt das geologische Profil zwischen der Kirche St. Afra auf dem Afraberg und der Kirche St. Martini auf dem Martinsberg. Es ist schematisch und stark überhöht gezeichnet worden. Durch diese Art der Darstellung treten die morphologische Gliederung der Triebischhänge durch Flussterrassen (Mittelterrasse, Niederterrasse) und die Talmulde der Triebisch markant in Erscheinung.

Wie dieser Abbildung zu entnehmen ist, schnitt sich die Triebisch zunächst in den granitischen Untergrund ein und bildete das sog. ältere Tal mit dem Talboden I aus. Durch das darauffol-



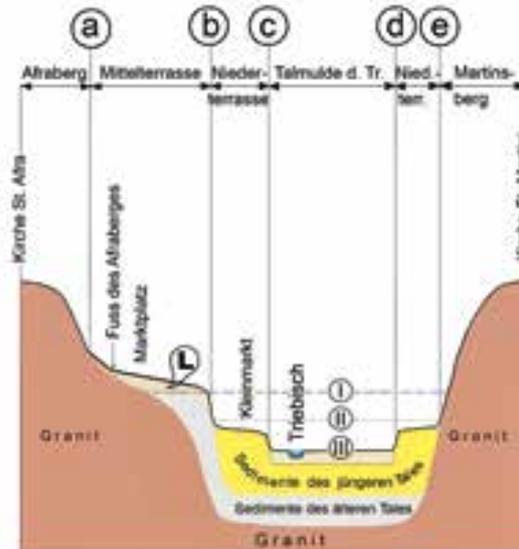
gende Einschneiden der Triebisch in diesen Talboden bildete sich das sog. jüngere Tal mit dem tiefer liegenden Talboden II aus, und vom Talboden I blieb nur ein an den Afraberg anschließender Rest, die Mittelterrasse, übrig. Diese Mittelterrasse wurde bald nach ihrer Entstehung zusammen mit dem unteren Hangbereich von Afraberg bzw. Burgberg von der rückwärtigen Hochfläche aus mit den Löss-Lehm-Sedimenten L überdeckt, die sich zwischen den Grenzlinien a und b erstrecken. Obgleich die Ausdehnung der Mittelterrasse wegen dieser Überdeckung nicht bekannt ist, sondern nur die Ausdehnung der Löss-Lehm-Decke, die außer der Mittelterrasse auch noch den unteren Hangbereich von Afraberg bzw. Burgberg überdeckt, wird im Rahmen dieser Arbeit die sich zwischen den Grenzlinien a und b erstreckende Fläche als Mittelterrasse bezeichnet.

Durch das darauffolgende Einschneiden der Triebisch in den Talboden II bildete sich die heutige Talmulde der Triebisch mit dem am tiefsten liegenden heutigen Talboden III aus, und als Rest des Talbodens II blieb beiderseits der Talmulde der Triebisch die Niederterrasse übrig.

Ursache für das mehrmalige Einschneiden der Triebisch war die schubweise Intensivierung der Tiefenerosion infolge des diskontinuierlichen Absinkens des Elbtalgrabens aufgrund tektonischer Vorgänge.

Wie die nebenstehende Abbildung zeigt, bewirkt die Terrassierung der Triebisch-Hänge einen gestuften Abfall des Geländes zur Triebisch. Links der Triebisch schließt sich an den Afraberg bzw. an den Burgberg die Mittelterrasse an. Dieser folgt die tiefer gelegene Niederterrasse und Letzterer die noch tiefer gelegene Talmulde der Triebisch. Rechts der Triebisch hat sich infolge der Asymmetrie des Mündungstrichters der Triebisch nur die Niederterrasse erhalten. Geländestufen befinden sich am Übergang von der Mittelterrasse zur Niederterrasse an der Grenzlinie b sowie am Übergang von der Niederterrasse zur Talmulde der Triebisch an den Grenzlinien c bzw. d. Zum Zeitpunkt der Stadtentstehung werden diese Geländestufen noch deutlich in Erscheinung getreten sein, während sie heute wegen zwischenzeitlich vorgenommener Aufschüttungen bzw. Überbauungen nicht mehr wahrnehmbar sind.

Erkennbar ist weiterhin, dass beide Flussterrassen ein Quergefälle in Richtung Triebisch aufweisen, d. h. von a nach b und von b nach c bzw. von e nach d. Ursache für das Quergefälle der beiden Flussterrassen ist die bald nach deren Ausbildung einsetzende Denudation (flächenhafte Erosion). Weil auf der Mittelterrasse das Quergefälle vor allem durch die unter der Löss-Lehm-Decke befindlichen stark hängigen Ausläufer des Afraberges sowie des Burgberges bestimmt wird, weist die Mittelter-



rasse ein stärkeres Quergefälle auf als die Niederterrasse.

Außer dem Quergefälle in Richtung Triebisch besteht aber auch für beide Flussterrassen ein Längsgefälle in Richtung Elbe, also von Südwest nach Nordost, denn für die Talböden beider Täler (des jüngeren Tales sowie des älteren Tales der Triebisch) hat zwingend ein Gefälle in Richtung Elbtalgraben bestanden. Demnach fällt die Niederterrasse vom späteren Görnischen Tor bzw. von der Nikolaikirche durchgängig von Südwest nach Nordost bis zur Elbe ab. Demgegenüber liegen für die Mittelterrasse andere Verhältnisse vor. Weil hier besonders im Winkel zwischen Afraberg und Burgberg das Georelief von den durch Löss-Lehm-Sedimente überdeckten Ausläufern des Afraberges sowie des Burgberges bestimmt wird, geht der anfängliche Abfall der Mittelterrasse von Südwest nach Nordost bei Annäherung an den Burgberg in eine Steigung über. Die Mittelterrasse weist deshalb in ihrem mittleren Abschnitt und damit am heutigen Marktplatz sowie in dessen näherer Umgebung eine Einmuldung auf.

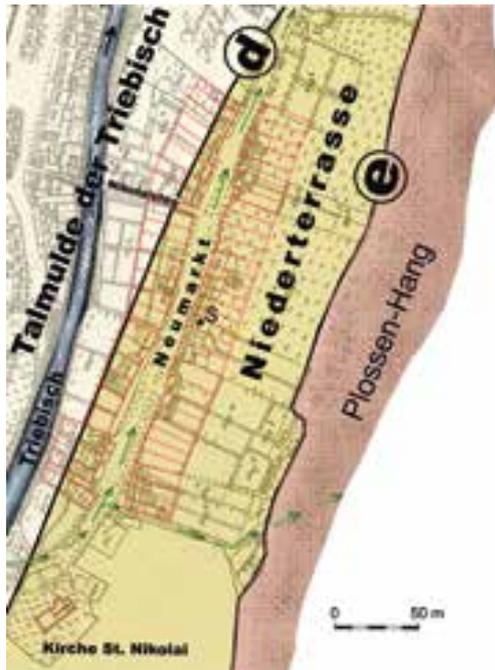
Aus dem ursprünglichen Georelief mit seinen markanten Niveau-Unterschieden ergeben sich folgende qualitative Feststellungen zur Hochwassersicherheit:

1. Die höher gelegene Mittelterrasse ist hochwassersicherer als die tiefer liegende Niederterrasse.
2. Auf der Mittelterrasse nimmt die Hochwassersicherheit wegen des Quergefalles in Richtung Triebisch von der Grenzlinie a zur Grenzlinie b ab.
3. Hochwassersicher sind auf der Mittelterrasse wegen deren Einmuldung im mittleren Abschnitt nur größere Flächen auf deren südwestlichem und deren nordöstlichem Abschnitt sowie ein schmaler Streifen, der entlang des Fußes des Afraberges diese beiden Flächen miteinander verbindet.

Stark überhöht und schematisch gezeichnetes geologisches Profil zwischen der Kirche St. Afra auf dem Afraberg und der Kirche St. Martini auf dem Martinsberg
© Günter Naumann

- 3 „Jahrmarkt“ ist die alte Bezeichnung für jenen Platz, auf dem in Platzmitte das Gewandhaus (heute Stadttheater) steht. Heute wird der westliche Teil dieses Platzes als Theaterplatz bezeichnet, und der östliche Teil dieses Platzes bildet den vorderen Abschnitt der Leipziger Straße (Leipziger Str. Nr. 1 bis Nr. 22). Wilhelm Loose (wie Anm. 12, S. 512) nimmt an, dass hier von alters her jährlich zum Namensstag des hl. Donatus, des Schutzpatrons des Meißner Doms, ein Markt, also ein Jahrmarkt, abgehalten wurde. Später kamen weitere Jahrmärkte hinzu.
- 4 „Meißner Tageblatt“ vom 15. April 1897. Die in dieser Zeitungsnotiz beschriebenen Beobachtungen wurden „in der Nähe“ des Hauses Leipziger Str. Nr. 22 gemacht. Diese Örtlichkeit ist in Abb. 4 näherungsweise als Fundstelle 1 gekennzeichnet worden.
- 5 „Meißner Tageblatt“ vom 12. November 1897.
- 6 Für die Möglichkeit zur Einsichtnahme in die Unterlagen des Sächsischen Landesamtes für Archäologie (Dresden) sowie für ergänzende Hinweise sei Herrn Dr. Thomas Westphalen, Herrn Dr. Heynowski sowie Herrn Oliver Spitzner gedankt.
- 7 Geologische Karte von Sachsen im Maßstab 1:25000, Nr. 48, Blatt Meißen, aufgenommen vom Geologischen Landesamt, herausgegeben vom Finanzministerium, III. Auflage, geologische Bearbeitung 1927 von R. Reinisch. Erläuterungen zur Geologischen Karte von Sachsen, Nr. 48 Blatt Meißen, III. Auflage von R. Reinisch mit Beiträgen von F. Härtel, R. Grahmann und O. Schellenberger, Leipzig 1928.
- 8 Naumann, Günter: Die Beziehungen zwischen der Entwicklung der Stadt Meißen und dem Hochwasserschutz, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, Neue Folge, I. Band, 2. Heft, Meißen 2010, S. 174-205. Diese Publikation beinhaltet nicht nur die Ableitung des ursprünglichen Georeliefs, sondern auch die darauf aufbauenden Gedanken zur Stadtentstehung und frühen Stadtentwicklung von Meißen, die in der hier vorgelegten Arbeit präzisiert und um verfassungstopografische Überlegungen ergänzt worden sind.

Bearbeiteter Ausschnitt des
Meißner Stadtplans von 1826 mit
dem Neumarkt
© Günter Naumann



Die talseitigen Grenzen dieser Flächen stellen Schätzungen dar, welche die Ergebnisse der archäologischen Sondierungen sowie das gegenwärtige Georelief berücksichtigen, wobei davon ausgegangen wird, dass wegen zwischenzeitlich vorgenommener Aufschüttungen das gegenwärtige Georelief hinsichtlich der Hochwassersicherheit günstiger ist als das ursprüngliche.

4. Auf der Niederterrasse nimmt die Hochwassersicherheit wegen des Quergefalles in Richtung Triebisch von der Grenzlinie b zur Grenzlinie c bzw. von der Grenzlinie e zur Grenzlinie d ab.
5. Hochwassersicher sind auf der Niederterrasse nur kleinere Flächen im Südwesten, und zwar links der Triebisch der Abschnitt am Görnischen Tor bzw. rechts der Triebisch der Abschnitt an der Nikolaikirche. Von dort aus nimmt die Hochwassersicherheit wegen des Längsgefälles in Richtung Elbe ab.
6. An der Grenzlinie b, also am Abfall der Mittelterrasse zur Niederterrasse, nimmt die Hochwassersicherheit sprunghaft ab.
7. An den Grenzlinien c und d, also am Abfall der Niederterrasse zur Talmulde der Triebisch, nimmt die Hochwassersicherheit sprunghaft ab.
8. Die Talmulde der Triebisch ist nur im Bereich des Eichberges hochwassersicher, ansonsten aber stark bis extrem hochwassergefährdet. Der Eichberg stellt eine flache Aufwölbung in der Talmulde der Triebisch dar, die vom Fuße des Questenberges bis nahe an das Triebischbett heranreicht. Heute stehen auf dem Eichberg die älteren Gebäude der Porzellanmanufaktur.

9 Dieser Plan wurde nach Untersuchungen des Verfassers 1826 aufgenommen. Nach diesem Stadtplan unterstanden hinsichtlich der Jurisdiktion damals die mit *P* gekennzeichneten Grundstücke dem Prokuraturnamt Meißen und die mit *St* gekennzeichneten Grundstücke dem Stiftsamt Meißen.

Die Etappen der Besiedlung im Mündungstrichter der Triebisch

Dem Verständnis der folgenden Ausführungen dient die Abbildung S. 274, ein genordeter sowie bearbeiteter Ausschnitt des ältesten detaillierten Stadtplans von Meißen⁹ mit dem Gelände um den heutigen Neumarkt. Übertragen wurden aus der Karte S. 272 die Grenzlinien d und e sowie die den einzelnen Gesteinen (dazu gehören auch die Sedimente) zugeordneten Farbtöne, gleichermaßen die Bezeichnungen „Niederterrasse“ und „Talmulde (der Triebisch)“. Ergänzend zur originalen Beschriftung sind weitere Örtlichkeiten bezeichnet worden. Die eingetragenen grünen Pfeile beziehen sich auf den Verlauf der Altstraßen. Weitere Eintragungen beziehen sich auf Ergebnisse dieser Arbeit und werden im Zusammenhang damit erläutert.

Der Karte S. 275 liegt ebenfalls ein genordeter sowie bearbeiteter Ausschnitt desselben Stadtplans mit der Altstadt von Meißen und ihrem näheren Umfeld zugrunde. Übertragen wurden aus der geologischen Karte die Grenzlinien a, b und c sowie die den einzelnen Gesteinen zugeordneten Farbtöne. Dargestellt ist die Grenzlinie a als fett gestrichelte Linie (zweifach gekennzeichnet durch ein von einem fetten Kreis umschriebenes a), die Grenzlinie b als eine aus Sternchen gebildete Linie (einmalig gekennzeichnet durch ein von einem fetten Kreis umschriebenes b) und die Grenzlinie c als eine aus weit auseinanderliegenden Kreuzen gebildete Linie (einmalig gekennzeichnet durch ein von einem fetten Kreis umschriebenes c). Während die Grenzlinie a mit dem Fuß des Burgberges zusammenfällt, ist dies beim Afraberg nicht der Fall. Der Fuß des Afraberges ist durch eine dünne strichpunktierte Linie und die Beschriftung „Fuß des Afraberges“ kenntlich gemacht worden. Die Bearbeitung des Stadtplans bezieht sich vor allem auf die zeichnerische Hervorhebung wichtiger Details und die Aufhellung weniger wichtiger Details. Die originalen Signaturen *P* bzw. *St* für die prokuraturn- bzw. stiftsamtlichen Grundstücke sind durch umschriebene Kreise hervorgehoben worden. Eingetragen wurden die heutigen Straßen- und Platznamen anstelle der gelöschten alten Namen. In Ergänzung zur originalen Beschriftung sind weitere Örtlichkeiten bezeichnet worden. Die archäologischen Fundstellen, die in einigen Fällen größere Flächen umfassen, sowie der Befund in Höhe des Hauses Leipziger Straße Nr. 22 sind hinsichtlich ihrer Lage lediglich durch fette schwarze Punkte markiert und mit den Ziffern 1 bis 13 bezeichnet worden (diese Fundstellen-Nummerierung stimmt nicht mit der Fundstellen-Nummerierung in den Gebietsakten Meißen

des Landesamtes für Archäologie überein). Die zu Beginn der Stadtentstehung hochwassersicheren Flächen sind durch eine mittlere Grautönung kenntlich gemacht worden. Die weiteren Eintragungen werden nachfolgend erläutert.

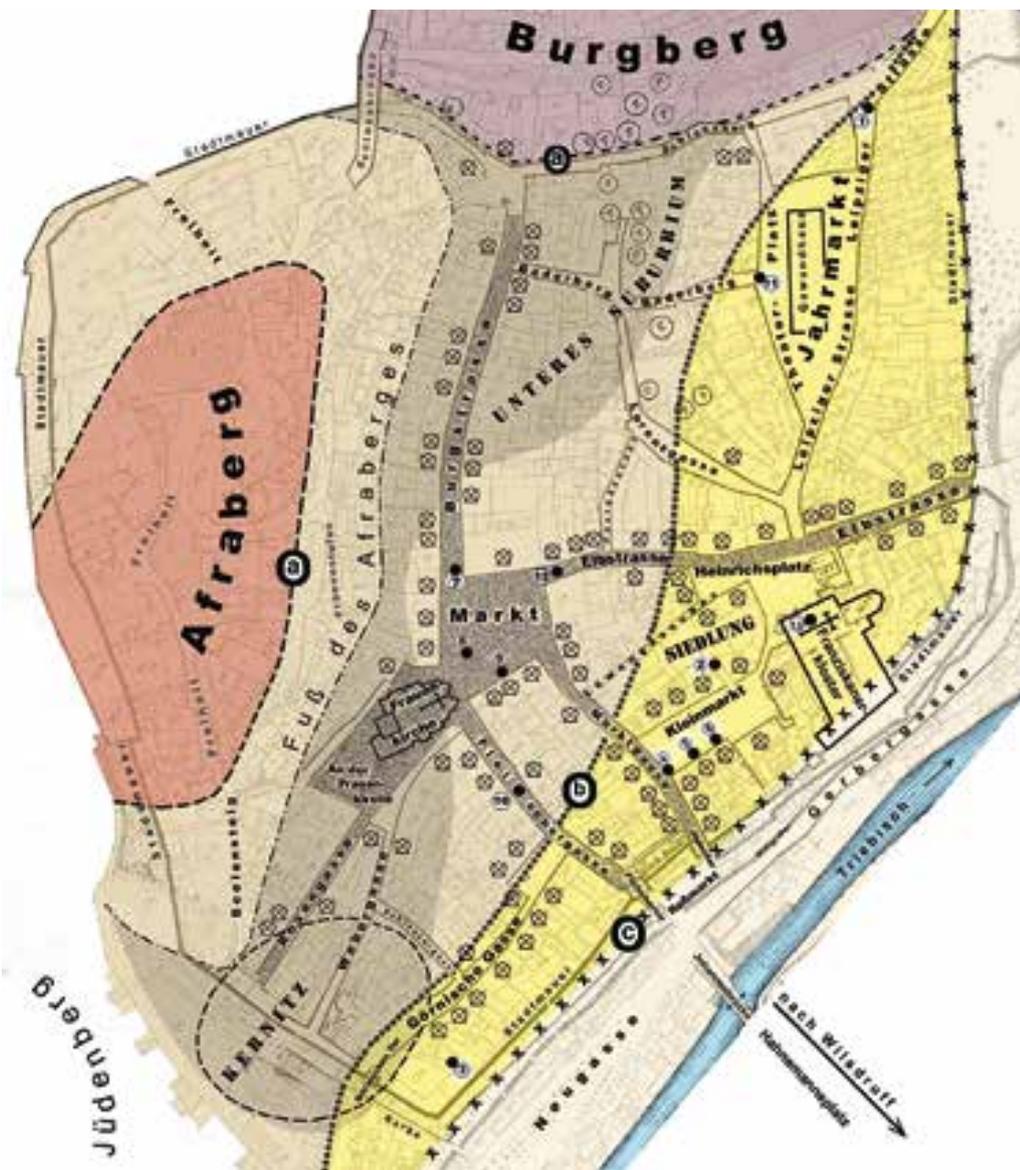
Das slawische Dorf Kernitz und die präurbanen Siedlungen

Im heutigen Stadtgebiet bestand ein slawisches Dorf mit dem aus späterer Zeit urkundlich überlieferten Namen Kernitz¹⁰ bzw. Kirnicz¹¹. Weil es in der Altstadt eine Görnische Gasse gibt, die 1503 erstmals als „Kyrnischgasse“ urkundlich genannt wird, schlussfolgerte Loose, dass dieses slawische Dorf namensgebend für die Görnische Gasse gewesen sei. Hinsichtlich seiner Lage vermutet er, dass Kernitz außerhalb der ummauerten Altstadt vor dem späteren Görnischen Tor gelegen und sich zur Görnischen Vorstadt entwickelt habe.¹² Für Letzteres spricht, dass dort auf dem Gelände

der ehemaligen Felsenkellerbrauerei neuerdings eine spätslawische Besiedlung festgestellt worden ist.¹³ Nach den beiden überlieferten Urkunden kann Kernitz innerhalb, aber auch außerhalb des späteren Mauerringes gelegen haben.¹⁴ Wegen dieser Unstimmigkeiten soll versucht werden, die Lage von Kernitz auf der Grundlage des ermittelten Georeliefs einzugrenzen.

Die Slawen, die ab dem 6./7. Jahrhundert von Böhmen her in das Elbe-Saale-Gebiet einwanderten, legten in den Tälern der Hauptflüsse und der größeren Nebenflüsse, wozu die Triebisch gehört, ihre Dörfer auf den hochwasserfreien Flussterrassen an.¹⁵ Hochwasserfreie Lagen im Bereich der Görnischen Gasse sind der flächenmäßig große südwestliche Abschnitt der Mittelterrasse und weiterhin am späteren Görnischen Tor der flächenmäßig sehr viel kleinere südwestliche Abschnitt der Niederterrasse. Kernitz wird dort aus Platzgründen auf der Mittelterrasse gelegen haben.

- 10 Cod. Dipl. Sax. Reg., II. Hauptteil, I. Band, Urkunde Nr. 278 vom 3. Mai 1287.
- 11 Cod. Dipl. Sax. Reg., II. Hauptteil, IV. Band, Urkunde Nr. 215 vom 4. Oktober 1361.
- 12 Loose, Wilhelm: Die Topographie der Stadt Meißen, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, Bd. 4, 1897, S. 527.
- 13 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 26 (Grabungsleiterin: D. Maresowa). In diesen Unterlagen finden sich nur die Bemerkung „Spätslawische Besiedlung“ und einige unbeschriftete und damit nicht auswertbare Profildarstellungen. Die Beschreibung der Funde sowie der Grabungsbericht fehlen. Wegen dieser unvollständigen Dokumentation konnte die Fundstelle nicht in die Kartierung eingetragen werden.
- 14 Das Wort „vicus“ wird, je nachdem, ob die damit bezeichnete Örtlichkeit auf dem Land oder in einer Stadt liegt, mit Dorf bzw. Stadtteil übersetzt. Weil die Besitzer der in der Urkunde von 1287 genannten Grundstücke bürgerliche Gewerbe ausübten, dürfte hier die Übersetzung Stadtteil zutreffen und deshalb Kernitz damals schon mit zum Stadtgebiet gehört haben. Demgegenüber geht es in der Urkunde von 1361 um einen Zins, der sich auf zwei Gärten bezog, die vor der Stadt Meißen unterhalb des heutigen Jüdenberges („sitis ante Mysnam sub monte Judaorum“) „in vico dicto Kirnicz“ lagen. Danach würde Kernitz/Kirnicz außerhalb der Stadtmauer gelegen haben. Für die Übersetzung der Urkunden sei Herrn Pfarrer i. R. Dozent em. Fritz Horbank, Chemnitz, gedankt.
- 15 Eichler, Ernst/Walther, Hans: Die Ortsnamen im Gau Daleminze, Bd. II, Berlin 1967, S. 167/168; Walther, Hans: Landnahme und Stammesbildung der Sorben (um 600 bis 929), in: Czok, Karl (Hrsg.): Geschichte Sachsens, Weimar 1989, S. 63.



Bearbeiteter Ausschnitt des Meißner Stadtplans von 1826 mit der Altstadt und ihrem näheren Umfeld
© Günter Naumann

- 16 Eichler, Ernst/Walther, Hans: Die Ortsnamen im Gau Daleminze, Bd. 1, Berlin 1966, S. 94 und 134.
- 17 In der Jüdenbergsschlucht verläuft heute der obere Abschnitt der Jüdenbergstraße. Bei dieser Schlucht handelt es sich aus geologischen Gründen um eine als Kerbtal ausgebildete Erosionsrinne, die von einem einst zur Triebisch fließenden Bach durch Tiefenerosion in das Gestein eingeschnitten worden ist. Ebenfalls aus geologischen Gründen wird sich an dieses Kerbtal ein flacheres sowie breiteres Muldental angeschlossen haben, das beide Flussterrassen in Richtung Triebisch durchschnitten hat. Heute ist diese Talmulde, die sich südwestlich des einstigen Görnischen Tores befunden haben muss, kaum noch zu erkennen. Hier werden auf dem Areal der einstigen Felsenkellerbrauerei Aufschüttungen erfolgt sein. Auch ein Bach ist heute dort nicht mehr vorhanden.
- 18 Lippert, Woldegar: Meißnisch-Sächsische Forschungen zur Jahrtausendfeier der Mark Meißen und des Sächsischen Staates, Dresden 1929.
- 19 Billig, Gerhard: Die Burgwardorganisation im Obersächsisch-Meißnischen Raum, Berlin 1989, S. 29-33.
- 20 Cod. Dipl. Sax. Reg., I. Hauptteil, I. Band, Urkunde Nr. 11 vom 27. Febr. 983.
- 21 Schlesinger, Walter, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter, Bd. 1, Köln/Graz 1962, S. 36.
- 22 Blaschke, Karlheinz: Die historische Stellung der Meißner Burg, in: Mrusek, Hans-Joachim (Hrsg.), Die Albrechtsburg zu Meißen, Leipzig 1972, S. 9.
- 23 Wie Anm. 19.
- 24 Wie Anm. 8.
- 25 Demgegenüber vertritt Andreas Christl (wie Anm. 28) die Auffassung, dass der Hafen in einem Mäander der Elbe oder in einem Altarm der Triebisch angelegt worden ist. Ein Mäander der Elbe kommt aber nicht infrage, weil am Jahrmarkt nur Sedimente der Triebisch anstehen und sich außerdem im engen Durchbruchstal der Elbe keine Talmäander ausbilden konnten. Um einen Altarm der Triebisch hat es sich auch nicht gehandelt, denn ein Altarm eines Flusses ist etwas anderes als das Flussbett dieses Flusses in einem geologisch älteren Tal (zur Definition Altarm siehe unter Dierke-Wörterbuch Allgemeine Geographie, 10. Aufl., München/Braunschweig 1998, Stichwort Altarm und Mäander).

Für die Ausdehnung von Kernitz nach Südwesten gibt der Dorfname einen Anhaltspunkt, denn nach Ernst Eichler und Hans Walther lässt er sich als „Einschnitt im Gelände, in dem Wasser fließt“ deuten.¹⁶ Kernitz dürfte demnach an einem Bach gelegen haben, der einen Geländeeinschnitt durchflossen hat. Die Triebisch kommt dafür nicht in Betracht, denn sie durchfließt keinen Geländeeinschnitt, sondern ein breites Sohlental. Es muss aber aus geologischen Gründen einen Bach gegeben haben, der die Jüdenbergsschlucht durchflossen und in deren Verlängerung die Triebisch erreicht hat.¹⁷ Bis nahe an diesen Bach, der vor der späteren Stadtmauer gelegen hat, wird Kernitz herangereicht haben, aber nicht unmittelbar bis an diesen Bach, denn alle heute noch im Stadtgebiet bestehenden, von den Talhängen zur Triebisch fließenden Bäche schwelen bei Starkniederschlägen stark an und reißen dann alles mit sich fort. Nach Nordosten zu wird sich Kernitz auf dem hochwassersicheren südwestlichen Abschnitt der Mittelterrasse in das spätere Stadtgebiet hinein erstreckt haben. Diese mutmaßliche Lage von Kernitz wird in der Karte S. 275 zunächst einmal durch die Beschriftung „Kernitz“ zum Ausdruck gebracht (Präzisierung s. S. 283).

Nach Eroberung slawischer Gebiete durch König Heinrich I. wurde 929¹⁸ an der Ostgrenze des Reichs auf der Kuppe des heutigen Meißner Burgbergs eine Befestigung angelegt, aus der sich die Reichsburg Meißen entwickelte. Es folgten nach Gerhard Billig¹⁹ bis zum Ende des 10. Jahrhundert zwei präurbane Siedlungen außerhalb der Burg. Dies sind das obere Suburbium mit dem Vorgängerbau der Kirche St. Afra auf der Kuppe des Afraberges als Siedlungsort für die Burgmänner sowie das untere Suburbium zwischen dem Südosthang des Burgbergs und der Elbe. Die Bebauung auf dem Burgberg und das auf dem Afraberg gelegene obere Suburbium interessieren im Rahmen dieser Arbeit nur am Rande, denn beide Lokalitäten liegen oberhalb des Mündungstrichters der Triebisch und gehören nicht mit zur Altstadt von Meißen.

Das untere Suburbium wird von Gerhard Billig ebenso wie der 983²⁰ urkundlich genannte bischöfliche „portus“ auf dem Gelände des späteren Jahrmarktes vermutet, wobei Billig „portus“ wörtlich mit „Hafen“ übersetzt. Demgegenüber deutet Walter Schlesinger²¹ das Wort „portus“ hier als Warenumsatzplatz, und gleichermaßen meint Karlheinz Blaschke²², dass man sich unter diesem „portus“ eine „Art Burgflecken mit gewerblicher Bevölkerung im Anschluß an die 1002 erwähnte Wasserburg an der Elbfurt“ vorzustellen hat, und 1015 wäre dann „vom suburbium die Rede, einer von der Burg aus entstandenen, unter Burg-

recht stehenden Siedlung von Handwerkern und Händlern“. Damit vermutet Karlheinz Blaschke die von Gerhard Billig als unteres Suburbium bezeichnete Siedlung ebenfalls auf dem Gelände des späteren Jahrmarktes, denn dieser schließt an die Wasserburg an, die sich hauptsächlich auf dem Areal des ehemaligen Logenhauses (Leipziger Str. Nr. 30) erstreckt hat.²³

Wie man das Wort „portus“ auch deuten mag, so ändert dies nichts daran, dass es unterhalb des Burgbergs und damit im räumlichen Zusammenhang mit dem unteren Suburbium auf jeden Fall einen Elbhafen gegeben hat, denn die Burg stellte für Fernhandelskaufleute besonders hinsichtlich von Luxuswaren einen lohnenden Absatzmarkt dar. Die Kaufleute werden auf jeden Fall auch die Wasserstraße Elbe genutzt haben, denn Wasserstraßen waren noch bis ins 18. Jahrhundert hinein die bessere Alternative zu den beschwerlichen Landwegen. Im einfachsten Fall hat es sich bei diesem Hafen um eine Anlegestelle am Elbufer gehandelt. Sollte ein Hafenbecken angelegt worden sein, dann bot sich dafür das Gelände des späteren Jahrmarktes an, denn nach dem vom Verfasser vorgenommenen geomorphologischen Ableitungen²⁴ hat die Triebisch in ihrem jüngeren Tal über das Gelände des Jahrmarktes die Elbe erreicht, und das dem jüngeren Tal der Triebisch zugehörige Flussbett wird im 10. Jahrhundert noch deutlich als Geländehohlform in Erscheinung getreten sein, sodass man es gegebenenfalls nur noch etwas aufzuweiten und einzutiefen brauchte, um ein Hafenbecken zu schaffen, dessen Ausfahrt zur Elbe an der Wasserburg gelegen haben wird.²⁵ Die Jahrmärkte²⁶ können durchaus auf dem extrem hochwassergefährdeten Gelände neben dem Hafenbecken abgehalten worden sein, denn sie dauerten jeweils nur wenige Tage, und es waren lediglich mobile Verkaufseinrichtungen erforderlich.

Wo hat aber nun das untere Suburbium gelegen? Nicht infrage kommt dafür der Jahrmarkt wegen seiner ursprünglich extremen Hochwassergefährdung, die bereits 1897 durch die Beobachtungen an der Fundstelle 1²⁷ offenbar geworden war, denn dort hat das Gelände einst etwa 5 m tiefer gelegen als heute. Auch Andreas Christl²⁸ stellte neuerdings im Rahmen archäologischer Untersuchungen fest, dass das Gelände des Jahrmarktes an der Einmündung der Straße Baderberg (Fundstelle 11) noch im 13. Jahrhundert mindestens 5 m tiefer gelegen hat als heute. Demgegenüber fand er auf einer „Uferterrasse“ oberhalb des Theaterplatzes und damit oberhalb des Jahrmarktes auf den Grundstücken Lorenzgasse Nr. 5 und Baderberg Nr. 10 „romanische“ Steinbaustoffe, die er als Reste einer Hafensiedlung interpre-

tiert. Westlich des auf dem Grundstück Lorenzgassee Nr. 5 nachgewiesenen romanischen Gebäuderestes stellte Andreas Christl stark nach Osten abfallende Schichten mit Keramiken aus dem 12./13. Jahrhundert fest, woraus er zu Unrecht schlussfolgert, dass das genannte Gebäude „genau“ an der Kante einer „ehemaligen Uferterrasse“ gestanden habe. Diese Schlussfolgerung ist deshalb nicht nachvollziehbar, weil die stark nach Osten abfallenden Bodenschichten westlich des Gebäudes festgestellt wurden. Außerdem liegt hier keine Uferterrasse vor, denn Uferterrassen bilden sich nur um Binnenseen als Folge klimabedingter Wasserstandsschwankungen aus.²⁹

Wo sich diese Hafensiedlung genau erstreckt hat und ob sie bereits der Zeit um 983 oder zumindest dem 11. Jahrhundert zuordenbar ist, lassen die archäologischen Befunde wegen ihrer unscharfen Zeitstellung „romanisch“ allerdings offen. Außerdem gab es noch am Anfang des 11. Jahrhunderts wohl lediglich hölzerne Häuser, denn nur so ist es zu erklären, dass das 1015 durch die Polen vollständig zerstörte „suburbium“ in nur 14 Tagen wieder aufgebaut werden konnte.³⁰ Auch die von Andreas Christl vorgenommene verfassungstopografische Ableitung der Lage der Hafensiedlung, zu der die mit P und St gekennzeichneten Grundstücke gehört haben sollen, ist unsicher (s. S. 283).

Demgegenüber ist die Lage und Ausdehnung des unteren Suburbiums aus dem ursprünglichen Georelief ableitbar, denn für dieses kommt nur der hochwassersichere Teil des nordöstlichen Abschnitts der Mittelterrasse infrage. Das untere Suburbium könnte dort zunächst nur die hafennahe östliche Fläche dieses Areals eingenommen haben, auf der übrigens nicht alle der mit P und St bezeichneten Grundstücke liegen, wird sich aber schließlich auf das gesamte hochwassersichere Areal bis zum Fuße des Afraberges erstreckt und damit auch die Flächen beiderseits der mittleren und oberen Burgstraße umfasst haben, denn die Burgstraße war wohl von alters her Zugangsweg zur Burg, auf die nach Gerhard Billig³¹ sowie anderen Autoren das untere Suburbium funktional bezogen war: Dort wohnten im Dienste der deutschen Burgbesatzung stehende slawische Krieger und für die Burgbesatzung tätige, wohl hauptsächlich slawische Handwerker. In der Karte S. 275 bezieht sich deshalb die Beschriftung „unteres Suburbium“ auf den gesamten hochwassersicheren Teil des nordöstlichen Abschnitts der Mittelterrasse.

Für das untere Suburbium standen als Erweiterungsflächen in Richtung Hafen nur noch hochwassergefährdete Flächen zur Verfügung. Von diesen wies das Gelände um die Lorenzgassee die geringere Hochwassergefährdung auf und wird deshalb zuerst vom unteren Suburbium

um aus besiedelt worden sein. Die kurvig in das Gelände eingepasste Lorenzgassee ist die hinsichtlich der Steigungsverhältnisse günstigste Verbindung zwischen dem Jahrmarkt und damit dem Hafengelände sowie dem unteren Suburbium. Die platzartige Aufweitung der Lorenzgassee weist auf einen präurbanen Straßenmarkt hin.

Eine weitere präurbane Besiedlung hat man im Gebiet der Altstadt zwischen Heinrichsplatz und Kleinmarkt auf dem Grundstück Heinrichsplatz Nr. 6 archäologisch nachgewiesen (Fundstelle 2).³² Dort wurden in etwa 1,40 m Tiefe die Reste von zwei Blockhäusern freigelegt, deren Hölzer dendrochronologisch auf 1096, 1100, 1102 bzw. 1170 datiert worden sind. Unter den Häusern befanden sich Siedlungsgruben mit Funden des 11. Jahrhunderts. Beide Blockhäuser könnten zu einer größeren Siedlung gehört haben. Im Gegensatz zu den älteren Siedlungen (Kernitz; unteres Suburbium), die alle auf hochwassersicheren Abschnitten der Mittelterrasse angelegt worden waren, befinden sich die beiden Blockhäuser auf einem elbnahen und damit hochwassergefährdeten Abschnitt der Niederterrasse, sind allerdings von der Grenzlinie c weit abgerückt worden, wodurch sich eine deutliche Verminderung der Hochwassergefährdung ergeben hat.

Unklar ist, weshalb diese Siedlung auf der Niederterrasse angelegt wurde, denn um 1100 standen auf dem mittleren Abschnitt der Mittelterrasse noch hinsichtlich der Hochwassersicherheit günstigere Flächen zur Verfügung. So könnten die Siedler die Nähe zum Schifffahrtsweg Elbe angestrebt haben. Auch könnte ein Zwang zur Anlage der Siedlung an diesem hochwassergefährdeten Ort vorgelegen haben. So durften Juden ihre Wohnstätten vielfach nur in benachteiligten, zum Beispiel überschwemmungsgefährdeten Ortslagen errichten.³³

Zur Ausdehnung der Siedlung am Heinrichsplatz sind keine Aussagen möglich. Die Beschriftung „Siedlung“ bezieht sich deshalb nur auf die Lage der Fundstelle 2.

Eine weitere präurbane Siedlung war die deutsche Kaufmannssiedlung am heutigen Neumarkt. Die dort noch heute vorhandene Nikolaikirche bzw. deren Vorgängerbau gehörte nach Karlheinz Blaschke³⁴ zu einer Niederlassung deutscher Fernhandelskaufleute, die hier an einer von alters her bestehenden Straße als Straßensiedlung angelegt worden war. Diese West-Ost-Straße verlief nach Blaschke³⁵ von Halle über Leipzig, Alt-Leisnig, Döbeln, Meißen und Wilsdruff nach Dresden, wobei an allen genannten Orten Nikolaikirchen nachweisbar sind, die auf dazugehörige Siedlungen deutscher Fernhandelskaufleute schließen las-

26 Wie Anm. 3

27 Wie Anm. 4

28 Christl, Andreas: Die Stadtgenese Meißen auf der Grundlage archäologischer und mediävistischer Quellen, in: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters, Band 15, 2004, S. 55-60. Mitgeteilt werden hier auch die archäologischen Befunde auf den Grundstücken Lorenzgassee Nr. 5 und Baderberg Nr. 10 (für beide Fundstellen fehlen Lagepläne und Bodenprofile) sowie der Befund an der Einmündung der Straße Baderberg in den Theaterplatz (Fundstelle 11 in Abb. 4). Für alle diese Befunde liegen im Landesamt für Archäologie Sachsen keine Unterlagen vor.

29 Dierke-Wörterbuch Allgemeine Geographie, 10. Aufl., München/Braunschweig 1998, S. 919.

30 Thietmar von Merseburg, Chronik, Neu übertragen und erläutert von Werner Trillmich, Berlin o.J. (1958), S. 378.

31 Wie Anm. 19.

32 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 33; Grabungsbericht M 73 (Grabungsleiter: Dieter Stuchly), Grabungsfläche 70 m².

33 Schoeps, H. (Hrsg.): Neues Lexikon des Judentums, Gütersloh 2000, S. 299; dazu siehe auch Anm. 46.

34 Blaschke, Karlheinz: Nikolai-patrozinium und städtische Frühgeschichte, in: Stadtgrundriß und Stadtentwicklung, Forschungen zur Entstehung mitteleuropäischer Städte, Ausgewählte Aufsätze von Karlheinz Blaschke, Köln/Weimar/Wien 1997, S. 3 ff.

35 Blaschke, Karlheinz: Die Anfänge Dresdens, in: Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 1, Stuttgart 2005, S. 89 ff.; siehe auch Anm. 42.

36 Wie Anm. 35.

37 Pohl, Hans-Jürgen: Wege über Grenzen, herausgegeben vom Europa-Zentrum Meißen, Meißen 2000. Pohl bezieht sich hinsichtlich des Verlaufs der entlang des Questenberger Weges ins Triebischtal zur Nikolaikirche führenden Altstraße auf einen nicht publizierten Vortrag von Andreas Christl, den dieser auf dem Zweiten Deutschen Archäologenkongress (Leipzig 30.9.-4.10.1996) gehalten hat.

38 Wie Anm. 37.

39 Wie Anm. 8.

40 Wie Anm. 37

41 Wie Anm. 9.

42 Blaschke, Karlheinz/Jäschke, Uwe Ulrich: Nikolaikirchen und Stadtentstehung in Europa, Berlin 2013

43 Wie Anm. 42.

44 Bei der verheerenden Hochflut von 1845 sind auf der Niederterrasse rechts der Triebisch nur die Nikolaikirche und der sich nach Südwesten anschließende Teil des Kirchhofes hochwasserfrei geblieben (Karte des Elbstromes innerhalb des Königreichs Sachsen mit Angabe des durch das Hochwasser vom 31sten März 1845 erreichten Überschwemmungsgebietes, Sect.VI, Meissen).

45 Wie Anm. 42.

46 Naumann, Günter: Zur Lage der mittelalterlichen jüdischen Siedlung in Meißen, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, Neue Folge, I. Band, 2. Heft, Meißen 2010, S. 206-213. In der Karte S. 274 ist die verfassungstopografisch wahrscheinliche Lage der Synagoge durch einen fetten Punkt und ein *S* gekennzeichnet worden. Die Synagoge hätte danach inmitten der Kaufmannssiedlung gelegen, was darauf hinweist, dass Kaufmannssiedlung und jüdische Siedlung nicht zur gleichen Zeit am Neumarkt bestanden haben können.

47 Wie Anm. 37.

48 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 96; Grabungsbericht M 124 (Grabungsleiter: Oliver Spitzner). Befund: Die hier an der Ecke Kleinmarkt/Marktgasse in 2 m Tiefe gefundenen Hölzer mit der Dendro-Datierung „nach 1198“ sind von Oliver Spitzner als Reste einer hölzernen Straßenbefestigung (Bohlenstraße) interpretiert worden. Zum Verlauf dieser Bohlenstraße werden keine Angaben gemacht.

sen. Weil nach Blaschke³⁶ die Dresdner Kaufmannssiedlung um 1100 oder bald danach angelegt worden ist, wird dies auch für die Meißner Kaufmannssiedlung zutreffen. Hinsichtlich des Verlaufs genannter Altstraße durch das heutige Stadtgebiet von Meißen vermutet Hans-Jürgen Pohl, dass diese über den heutigen Questenberger Weg die Talsohle des Triebischtals erreichte und die Triebisch oberhalb der Nikolaikirche querte.³⁷ Nach der geologischen Karte bietet sich als Ort für diese Talquerung die Engstelle der Triebisch kurz oberhalb der Nikolaikirche am Eichberg an. Rechts der Triebisch folgte die genannte Altstraße nach Hans-Jürgen Pohl³⁸ dann der heutigen Straße Neumarkt und erreichte schließlich eine Elbefurt, die zwischen der heutigen Altstadtbrücke und der heutigen Eisenbahnbrücke gelegen hat. Für diese Lage der Furt spricht auch, dass sich dort unter dem Wasserspiegel der Elbe einst eine die Schifffahrt behindernde Felsplatte hinzog, die erst 1935/36 durch Felsabtreibungen beseitigt worden ist.³⁹ Von der über die heutige Straße Neumarkt zur Elbefurt führenden Altstraße zweigte die Straße nach Wilsdruff ab, die nach Hans-Jürgen Pohl über den heutigen Plossenweg die heutige Wilsdruffer Straße erreichte.⁴⁰ Wahrscheinlicher ist jedoch, dass dieser Abzweig nach Wilsdruff bereits an der Nikolaikirche den Hang hinaufführte und dabei den heutigen Lämmerstufen folgte. Dieser Verlauf ist in die Karte S. 274 eingetragen worden. Dieser Verlauf ist deshalb wahrscheinlich, weil dadurch das Triebischtal auf kürzestem Wege gequert und damit der hochwassergefährdete Neumarkt gemieden wird.

Die deutsche Kaufmannssiedlung dürfte sich nordöstlich der Nikolaikirche an der Straße Neumarkt auf einer Länge von etwa 250 Metern nach der Elbe zu erstreckt haben. Dies ergibt sich daraus, dass die Straße Neumarkt noch im Stadtplan von 1826 nur auf dieser Länge deutlich verbreitert war.⁴¹ Nach Karlheinz Blaschke⁴² waren derartige „breite Straßen“ für deutsche Kaufmannssiedlungen typisch, wobei sich die Hausstellen der Kaufleute an einer solchen „breiten Straße“ beidseitig oder einseitig aufreihen und die verbreiterte Straße selbst als Straßenmarkt genutzt wurde. Es ist versucht worden, Lage, Ausdehnung und Parzellenstruktur der Meißner Kaufmannssiedlung zu rekonstruieren. Grundlage dafür bilden die im Stadtplan von 1826 enthaltenen Parzellengrenzen beiderseits des verbreiterten Abschnitts der Straße Neumarkt. In der Karte S. 274 sind die auf diese Weise ermittelten Parzellen der Kaufmannssiedlung rot umrandet worden. Rot umrandet wurde auch die zur Kaufmannssiedlung gehörende Nikolaikirche. Danach umfasste die Kaufmannssiedlung plos-

senartig 32 Parzellen (Hausstellen) mit einer straßenseitigen Breite von durchschnittlich rund 8 Metern und triebischseitig 25 Parzellen (Hausstellen) mit einer straßenseitigen Breite von durchschnittlich rund 10 Metern, insgesamt also 57 Parzellen (Hausstellen). Dies entspricht etwa der Normalgröße einer deutschen Kaufmannssiedlung, die Blaschke mit 50 Hausstellen angibt.⁴³

Nach der so ermittelten Lage und Ausdehnung der Meißner Kaufmannssiedlung ist diese auf dem südwestlichen und damit hochwassersichersten Abschnitt der Niederterrasse angelegt worden. Allerdings steht nur die Nikolaikirche, die man am südwestlichsten Ende der Niederterrasse errichtet hat, an einem hochwassersicheren Ort,⁴⁴ während alle Hausstellen der Kaufmannssiedlung mehr oder weniger hochwassergefährdet waren, wobei die Hochwassergefährdung infolge des Längsgefälles der Niederterrasse von der Nikolaikirche in Richtung Elbe und infolge des Quergefälles der Niederterrasse vom Plossen-Hang in Richtung Triebisch zunimmt. Damit mag zusammenhängen, dass die triebischseitigen Hausstellen mit 10 Metern breiter sind als die plossenseitigen Hausstellen mit 8 Metern, denn die triebischseitigen Parzellen reichen bis in die Talmulde der Triebisch hinein und sind damit wertgemindert. Ansonsten wäre in einer genossenschaftlich organisierten deutschen Kaufmannssiedlung nach Blaschke eine einheitliche Breite der einzelnen Parzellen zu erwarten.⁴⁵ Die beachtliche Größe der Meißner Kaufmannssiedlung erklärt, weshalb sie nicht in der Triebisch-Aue auf dem hochwassersicheren Eichberg, über den ebenfalls die genannte Altstraße führt, angelegt worden ist, denn die dort zur Verfügung stehende Fläche wäre dafür entschieden zu klein gewesen. Die ermittelte Lage und Ausdehnung der deutschen Kaufmannssiedlung ist ein weiterer Hinweis darauf, dass die 1320 am Neumarkt urkundlich nachgewiesene jüdische Siedlung erst nach Auflassung der deutschen Kaufmannssiedlung dort angelegt worden sein kann.⁴⁶

Weitere Altstraßen: Links der Triebisch soll nach Hans-Jürgen Pohl⁴⁷ von der nach dem Neumarkt weiterführenden Altstraße bereits am Fuße des Questenberges eine weitere Altstraße abgezweigt sein, die der heutigen Straße Am Steinberg folgte und entlang der heutigen Wege Seelensteig bzw. Hintermauer zur Burg führte; ein Abzweig dieser Altstraße soll im Verlauf der heutigen Görnischen Gasse das Dorf Kernitz erschlossen haben. Begründungen dafür fehlen. Dass es sich bei der Görnischen Gasse nicht um eine später planmäßig angelegte städtische Straße, sondern wohl tatsächlich um eine alte Wegeführung handelt,

machen schon deren kurviger Verlauf und deren Lage im Stadtgrundriss wahrscheinlich. Die Görnische Gasse wird aber nach der für das Dorf Kernitz abgeleiteten Lage nicht ein dieses Dorf erschließender Weg, sondern eine an Kernitz vorbeiführende Altstraße gewesen sein, die bis zum heutigen Kleinmarkt weiterführte, denn in Verlängerung der Görnischen Gasse sind auf dem Kleinmarkt an der Ecke des Hauses Kleinmarkt Nr. 10 (Fundstelle 4)⁴⁸ zwei in die erste Hälfte des 13. Jh. datierte Hölzer archäologisch nachgewiesen worden, die von Oliver Spitzner als Reste einer hölzernen Straßenbefestigung (Bohlenstraße) interpretiert worden sind. Vom Kleinmarkt könnte diese Straße über Heinrichsplatz und Jahrmarkt zu einem Elbe-Übergang⁴⁹ unterhalb des Burgberges geführt haben. Einen Hinweis auf diese Wegeführung gibt die Beobachtung an der Fundstelle 1⁵⁰, denn bei dem als „Theil einer früher hier gewesenen Brücke“ angesprochenen Fund kann es sich durchaus um die Reste einer Bohlenstraße handeln, denn nach den von Werner Coblenz⁵¹ für Bohlenstraßen vorgelegten Zeichnungen ist das Konstruktionsprinzip für eine Bohlenstraße (Unterzüge mit aufgelegten Bohlen) mit dem Konstruktionsprinzip für einen hölzernen Brückensteg identisch. Alle hier genannten Altstraßen sind in der Karte S. 272 als grüne Linien eingetragen worden.

Schlussfolgerungen: Im Mündungstrichter der Triebisch sind das slawische Dorf Kernitz, die präurbanen Siedlungen und auch die Altstraßen ausschließlich auf den beiden Triebisch-Flussterrassen (Mittelterrasse, Niederterrasse) angelegt worden, wovon sich die beiden ältesten Siedlungen (Kernitz, unteres Suburbium) auf den beiden hochwassersicheren Abschnitten der Mittelterrasse und damit auf den hochwassersichersten Flächen des späteren Gebietes der Altstadt erstreckten. Die stark hochwassergefährdete Talmulde der Triebisch ist weder für die Anlage von Siedlungen noch von Straßen genutzt worden, wenn man davon absieht, dass die Talmulde oberhalb der Nikolaikirche an ihrer schmalsten Stelle am Eichberg durch eine Straße gequert worden ist.

Marktsiedlung – Marktstadt – Altstadt

Nach Anlegung der Befestigung auf dem Burgberg hatte also die Siedlungstätigkeit lediglich zur Entstehung einiger zusammenhangloser präurbaner Siedlungen geführt. Erst als am Fuße des Burgberges sowie des Afraberges spätestens im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts⁵² im Zuge der massenhaften Einwanderung deutscher Siedler in die eroberten Gebiete eine sicher bald mit Stadtrecht privilegierte deutsche Marktsiedlung planmäßig angelegt wurde, entwickelte sich Meißen zur Stadt, in-

dem die Marktsiedlung/Marktstadt mit älteren Siedlungskernen zur Altstadt zusammenwuchs, die schließlich gemeinsam mit dem auf dem Afraberg gelegenen, nicht zur Altstadt gehörenden oberen Suburbium ummauert worden ist. Die am heutigen Neumarkt gelegene deutsche Kaufmannssiedlung konnte wegen ihrer abseitigen Lage jenseits der stark hochwassergefährdeten Talmulde der Triebisch nicht mit in die Altstadt einbezogen werden. Für die Anlage der Marktstadt im Schutze des befestigten Burgberges kamen nur die noch nicht besiedelten Flächen zwischen dem Fuße des Höhenzuges Afraberg-Burgberg und der Grenzlinie c in Betracht, denn die sich an die Grenzlinie c nach Südosten anschließende Talmulde der Triebisch bzw. der schmale Elbuferstreifen im Osten waren extrem hochwassergefährdet. Dass tatsächlich so verfahren worden ist, zeigt der endgültige Stadtmauerverlauf, denn der südöstliche sowie der östliche Abschnitt der Stadtmauer wurden fast genau auf der Grenzlinie c, also an der talseitigen Hangkante der Niederterrasse errichtet, und der Höhenzug Burgberg-Afraberg war maßgebend für den Verlauf der übrigen Stadtmauerabschnitte. Damit erstreckt sich die Altstadt von Meißen vom Fuße des Höhenzuges Burgberg-Afraberg über die Mittelterrasse und die Niederterrasse, während die stark bis extrem hochwassergefährdete Talmulde der Triebisch außerhalb des Stadtmauerings geblieben ist. Die endgültige Fläche der Altstadt hat sich demnach aus den Erfordernissen des Hochwasserschutzes ergeben, und die diesbezüglich durch das Georelief vorgegebenen Möglichkeiten sind voll ausgeschöpft worden. Dass es sich bei der Marktsiedlung/Marktstadt um eine planmäßige deutsche Stadtanlage handelt, erkennt man an dem ungefähr quadratischen Marktplatz, von dessen Ecken etwa rechtwinklig zu den Baufluchten die Straßen nach den vier Himmelsrichtungen ausgehen. Dies sind nach Norden die Burgstraße, nach Osten die Elbstraße, nach Süden (hier: Südosten) die Marktgasse und die Fleischergasse sowie nach Westen (hier: Südwesten) die Rosengasse. Letztere beginnt zwar heute nicht mehr am Marktplatz, ist aber auf dessen Südwestecke ausgerichtet und wird vor der Erweiterung der Frauenkirche⁵³ von dort ausgegangen sein. Von diesen Straßen ist die Burgstraße nicht neu angelegt worden, denn sie folgt nach den archäologischen Befunden einer Altstraße. Diese wohl entlang der heutigen Burgstraße verlaufende Altstraße führte ab der Fundstelle 7⁵⁴ über die Fundstelle 8⁵⁵ vielleicht zur Fundstelle 9⁵⁶ und war mit Holzbohlen befestigt, also als Bohlenstraße ausgebildet. Diese durch die Marktplatzbebauung unterbrochene Altstraße hat vordem sicher bis zu der von der

49 Auf diesen Elbe-Übergang ist von verschiedenen Autoren geschlossen worden, so auch von Pohl, Hans-Jürgen: Frühmittelalterliche Elbübergänge im Bereich des Meißner Burgberges, in Sächsische Heimatblätter 2/1997.

50 Wie Anm. 4.

51 Coblenz, Werner: Zur Ur- und Frühgeschichte von Land und Burg Meißen, in: Meißner Heimat, 4. Sonderheft, Meißen 1966. Zeichnung der rekonstruierten Bohlenstraße auf S. 48.

52 Hier kann aus Platzgründen nicht auf die kontrovers diskutierten Ansichten zum Zeitraum der Stadtentstehung von Meißen, der spätestens im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts gelegen hat, eingegangen werden.

53 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 122 (Grabungsleiter: Oliver Spitzner). Nach den bauarchäologischen Befunden ist das Schiff der Frauenkirche nach Süden und Norden erweitert worden.

54 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 45 (Grabungsleiter: Andreas Christl); Christl, Andreas, in: Ausgrabungen und Funde 38 (1993), Heft 1, S. 19-25. Befund: Die an dieser Fundstelle etwa 2,5 m unter dem heutigen Straßenniveau freigelegte Straße war mit Holzbohlen befestigt. Die ältesten Hölzer weisen das Fälldatum 1109 auf.

55 Coblenz, Werner, in: Ausgrabungen und Funde 16 (1971), Heft 2, S. 92-100; Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 16 (Bearbeiter: Werner Coblenz). An dieser Fundstelle wurde etwa 1,40 m unter dem heutigen Marktplatz-Niveau eine mit Holzbohlen befestigte Straße freigelegt. Die Überdeckung der Hölzer ist in das entwickelte 12. Jahrhundert datiert worden.

56 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 96 (Grabungsleiter: Dieter Stuchly; Bearbeiter: Thomas Westphalen). Bei der Verlegung eines Hauswasseranschlusses vor dem Haus Markt Nr. 5 wurde in 0,80 m Tiefe eine Holzkonstruktion festgestellt, die eher nicht einer Bohlenstraße zugeordnet werden kann. Demgegenüber sieht Andreas Christl (wie Anm. 28) in diesem Fund den Rest einer Bohlenstraße.

57 Weil die in Richtung Wilsdruff führenden innerstädtischen Hauptstraßen (Marktgasse [früher: Jüden-gasse]; Fleischergasse) sowie die dazugehörigen südöstlichen Stadttore (Jüdentor; Fleischertor) aus den örtlichen bzw. innerstädtischen Verhältnissen abgeleitete Bezeichnungen tragen, liegt nach Blaschke (wie Anm. 61) der Schluss nahe, dass die Straßenverbindung nach Wilsdruff von den genannten Stadttoren über Roßmarkt – Hahнемannsplatz – Plossenweg erst zu einem Zeitpunkt Bedeutung erlangte, als die Straßen und Stadttore bereits benannt waren. Nach diesen Überlegungen wäre der nicht auf die Stadt Meißen selbst zielende Fernverkehr, der über die Straße Wilsdruff – Meißen – Döbeln lief, sowohl vor Anlage der Marktstadt als auch noch eine Zeit lang danach unter Nutzung der alten Wegeverbindung über die Triebischfurt an der Nikolaikirche an Meißen vorbeigegangen. Erst als man schließlich die feuchte Talmulde der Triebisch im Verlauf des heutigen Hahнемannsplatzes gangbar gemacht hatte, ging der gesamte über diese Straße abgewinkelte Fernverkehr durch die Stadt, indem er jetzt vom Plossen über Plossenweg, Hahнемannsplatz und Roßmarkt zu den südöstlichen Stadttoren (Fleischertor/Jüdentor) führte, von dort durch die Stadt ging und diese am Lommatzcher Tor in Richtung Döbeln wieder verließ bzw. umkehrt.

58 Nitz, Hans-Jürgen: Die mittelalterliche Gründungsstadt mit Zentralplatz in Schachbrettgrundriß, in: Rainer Aurig/Reinhardt Butz/Ingolf Gräßler/André Thieme (Hrsg.): Im Dienste der historischen Landeskunde, Festgabe für Gerhard Billig, Beucha 2002, S. 245-260.

59 Der Marktplatz war noch bis ins 18. Jahrhundert hinein hochwassergefährdet. Die Hochflut von 1784 war die erste der bedeutenden Elbe-Hochfluten, die den Marktplatz nicht mehr erreicht hat, weil dort kurz zuvor eine Aufschüttung vorgenommen worden war. Vgl. C.G. Pötzschens Geschichte der großen Wasserfluthen des Elbstromes seit tausend und mehr Jahren, Dresden 1784.

Görnischen Gasse über den Kleinmarkt verlaufenden Altstraße gereicht, wohl aber noch nicht über die heutigen Ortslagen Roßmarkt und Hahнемannsplatz auf den Plossen bis zur heutigen Wilsdruffer Straße weitergeführt.⁵⁷ Als nicht zur planmäßig angelegten Marktstadt gehörig erweist sich die Webergasse, bei der es sich deshalb um eine Altstraße handeln wird, die am späteren Marktplatz von der aus Richtung Burgstraße kommenden Altstraße abzweigte und in ursprünglich nahezu geradem Verlauf etwa am späteren Görnischen Tor die Altstraße Görnische Gasse erreicht haben wird. In einem nahezu geraden Verlauf deshalb, weil eine Altstraße keinesfalls auf den steil ansteigenden Jüdenberg zugeführt und dort blind geendet hätte. Nach Einbeziehung von Kernitz in die Marktstadt wird man die Webergasse in ihrer Richtung geändert haben, um das zur Marktstadt hinzugekommene Gebiet für eine städtische Bebauung zu erschließen, wodurch die knickartige Richtungsänderung der Webergasse am Abzweig der Schlossergasse zustande gekommen ist. Übrigens hat auch die Schlossergasse keinen Bezug zur planmäßig angelegten Marktstadt.

Um in der Karte S. 275 das Gründungsschema hervortreten zu lassen, wurden das Zentrum der Marktstadt sowie die fünf vom Marktplatz ausgehenden Straßen durch eine dunkle Sprengelung hervorgehoben. Zum Zentrum der Marktstadt gehören der Marktplatz, die Stadtkirche (Frauenkirche) und der Friedhof. Man erkennt dadurch sehr deutlich, dass hier das ostdeutsche Normalschema einer Gründungsstadt (Zentralplatz in Schachbrettgrundriß⁵⁸) nicht realisiert worden ist, denn es gibt weder eine schachbrettartige Anordnung der Straßen noch einen zentral gelegenen Marktplatz. Der Grund dafür liegt aber nicht nur in den beengten räumlichen Verhältnissen sowie in der gebotenen Rücksichtnahme auf bereits bestehende Siedlungen, sondern vor allem auch im Bestreben, die Marktstadt und insbesondere deren Zentrum auf möglichst hochwassersicherem Terrain zu positionieren. Als hochwassersicherste Fläche stand nur noch der unbesiedelte Teil des mittleren Abschnitts der Mittelterrasse zur Verfügung, der aber lediglich unmittelbar am Fuße des Afraberges hochwassersicher war, weshalb man dort das Vorrang genießende sakrale Zentrum der Stadt, die Frauenkirche mit dem Kirchhof, anlegte. Der benachbarte Marktplatz war trotz seiner von der Grenzlinie b weitestmöglich abgerückten Lage schon nicht mehr hochwassersicher.⁵⁹ Weil also aus Gründen der Hochwassersicherheit das Zentrum der Marktstadt am Fuße des Afraberges angelegt wurde und damit kein nordwestliches Stadtviertel möglich war, gelangte der Marktplatz in eine dezentrale Lage.

Bebauungsstruktur auf der Mittelterrasse: Betrachtet man die Bebauung auf der Mittelterrasse, dann fällt auf, dass dort gegenüber dem regellos gewachsenen unteren Suburbium die planmäßig angelegte Marktstadt dominiert, die man zwischen die bereits bestehenden Siedlungen eingepasst hat. Ob man bereits bei Anlage der Marktstadt das ursprünglich wohl zum unteren Suburbium gehörende Areal der mittleren und oberen Burgstraße zur Marktstadt hinzugenommen hat, ist nicht mehr zu ermitteln. Auf die Unregelmäßigkeiten auf dem südwestlichen Abschnitt der Mittelterrasse, wo Kernitz gelegen hat, ist bereits hingewiesen worden.

Bebauungsstruktur auf der Niederterrasse: Betrachtet man die Bebauung auf der Niederterrasse, dann tritt hier das Gründungsschema der Marktstadt zurück, obgleich es durch die Verlängerung der Fleischergasse, der Marktgasse sowie der Elbstraße weitergeführt worden ist und vor allem durch den sich zwischen Fleischergasse und Marktgasse erstreckenden Baublock in Erscheinung tritt. Auf der Niederterrasse wird der Stadtgrundriß vielmehr durch eine Abfolge von Unregelmäßigkeiten geprägt. So verläuft auf dem südwestlichen Abschnitt der Niederterrasse die nicht in das Gründungsschema passende Görnische Gasse, die wohl deshalb unverändert in die Altstadt einbezogen worden ist, weil sie von alters her als in westliche Richtung führende Straße gedient hatte und deshalb für die Altstadt in ihrer endgültigen Ausdehnung als nach Westen führende Hauptstraße geeignet war. Der vom Kleinmarkt und vom Löwengäßchen begrenzte Baublock, der keilförmig in den Heinrichsplatz eingreift, könnte auf die am Heinrichsplatz nachgewiesene präurbane Siedlung zurückgehen, denn die südöstlichen Begrenzungen der beiden dort festgestellten Blockhäuser stimmen richtungsmäßig mit der nordwestlichen Bauflucht des Kleinmarktes überein. Eine weitere Unregelmäßigkeit stellt der angefügte Komplex des Franziskanerklosters dar. Keinerlei Bezug zur Marktstadt zeigt vor allem die Bebauung am Jahrmarkt. So erweist sich zum Beispiel dessen westliche Bebauung als Ausweitung des unteren Suburbiums bis zum Hangfuß am Theaterplatz.

Die Bebauung auf der Niederterrasse unterscheidet sich aber von der Bebauung auf der Mittelterrasse nicht nur durch das Fehlen eines dominanten Bebauungsschemas, sondern auch durch eine geringere Bebauungsdichte. Letzteres ist offensichtlich der generell geringeren Hochwassersicherheit auf der Niederterrasse sowie den hier vorliegenden großen Unterschieden hinsichtlich der Hochwassersicherheit geschuldet. So sind die talseitigen Wohnhauszeilen an der Görnischen Gasse, am

Kleinmarkt und am Jahrmarkt von der Stadtmauer weit abgerückt worden, denn die Hochwassersicherheit nimmt von der Grenzlinie c und damit von der Stadtmauer in Richtung auf die Grenzlinie b zu. Am Jahrmarkt, also auf dem hochwassergefährdetsten Abschnitt der Niederterrasse, ist die Wohnhauszeile bezeichnenderweise am weitesten von der Grenzlinie c abgerückt worden. Weiterhin wurden größere Flächen der Niederterrasse gar nicht bebaut, sondern für die Anlage von Plätzen genutzt, die in der Reihenfolge Kleinmarkt – Heinrichsplatz – Jahrmarkt von Südwest nach Nordost hintereinander aufgereiht sind. In gleicher Richtung nimmt infolge des Längsgefälles der Niederterrasse in Richtung Elbe deren Hochwassergefährdung zu. Wohl deshalb erstreckt sich die größte dieser Freiflächen, der Jahrmarkt, auf dem nordöstlichen und damit hochwassergefährdetsten Abschnitt der Niederterrasse, der für eine Bebauung am wenigsten geeignet ist.⁶⁰ Trotz der bisher vorgenommenen beträchtlichen Aufschüttungen ist der einstige Jahrmarkt auch heute noch die hochwassergefährdetste Ortslage der Altstadt; der Volksmund nennt sie „Badewanne von Meißen“.

Stadterweiterung

Die schriftliche Überlieferung enthält keine Hinweise zu einer Stadterweiterung. Auf eine solche Erweiterung scheint aber der Stadtgrundriss hinzudeuten, denn es bestehen – wie dargelegt wurde – hinsichtlich der Bebauungsstruktur zwischen Mittelterrasse und Niederterrasse markante Unterschiede, sodass die Grenzlinie b auch eine städtebauliche Zäsur darstellt. Derartige Zäsuren weisen nach Karlheinz Blaschke in der Regel auf Stadterweiterungen hin.⁶¹ Dies braucht aber für Meißen nicht zuzutreffen, denn diese Zäsur könnte sich allein aus den Unterschieden in der Hochwassersicherheit von Mittelterrasse und Niederterrasse ergeben haben. Der Stadtplan zeigt aber noch eine weitere markante städtebauliche Zäsur an der Grenzlinie b, die mit einer Stadterweiterung in Verbindung gebracht werden kann, denn es ist wohl kein Zufall, dass alle drei vom Markt ausgehenden Hauptstraßen, welche die Grenzlinie b schneiden, etwa an den Schnittpunkten mit dieser Grenzlinie knickartige Richtungsänderungen aufweisen, so die Elbstraße an der Einmündung in den Heinrichsplatz, die Marktgasse an der Einmündung in den Kleinmarkt und die Fleischergasse an der Grundstücksgrenze Fleischergasse Nr. 12/13. In den ersten beiden Fällen sind die Richtungsänderungen⁶² wegen ihrer Gegenläufigkeit besonders auffällig. Knickartige Straßenverläufe sind keine Anpassungen an das Gelände, denn Letztere füh-

ren zu weiträumigen kurvenförmigen Straßenverläufen, wie dies bei der Burgstraße der Fall ist. Genannte Knicke könnten ihre Ursache darin haben, dass sich nach Anlage der Marktstadt Richtungsänderungen der Hauptstraßen erforderlich machten. So wird man die Elbstraße nachträglich auf die erst einige Jahrzehnte nach Anlegung der Marktstadt erbaute Elbbrücke ausgerichtet haben⁶³, und Marktgasse sowie Fleischergasse sind wohl erst nachträglich auf den Roßmarkt und damit auf die über den Hahnemannsplatz führende Straße nach Wilsdruff ausgerichtet worden.⁶⁴ Weil nach Blaschke⁶⁵ davon auszugehen ist, dass das Straßennetz innerhalb einer Stadt aufgrund der Besitzrechte an Grund und Boden nicht geändert werden konnte und deshalb von seiner Anlage an unverändert erhalten geblieben ist, waren Richtungsänderungen der Straßen nur ab der Grenze der Marktstadt möglich. Später sind die in ihrer Richtung geänderten Straßenabschnitte mit in die Marktstadt einbezogen worden, sodass die genannten Knicke im Verlauf der heute innerstädtischen Straßen die ursprünglichen Grenzen der Marktstadt markieren und damit eine Stadterweiterung anzeigen. Für die Grenzlinie b als ursprüngliche Grenze der Marktstadt sprechen aber vor allem archäologische Befunde. So wurde in Höhe der Grundstücksgrenze Fleischergasse Nr. 12/13 und damit nahe der Grenzlinie b der Rest einer Stadtmauer aus dem 12. Jahrhundert nachgewiesen, die hier die Fleischergasse gequert hat (Fundstelle 10).⁶⁶ Weiterhin ist aus den Befunden an der Fundstelle 6⁶⁷ in Verbindung mit den Befunden an der Fundstelle 4⁶⁸ von Oliver Spitzner der Schluss gezogen worden, dass das Gebiet des Kleinmarktes erst ab Anfang des 13. Jahrhunderts besiedelt wurde, also zu einer Zeit, als die Marktstadt schon einige Jahrzehnte bestanden hatte.

Weitere Argumente für eine spätere Einbeziehung der Niederterrasse in die Marktstadt und damit für eine Stadterweiterung ergeben sich aus der zeitlichen Abfolge und der Mächtigkeit der vor allem archäologisch nachgewiesenen anthropogenen Aufschüttungen. Diese sind offensichtlich zur Verbesserung der Hochwassersicherheit vorgenommen worden, denn sie sind dort am mächtigsten, wo das Gelände ursprünglich am tiefsten lag, also am hochwassergefährdetsten war.

Selbst auf der Mittelterrasse waren bereits vor oder gleichlaufend mit der Anlage der Marktstadt im 12. Jahrhundert Aufschüttungen erfolgt. So liegt die erwähnte Bohlenstraße an der Fundstelle 7⁶⁹ etwa 2,5 m und an der Fundstelle 8 etwa 1,40 m unter dem heutigen Straßen- bzw. Marktplatz-Niveau. Die Überdeckung der Hölzer dieser Straße ist bei Fundstelle 8⁷⁰ in das entwickelte 12. Jahrhundert da-

60 Das den Platz verkleinernde Gewandhaus ist erst 1545 errichtet worden. Vgl. Fabricius, Georg: *Analius urbis Misnae*, in: Georg Fabricius: *Rerum Misnicarum*, Leipzig o.J. [1569].

61 Blaschke, Karlheinz: *Wie liest man einen Stadtplan?*, in: *Stadtgrundriß und Stadtentwicklung, Forschungen zur Entstehung mitteleuropäischer Städte, Ausgewählte Aufsätze von Karlheinz Blaschke*, Köln/Weimar/Wien 1997, S. 193-204.

62 Die genannten knickartigen Richtungsänderungen sind real markanter ausgeprägt, als es die Kartierung erkennen lässt.

63 Weil bischöfliche Zolleinnahmen aus dem Fährbetrieb, die auf das Zollprivileg von 983 zurückgehen, letztmalig 1192 erwähnt werden, könnte die Meißner Elbbrücke bereits kurz nach 1192 erbaut worden sein. Ohne Zitat der Quelle wird diese Jahreszahl genannt in Gröger, Helmut: *Neue Brücken - Neue Straßen, Meißen* 1938.

64 Wie Anm. 57.

65 Blaschke, Karlheinz: *Wirtschaft und Verfassung*, in: *Geschichte der Stadt Dresden*, Bd. 1, Stuttgart 2005, S. 171/172.

66 Persönliche Auskünfte von Herrn Dieter Stuchly über die von ihm im August 1999 geleitete Grabung in der Fleischergasse. Fotografische Dokumentation des Stadtmauerrestes durch den Verfasser. Auch das „Meißner Tageblatt“ berichtete im August 1999 über diesen Fund (Foto der Fundstelle; Interview mit Herrn Stuchly). Unterlagen zu dieser Fundstelle liegen im Landesamt für Archäologie Sachsen jedoch nicht vor. Ursache dafür ist der plötzliche Tod Stuchlys im Jahre 2001.

67 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 97 (vor dem Haus Kleinmarkt Nr. 8); Grabungsbericht M 126 (Grabungsleiter: Oliver Spitzner). Aus dem Befund an dieser Fundstelle und dem Befund an der Ecke Kleinmarkt/Marktgasse (siehe Anm. 48) wird von Oliver Spitzner der Schluss gezogen, dass die Besiedlung des Geländes des heutigen Kleinmarktes am Anfang des 13. Jahrhunderts mit dem Aufbringen einer Holzauflage begann und hier wahrscheinlich eine kleinflächige Parzellierung vorgelegen hat.

68 Wie Anm. 48.

69 Wie Anm. 54.

70 Wie Anm. 55.

71 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 61; Grabungsbericht M 19 (Grabungsleiter: Andreas Christl). Befund: In Höhe des Hauses Elbstraße Nr. 32 wurde etwa 1,5 m unter dem heutigen Straßen-Niveau ein Balken gefunden. Über diesem lagerte ein Auftrag mit Scherben des 12. Jahrhunderts, darüber befand sich eine ebenfalls horizontal liegende „verbrannte Bohle“. Die beiden Hölzer wurden von Andreas Christl als Reste eines abgebrannten Gebäudes gedeutet. Nach der Dendro-Datierung (1117 ± 10; 1129/1130) hat dieses Haus noch nicht zur Marktsiedlung gehört, sondern war präurban.

72 Wie Anm. 59.

73 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstellen 37 und 44; Grabungsbericht M 02 (Grabungsleiter: Dieter Stuchly). Grabungsfläche: 700 m². Befund: Auf dem Grundstück Görnische Gasse Nr. 9 wurde südöstlich der Görnischen Gasse das Fundament der Stadtmauer freigelegt. Dieses war 0,40 m in 0,60 m mächtige Aufschüttungen eingetieft worden, die man von der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhundert auf den gewachsenen Boden aufgebracht hatte. Dementsprechend ist die Errichtung dieses Stadtmauerabschnitts von Dieter Stuchly in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert worden. Wegen der im Bereich der Stadtmauer sowie der vorgelegerten Zwingermauer vorgenommenen Aufschüttungen tritt der ursprünglich steile Geländeabfall von der Görnischen Gasse zur Neugasse heute nur noch weniger markant in Erscheinung. Letzteres bestätigt den im Rahmen der vorliegenden Arbeit auf geomorphologischer Grundlage konstatierten starken Abfall des Geländes von der Grenzlinie c zur Triebischaue.

74 Wie Anm. 67.

75 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 20 (Grabungsleiter: Oliver Spitzner). Befund: Vor dem Eingang zum Haus Kleinmarkt Nr. 9 ist der gewachsene Boden selbst in 1,75 m Tiefe noch nicht erreicht worden. Der Bodenaushub gehörte nach den Keramikfunden zu Aufschüttungen, die man vom 12. bis zum 16. Jahrhundert vorgenommen hat.

tiert worden. Auch nahe des Marktplatzes ist auf der Elbstraße an der Fundstelle 12⁷¹ die Überdeckung von Holzresten, die man in einer Tiefe von etwa 1,5 m Tiefe gefunden hat, dem 12. Jh. zugeordnet worden. Die Notwendigkeit von Aufschüttungen im Bereich des Zentrums der Marktstadt auf der Mittelterrasse zur Verbesserung der Hochwassersicherheit ergibt sich aus dem abgeleiteten ursprünglichen Georelief (Einmündung des mittleren Abschnitts der Mittelterrasse) sowie aus dem Vergleich des Niveaus der genannten Bodenfunde mit den Pegeln der bedeutenden Hochfluten der letzten Jahrhunderte. Hochwassersicher ist der Marktplatz schließlich erst durch eine kurz vor 1784 erfolgte Aufschüttung geworden.⁷²

Auf der Niederterrasse hat man zwar an einigen Stellen auch schon im 12. Jahrhundert Aufschüttungen vorgenommen, aber vornehmlich erst im 13. Jahrhundert damit begonnen. Die Mächtigkeit der Aufschüttungen nimmt entsprechend dem Längsgefälle der Niederterrasse von der Görnischen Gasse über Kleinmarkt und Heinrichsplatz bis zum Jahrmarkt zu. So findet man südöstlich der Görnischen Gasse auf dem Grundstück Görnische Gasse Nr. 9 (Fundstelle 3)⁷³ Aufschüttungen von nur etwa 0,60 m, die von der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts vorgenommen worden sind. Am Kleinmarkt liegt der gewachsene Boden an der Fundstelle 6⁷⁴ hingegen etwa 2 m unter dem heutigen Straßenniveau. Die Aufschüttungen erfolgten am Kleinmarkt an der Fundstelle 5⁷⁵ ab dem 12. Jahrhundert und an den benachbarten Fundstellen 4 und 6 ab dem 13. Jahrhundert. Am Heinrichsplatz steht der gewachsene Boden an der Fundstelle 13⁷⁶ etwa 3,20 m unter dem heutigen Straßenniveau an, und am Jahrmarkt sind etwa 5,00 m unter dem heutigen Straßenniveau Aufschüttungen des 13. Jahrhunderts nachgewiesen worden.⁷⁷ Außer an der Görnischen Gasse haben diese Aufschüttungen allerdings ihre heutige Mächtigkeit noch nicht im 13. Jahrhundert erreicht. Im Bereich der um 1260/70 errichteten Franziskanerklosterkirche betrug sie jedenfalls bis dahin erst etwa 1,40 m.⁷⁸

Wenn bereits auf der Mittelterrasse ab dem 12. Jahrhundert Aufschüttungen vorgenommen worden sind, um die Hochwassersicherheit zu verbessern, dann ist es sehr unwahrscheinlich, dass sich die Marktstadt schon von Anfang an bis auf die Niederterrasse erstreckt hat, zumal das Gelände an der Grenzlinie b sprunghaft von der Mittelterrasse zur Niederterrasse abgefallen ist, mit den Aufschüttungen auf der Niederterrasse vornehmlich erst im 13. Jahrhundert begonnen wurde und auf der Niederterrasse am Jahrmarkt sehr beträchtliche Aufschüttungen erforderlich gewesen sind. Wie der Verfasser an anderer Stelle⁷⁹ gezeigt hat, kommt noch hinzu,

dass auch noch eine Begradigung der ursprünglich zwischen den Grenzlinien c und d pendelnden Triebisch vorgenommen worden ist. Dies offenbar deshalb, um einen hinreichend großen Sicherheitsabstand zwischen der endgültigen Stadtmauer an der Grenzlinie c und der Triebisch zu schaffen, sind doch die reißenden Triebischhochfluten auch heute noch als besonders zerstörerisch gefürchtet.

Alle diese Befunde und Überlegungen sprechen dafür, dass sich die Marktstadt ursprünglich nur auf der Mittelterrasse, also talseitig bis zur Grenzlinie b, erstreckt hat. Der vom Marktplatz in westliche Richtung führende Verkehr könnte über die Webergasse gelaufen sein. Das ebenfalls auf der Mittelterrasse gelegene untere Suburbium gehörte damals noch nicht mit zur Marktstadt. Auch Kernitz, das sich ebenfalls auf der Mittelterrasse erstreckt hat, wird damals noch nicht mit zur Marktstadt gehört haben, denn nach Rudolf Kötzschke und Hellmut Kretzschmar sind die Slawen im Verlauf der deutschen Ostsiedlung „nicht unduldsam verdrängt“ worden.⁸⁰

Die städtische Bebauung der Stadterweiterungsfläche auf der Niederterrasse wird entsprechend den Unterschieden in den erforderlichen Aufschüttungshöhen in mehreren Etappen vonstattengegangen sein. Die Bebauung an der Görnischen Gasse, wo die geringsten Aufschüttungen erforderlich waren, könnte bereits Ende des 12. Jahrhunderts oder Anfang des 13. Jahrhunderts erfolgt sein. Kurz darauf wird man sie in Richtung auf den Kleinmarkt weitergeführt haben. Die Bebauung am Jahrmarkt, wo die größten Aufschüttungen erforderlich waren, wird hingegen erst deutlich später möglich gewesen sein. Zum Bau der endgültigen Stadtmauer, die auch die Niederterrasse bis zur Grenzlinie c mit eingeschlossen hat, gibt es nur für den Mauerabschnitt unterhalb der Görnischen Gasse an der Fundstelle 3⁸¹ einen Anhaltspunkt. Dort ist die endgültige Stadtmauer nach den archäologischen Befunden in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet worden. Die Bebauung der Niederterrasse und die Errichtung der endgültigen Stadtmauer an der Grenzlinie c werden zu jener Zeit zum Abschluss gekommen sein bzw. kurz vor dem Abschluss gestanden haben, als sich die Franziskaner in Meißen niederließen, denn die auf Almosen angewiesenen Franziskaner haben nach Blaschke⁸² ihre Klöster nur in bevölkerungsreichen und damit wohlhabenderen Städten errichtet. Eine lediglich bis zur Grenzlinie b reichende Marktstadt hätte diesen Kriterien flächen- und damit bevölkerungsmäßig nicht entsprochen. Ein Hinweis darauf, dass Beziehungen zwischen dem Bau des Franziskanerklosters und dem Bau der Stadtmauer um das Stadterweiterungsgebiet bestanden haben, ergibt sich auch daraus, dass der Südostflügel

der Klosteranlage Teil dieser Stadtmauer war. Ein Konvent des Franziskanerordens ist in Meißen zwischen 1253 und 1258 gegründet worden; im Jahre 1269 wird das Klostergebäude erstmals urkundlich erwähnt, und zwischen 1266 und 1272 ist die Klosterkirche geweiht worden.⁸³ Danach wäre die Stadterweiterung um 1260/1270 zum Abschluss gekommen. Für diese Zeitspanne sprechen auch – wie vom Verfasser bereits an anderer Stelle⁸⁴ dargelegt wurde – die um diese Zeit für eine Stadterweiterung günstigen politischen Rahmenbedingungen.

Stadtentstehung/Stadtentwicklung und Verfassungstopografie

Stadterweiterung: Nach Otto Richter erhob der Stadtherr von den „alten Häusern“ einer Stadt einen vom Betrag her jeweils niedrigen Zins von nur wenigen Pfennigen, den Wurfzins.⁸⁵ Für Meißen entspricht nach Erich Riehme⁸⁶ und Walter Schlesinger⁸⁷ dem Wurfzins der Herdzins. Für später zu einer Stadt hinzugekommene Hausstellen ist kein Herdzins mehr erhoben worden. So sind auch die ursprünglich nicht zur Marktstadt gehörenden und deshalb herdzinsfreien burggräflichen Hausstellen am Jahrmarkt und oberhalb desselben trotz ihrer 1446 erfolgten Einbeziehung in die Stadt.⁸⁸ herdzinsfrei geblieben. Von jenen Hausstellen, die in alter Zeit mit dem Herdzins beauftragt worden waren, ist der Herdzins hingegen auch später, als dieser von neu zur Stadt hinzugekommenen Hausstellen nicht mehr erhoben wurde, weiterhin vom Landesherrn, der für Meißen gleichermaßen Stadtherr war, eingezogen worden. Noch im Steuerregister der Stadt Meißen von 1719⁸⁹ sind die alten Hausstellen der Marktstadt an der Beauftragung mit dem Herdzins, der damals an das landesherrliche Erbamt Meißen ging, zu erkennen.

Diese herdzinspflichtigen Hausstellen sind in der Karte S. 275 mit einem durchkreuzten Fünfeck gekennzeichnet worden. Danach hat es auch auf der Niederterrasse zahlreiche mit Herdzins beauftragte alte Hausstellen gegeben. Wenn man unter „alten“ Hausstellen nur solche versteht, die bei einer planmäßig angelegten Stadt auf die vergleichsweise engbegrenzte Zeitspanne der Anlage dieser Stadt zurückgehen, dann würde das Vorhandensein herdzinspflichtiger Hausstellen auf der Niederterrasse eine Stadterweiterung der Marktstadt unter Einbeziehung der Niederterrasse ausschließen. Es gibt jedoch keinen Grund, weshalb der Stadtherr für erst nach Anlage der Marktstadt etwa im Rahmen von Stadterweiterungen hinzugekommene Hausstellen auf den Herdzins, der für ihn eine regelmäßige Einnahmequelle darstellte, verzichtet haben sollte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass dieser Verzicht erst im Zusam-

menhang mit der Veränderung in der Besteuerung der markmeißnischen Städte durch Einführung der Jahrrente erfolgte. Ein diesbezüglicher Nachweis, der sich insbesondere aus einer vergleichenden Verfassungstopografie der markmeißnischen Städte ergeben könnte, fehlt aber bisher. Deshalb muss zunächst offen bleiben, ob das Vorliegen von herdzinspflichtigen Hausstellen auf der Niederterrasse eine Erweiterung der Marktstadt von Meißen ausschließt.

Unteres Suburbium: Aus der Verteilung der herdzinspflichtigen Hausstellen innerhalb des Mauerrings der Stadt Meißen lassen sich noch weitere Schlüsse ziehen. Herdzinsfrei sind, wie schon Erich Riehme feststellte⁹⁰, zwei größere geschlossene Areale. Eines davon ist die nicht zur Altstadt gehörende und deshalb hier nicht interessierende Afranische Freiheit, das einstige obere Suburbium. Das zweite nahezu herdzinsfreie Areal umfasst die Hausstellen am Jahrmarkt, aber weiterhin auch oberhalb des Jahrmarktes die Hausstellen an den Straßen Baderberg, Schloßberg und Lorenzgasse, die zum unteren Suburbium bzw. zu dessen Erweiterungsfläche gehörten. Erst im Jahre 1446 kam dieses herdzinsfreie burggräfliche Areal im Zusammenhang mit der Vertreibung des Burggrafen zur Stadt Meißen.⁹¹ Daraus erklärt sich auch die in keinerlei Beziehung zur Marktstadt stehende und im Stadtgrundriss zum Ausdruck kommende eigenständige bauliche Entwicklung auf diesem Areal. Hinsichtlich des hier erst im 13./14. Jahrhundert urkundlich nachweisbaren geistlichen Streubesitzes meint Erich Riehme, dass auch diese Besitzstücke vorher meist in burggräflicher Hand gewesen wären.⁹² Damit wird die von Andreas Christl⁹³ vorgenommene Lagebestimmung jenes Teils des unteren Suburbiums, den er als Hafensiedlung bezeichnet, in Frage gestellt, denn diese Lagebestimmung geht davon aus, dass die dort gelegenen Grundstücke von Anfang an, also ab dem 10./11. Jahrhundert, bis zur Reformation durchgängig bischöflich gewesen sind.⁹⁴

Kernitz: Im Altstadtgebiet gibt es aber noch weitere herdzinsfreie Hausstellen, die Erich Riehme⁹⁵ insgesamt als verstreut liegend bezeichnet, ohne herauszustellen, dass von diesen die an der Rosengasse, an der Webergasse, an der Schlossergasse und an der Görnischen Gasse liegenden herdzinsfreien Hausstellen ebenfalls ein geschlossenes Areal bilden. Im Hinblick auf die vor allem aus dem Georelief abgeleitete Lage von Kernitz dürfte dieses herdzinsfreie Areal zu Kernitz gehört haben, sodass Kernitz etwa jene Fläche eingenommen haben wird, die in der Kartierung durch eine gestrichelte Linie umschlossen ist. Diese Fläche dürfte größer sein als die des ursprünglichen slawischen Dorfes, denn Kernitz wird sich nach 929 vergrö-

76 Landesamt für Archäologie Sachsen, Gebietsakten Meißen, Fundstelle 30; Grabungsbericht M 06. Diese Akte enthält als Beilagen externe Berichte von Ottomar Paul und Gunter Preuß. Danach wurde das Mauerwerk der Franziskanerklosterkirche direkt auf dem Tallehm gegründet, der etwa 3,20 m unter dem heutigen Fußboden der Kirche ansteht. Der Fußboden des ersten Kirchenbaues aus dem 13. Jahrhundert liegt etwa 1,80 m unter dem heutigen Fußboden. Damit beträgt die Mächtigkeit der Aufschüttungen bis zur Errichtung des ersten Kirchenbaues im 13. Jh. etwa 1,40 m. Zu den archäologischen Befunden folgende Ergänzungen: Der heutige Fußboden der Franziskanerklosterkirche liegt auf etwa dem gleichen Niveau wie der Heinrichsplatz. Die Längsachse der Kirche weist keine Ost-West-Orientierung, sondern etwa eine Nordost-Südwest-Orientierung auf. Auch dies dürfte aus Hochwasserschutzgründen erfolgt sein, denn durch diese regelwidrige Orientierung ist der östliche Teil der Kirche von der Grenzlinie c abgerückt worden.

77 Wie Anm. 28.

78 Wie Anm. 55.

79 Wie Anm. 8.

80 Kötzschke, Rudolf/Kretzschmar, Hellmut: Sächsische Geschichte, Bd. 1, Dresden 1935, S. 102.

81 Wie Anm. 73

82 Wie Anm. 61.

83 Markus, Paul: Das Franziskanerkloster in Meißen, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, Bd. 2, Meißen 1891, S. 311-356.

84 Wie Anm. 8.

85 Richter, Otto: Verfassungsgeschichte der Stadt Dresden, Bd. 1, Dresden 1885, S. 273.

86 Riehme, Erich: Markgraf, Burggraf und Hochstift Meißen, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen, Bd. 7, Meißen 1909, S. 161 ff.

87 Schlesinger, Walter: Die Anfänge der Stadt Chemnitz, Weimar 1952, darin zu Meißen S. 179-183.

88 Cod. Dipl. Sax. Reg., II. Hauptteil, IV. Band, Urkunde Nr. 100 vom 7. Juni 1446.

89 Stadtarchiv Meißen, Urbar der Stadt Meißen, angelegt im Jahre 1719.

90 Wie Anm. 86.

91 Wie Anm. 88.

92 Wie Anm. 86.

93 Wie Anm. 28.

94 Weil der Besitz des Hochstifts Meißen mit der Reformation an das Prokuratoramt bzw. an das Stiftsamt Meißen übergang und diese Zuordnung auf dem Stadtplan von 1826 eingetragen ist, bestimmte Andreas Christl die Lage und Ausdehnung der einstigen Hafensiedlung anhand der in genanntem Stadtplan enthaltenen prokurator- bzw. stiftsamtlichen Grundstücke.

95 Wie Anm. 86.

96 Wie Anm. 14.

bert und vielleicht sogar vom Dorf zu einer präurbanen Siedlung entwickelt haben, weil dieser Ort an der Görnische Gasse lag, die nach Gründung der Burg Meißen als Handelsstraße an Bedeutung gewonnen haben wird. Die erkennbare Aufweitung der Görnischen Gasse weist auf einen Straßenmarkt hin, der wegen seiner Randlage im Zusammenhang mit der Ortserweiterung von Kernitz angelegt worden sein dürfte.

Die Herdzinsfreiheit des dem Ort Kernitz zugeschriebenen Areals lässt darauf schließen, dass Kernitz, wie bereits vermutet, nicht von Anfang an zur Marktstadt gehört hat, sondern erst zu einem späteren Zeitpunkt in die Marktstadt einbezogen worden ist, als von neu zu einer Stadt hinzugekommenen Hausstellen kein Herdzins mehr gefordert wurde. Wegen der Lage und Ausdehnung von Kernitz muss im Zusammenhang mit dem Bau der Stadtmauer um das Stadterweiterungsgebiet ein Teil von Kernitz in die Marktstadt einbezogen worden sein, während der andere Teil von Kernitz außerhalb des Mauerrings geblieben ist. Diese Teilung von Kernitz erklärt die vermeintlich widersprüchlichen Aussagen der Urkunden von 1287 und 1361 zur Lage von Kernitz.⁹⁶ So wird sich die Urkunde von 1287 auf den in den Mauerring einbezogenen Teil von Kernitz beziehen, denn die in dieser Urkunde genannten Kernitzer Grundstücksbesitzer übten bürgerliche Gewerbe aus, was nur Stadtbewohnern (Bürgern) zustand. Damit gehörte dieser Teil von Kernitz 1287 als Stadtteil rechtlich zur Marktstadt. Demgegenüber wird sich die Urkunde von 1361 auf den außerhalb des Mauerrings verbliebenen Teil von Kernitz beziehen, denn in dieser Urkunde geht es um zwei vor der Stadt unterhalb des Jüdenberges in „Kirnicz“ gelegene Gärten und damit um jenes Gebiet, wo sich später die Görnische Vorstadt entwickelt hat. Um 1361 wird der Name Kernitz bzw. Kirnitz nur noch für den vor der Stadtmauer verbliebenen Teil von Kernitz verwendet worden sein, denn der in die Ringmauer einbezogene Teil war damals bereits fest in die Stadt integriert und wird nicht mehr als besonderer Stadtteil den Namen Kernitz geführt haben.

Zusammenfassung

Die Altstadt von Meißen erstreckt sich im hochwassergefährdeten Mündungstrichter der Triebisch. Das ermittelte ursprüngliche Georelief zeigt eine gestufte Ausbildung der Triebischhänge durch Flussterrassen. Aus dem Höhenunterschied der Flussterrassen sowie deren Quer- und Längsgefälle ergeben sich ausgeprägte Unterschiede in der Hochwassersicherheit der einzelnen Flächen, die maßgebend für die Reihenfolge ihrer Besiedlung waren. Die ältesten Siedlungen im heutigen Stadtgebiet, das slawische Dorf Kernitz oberhalb der heutigen Görni-

schen Gasse und das präurbane untere Suburbium oberhalb des heutigen Theaterplatzes, haben sich links der Triebisch auf den beiden hochwassersicheren Abschnitten der Mittelterrasse und damit auf den hochwassersichersten Flächen des Gebietes der heutigen Altstadt entwickelt. Es folgte um 1100 die Besiedlung jener Abschnitte der Niederterrasse, die nur in geringerem Maße hochwassergefährdet waren. Dazu gehörten die Anlage einer präurbanen deutschen Kaufmannssiedlung rechts der Triebisch am heutigen Neumarkt und die Anlage einer präurbanen Siedlung am Heinrichsplatz links der Triebisch. Spätestens im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts folgte links der Triebisch die planmäßige Anlage einer deutschen Marktstadt. Vor allem archäologische Befunde sprechen dafür, dass sich diese zunächst auf den mittleren Abschnitt der Mittelterrasse beschränkt hat, der trotz seiner überwiegenden Hochwassergefährdung immer noch hochwassersicherer war als die Niederterrasse. Danach hätte die Marktstadt zunächst nur bis zum talseitigen Rand der Mittelterrasse, also vom Marktplatz entlang der Elbstraße bis etwa zum Heinrichsplatz, entlang der Marktgasse bis etwa zum Kleinmarkt sowie entlang der Fleischergasse bis etwa zur Grundstücksgrenze Fleischergasse Nr. 12/13 gereicht. Nachdem die stärker hochwassergefährdeten Abschnitte auf der anschließenden Niederterrasse durch zum Teil beträchtliche Aufschüttungen, mit denen vornehmlich erst im 13. Jahrhundert begonnen worden ist, hochwassersicherer geworden waren, wird bis 1260/1270 die gesamte Niederterrasse in das Stadtgebiet einbezogen worden sein, das man jetzt unter Einschluss der auf dem Afraberg gelegenen Bebauung mit der endgültigen Stadtmauer umgeben hat. Bekanntlich schloss diese an die westliche Befestigung des Burgberges an, ging über den Afraberg hinweg und verlief nach den Ergebnissen dieser Arbeit anschließend auf ihrem talseitigen Abschnitt fast genau entlang jener Hangkante, an der das Gelände von der Niederterrasse zur Talmulde der Triebisch merklich abfiel, und erreichte entlang dieser Hangkante die östliche Befestigung des Burgberges. Damit erstreckt sich die von der endgültigen Stadtmauer umschlossene Altstadt vom Fuße des Höhenzuges Burgberg-Afraberg über die Mittelterrasse und die Niederterrasse, während die stark bis extrem hochwassergefährdete Talmulde der Triebisch außerhalb des Stadtmauerrings geblieben ist. Die endgültige Fläche der Altstadt von Meißen hat sich demnach aus den Erfordernissen des Hochwasserschutzes ergeben, wobei die diesbezüglich durch das Georelief vorgegebenen Möglichkeiten voll ausgeschöpft worden sind. Weitere Ergebnisse dieser Arbeit beziehen sich auf die Lage und die Ausdehnung von Kernitz, des unteren Suburbiums und der Kaufmannssiedlung.

Autor

Dr. Günter Naumann
Meißen



Reißende Wasserfluten, die Felsgründe erschütterten

Beobachtungen bei Spaziergängen in einer besonderen Landschaft

Ernst Ulrich Köpf

Mitmenschen hasten mit Stöcken durch den Wald – sie treiben Gesundheitstraining, „Nordic Walking“. Familien mit Kindern kommen auf Fahrrädern, alle kämpfen mit ihrem Gerät, Papa mit den älteren voraus, Mutti die Nachhut mit dem Kleinsten – Kinder müssen an die frische Luft. Mountainbiker riskieren auf steilen Waldpfaden ihr Leben – Abenteuer im sonst tristen Leben? Wanderer begegnen mir in eifrigem Gespräch – man genießt und pflegt Gesel-

ligkeit. Mir gefällt es, in Ruhe das Gelände zu durchstreifen, seine Formen zu erspüren, immer besser zu verstehen, wie Landschaft entstanden ist, warum wir sie so erleben, wie sie ist. Seit fünfundzwanzig Jahren bieten mir die Täler und Höhen um Tharandt auf diese Weise eine unerschöpfliche Quelle persönlicher Bereicherung. Kann man das mitteilen? Vielleicht regt es den Leser an, die Dynamik dieser Landschaft selbst zu beachten, zu beobachten.

**Tharandter Burgberg und
Schloitzbachmündung**
Blick aus südöstlicher Richtung
mit Wilder Weißeritz unterhalb
der Schloitzbachmündung.
Foto: Ernst Ulrich Köpf,
27. Januar 2012



Historische Darstellung von Tharandt, Blick nach Osten über Burg und Bergkirche auf das Tal der Wilden Weißeritz, links der Tharandter Markt mit der starken Abbiegung des Schloitzbaches.

Die Tharandter Landschaft – bewundert und interessant!

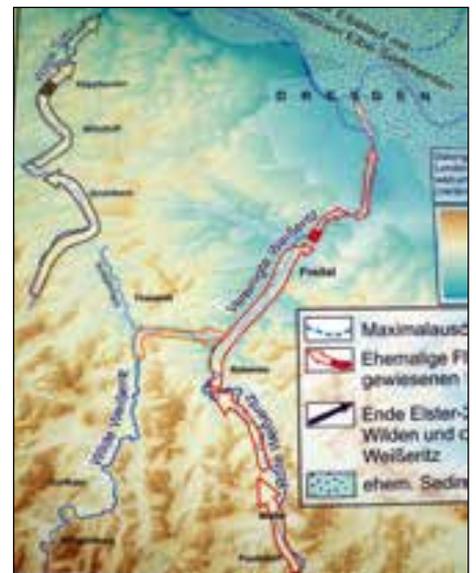
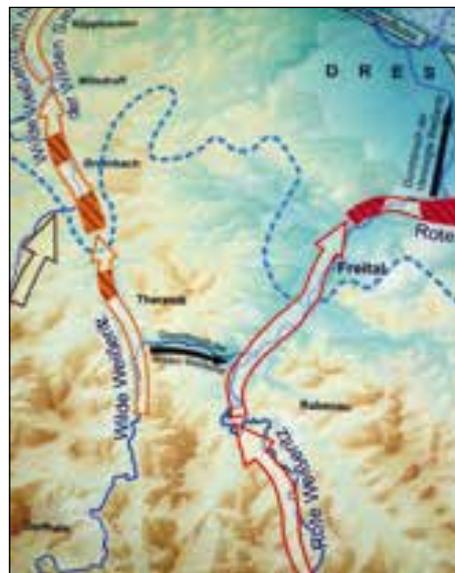
Dass sie schön ist, die Tharandter Landschaft, wurde früh bemerkt. Im ausgehenden 18. Jahrhundert brachte Friedrich Schlenkert seine Begeisterung über die Aussicht von der Burg Tharandt wie folgt zum Ausdruck: „Stehe nun still, Freund der Natur! und sieh, und fühle, und genieße – und wenn alle deine Sinne in der Fülle dieser unnachahmlichen Schönheiten sich schwelgend verlieren, wenn alle schönen und edlen Gefühle deines Herzens sich strömend ergießen, wenn sanfte Wonne und feuriges Entzücken deine Seele schauernd durchlebt: o so bete den an, den Herrlichen und Unbegreiflichen! der vor Jahrtausenden diese Bezirke bis auf ihre Felsengründe erschüttern und durch reißende Wasserfluten verderben ließ, um aus den Trümmern der Zerstörung dieses Wunder der Natur zu schaffen und uns seine Größe und Herrlichkeit in diesem erhabenen und lachenden Bilde zu zeigen.“

Tafeln an der Hochwassergedenkstätte der Stadt Tharandt (Haubrich 2012)
links unten: Elster-Eiszeit (Elster-1) vor ca. 400.000 J.: Wilde und Rote Weißeritz fließen getrennt der Elbe zu. Mitte unten: Elster-2-Frühstadial vor etwa 320.000 Jahren: Ein Durchbruch nach Osten verbindet die Flüsse. rechts unten: Seither hat sich die Wilde Weißeritz um ca. 80 Meter eingetieft; Schloitzbach und Wilde Sau sind als neue Bachverläufe entstanden.

Welcher Überschwang der Empfindung beim Anblick unserer Landschaft! Und versteckt darin eine „Theorie“ zur Entstehung dieser Schönheit, zu den Wirkmechanismen in den Natur: Reißende Wasserfluten verdarben sie vor Jahrtausenden – und dann entstand dieses Wunder dramatischer Täler und Berge. Vielgestaltig umgeben sie Tharandt und bilden eine ungewöhnliche, lebhaft Szenerie. Was wusste Schlenkert darüber? Was weiß man heute?

Theorie heißt die gedankliche und methodische Arbeit, durch die man ein Phänomen erklären will. Dafür muss man beobachten, Argumente suchen, sich um mathematische Konsequenz bemühen oder wenigstens um Plausibilität, Ansichten werden ausgetauscht und sortiert, Wissen wird akkumuliert. So können sich Vorstellungen von einer Genese ergeben, ein Entwicklungsprozess wird erkennbar.

Für die Entstehung der Tharandter Landschaft gibt es verschiedene Theorien. Autoren der Grünen Liga Osterzgebirge nehmen an, rückschreitende Erosion eines Nebenbachs der Elbe habe die damals noch auf viel höherem Niveau nach Nordwesten fließende Wilde Weißeritz von Osten her „angezapt“. Eine andere Vorstellung geht von einem Ereignis aus, bei dem Wasserfluten einen neuen Weg suchten und – wie in der Vision von Schlenkert – reißend in die Tiefe stürzten. So könnten die Täler entstanden sein, in denen Tharandt so idyllisch liegt. In diesem Falle war die Wilde Weißeritz Ursache des Geschehens, indem sie sich ein neues Tal von oben nach unten, von West nach Ost schuf. Der Mineraloge Dr. Frank Haubrich stellt diese Version auf einer Schautafel vor, die sich am Gedenkstein für das Hochwasser von 2002 befindet (vgl. Abb. unten). Warum an dieser Stelle? Hochwasserereignisse kamen in Tharandt immer wieder vor, 1845, 1897 und 1958 – zuletzt führte das Hochwasser 2002 drastisch



vor Augen, wie die Naturgewalten unsere Heimat zerstören und dabei die Landschaft verändern (vgl. Abb. rechts). Daher diese Präsentation beim Gedenkstein von 2012.

Grundwissen

Die vorliegende Darstellung beansprucht nicht den Rang einer fachwissenschaftlichen Untersuchung. Dafür wäre eine um Vieles höhere Intensität der Beobachtung und des methodischen Sammelns von Daten und Fakten nötig. Auch wäre die Literatur auf frühere Ergebnisse und Erkenntnisse gründlicher zu durchforschen als es dem Autor möglich war. Seine Beobachtungen bei Spaziergängen können als Citizen Science gelten; so nennt man neudeutsch die wissenschaftlichen Bemühungen von Laien im Alltag.³ Anders als die „Wissenschaft im Elfenbeinturm“, bei der Spezialisten in mehr oder weniger geschlossenen Zirkeln arbeiten, werden hierbei Interessen von wissenschaftlicher Bedeutung privat gepflegt, im Sinne einer *Scientia amabilis*, einer freien, liebenswerten Wissenschaftsbetätigung. Sie bereichert uns das Leben. Bei seinen Beobachtungen stützt sich der Autor auf das ihm seit seiner Jugend bekannte Werk von Georg Wagner, Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte, 2. Auflage, Öhringen 1950, sowie die langjährige Mitgliedschaft als Amateur im Oberrheinischen Geologischen Verein. Selbstverständlich wäre die empirisch-wissenschaftliche Überprüfung seiner Beobachtungen und Erkenntnisse erwünscht. Erosion geschieht im Großen und im Kleinen. Man kann sie bei Katastrophen unter Lebensgefahr erleben, über lange Zeiträume erforschen und dokumentieren – oder auch am Wegrand beobachten. Die Kraft der Erosion verändert Landschaften auf vielerlei Weise. Vor allem Wind und Wasser als Erscheinungen der Atmosphäre wirken auf die Erdoberfläche ein und gestalten sie. In hängigem Gelände greift Erosion stärker an als im Flachland, auf Wiesen und im Wald ist sie in der Regel unbedeutend, auf offenen Ackerflächen können beachtliche Schäden entstehen. Der Tritt von Tier und Mensch kann Erosion auslösen, und Störungen in der Land-



Hochwasser der Wilden Weißeritz in Tharandt, August 2002
Foto: A. Solger

schaft verursachen, bis hin zu Abschwemmung, Rutschungen, Felsstürzen. In Gebirgen spielen Frost und Eis eine wichtige Rolle, Lawinen, Bergstürze und Muren gehen zu Tal. Ohne Eile bewegen Gletscher große Massen von Gestein, unwiderstehlich. An der Küste nagt das Meer und versetzt gewaltige Materialmengen. Wo immer hohe Energie im Spiel ist, erleben die Menschen die Natur als dramatisch, gewalttätig und gefährlich. Geologen unterscheiden „endogene“ und „exogene“ Kräfte als Ursache dieser Vorgänge: Endogene Kräfte schaffen Gebirge, so dass die Erdoberfläche ein Relief erhält. Die Gebirgsbildung erklärt sich durch sogenannten Plattentektonik: In geologischen Zeiträumen driften Kontinente auf basaltischem Untergrund und schieben sich über- und untereinander. Spannungen in der Erdkruste suchen Ausgleich, an Spalten tritt Vulkanismus auf, Gebirge falten sich, Erdbeben bringen Menschen in Not. Im Gegensatz zu den „endogenen“ Kräften aus dem Inneren der Erde, gestalten „exogene“ Kräfte die Erdoberfläche von außen – selten durch den Einschlag von Himmelskörpern, tagtäglich durch Erosion infolge der Reliefenergie: Material wandert aus höheren Lagen in

- 1 Friedrich Schlenkert, Beschreibung von Tharand 1797. Tharandter historische Hefte, hrsg. vom Verschönerungsverein Tharandt in Zusammenarbeit mit dem Kulturamt der Stadtverwaltung Tharandt, Heft 1, 1995, S. 14/15.
- 2 Torsten Schmidt-Hammel: Tal der Wilden Weißeritz zwischen Klingenberg und Freital. In: Grüne Liga Osterzgebirge e. V., „Naturführer Ost-Erzgebirge“ [www.osterzgebirge/weisseritzu.html (Zugriff: 13.07.2015)].
- 3 Vgl. Peter Finke: Citizen Science – Das unterschätzte Wissen der Laien. München 2014.



links: Erosion am Übergang zum Steilhang, Westlich der Somsdorfer Höhe an der Hangkante, Erosionsrinne zur Wilden Weißeritz.
Foto: Ernst Ulrich Köpf, 11. Juli 2013

rechts: Ackererosion, Südlich der Somsdorfer Höhe „am Grubensteige“ (mit Gefälle zur Wilden Weißeritz).
Foto: Ernst Ulrich Köpf, 11. Juli 2013

Hochterrasse der Wilden Weißeritz, Auf der Somsdorfer Seite südöstlich von Tharandt. Jenseits des Weißeritztales der Tharandter Wald. Foto: Ernst Ulrich Köpf, 27. Februar 2012

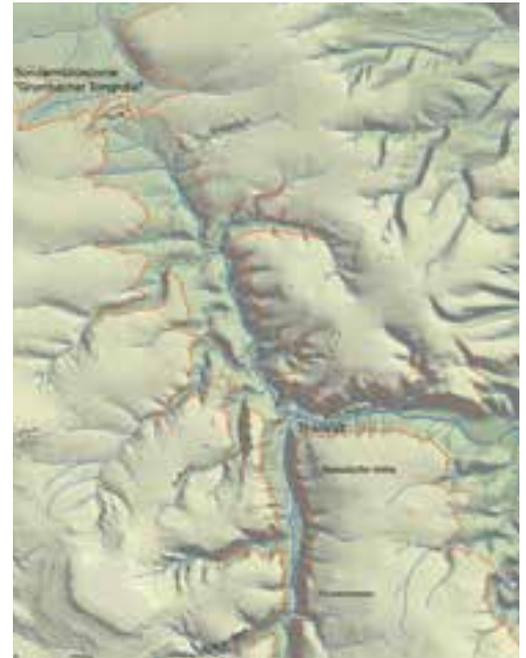


Relief der Tharandter Tallandschaft mit 300-Meter Höhenlinie, Blick über die Tharandter Täler nach Norden, 1,45-fach überhöht. Von unten (Süden) her mit rechtwinkliger Abbiegung (nach Osten) die Wilde Weißeritz. Beim Weißeritzknie mündet der Schloitzbach; deutlich erkennbar der Tharandter Burg- und Kirchberg, der den Schloitzbach scharf nach Osten ablenkt, bevor er in die Wilde Weißeritz mündet. Die 300 m Höhenlinie zeigt, dass die Wilde Weißeritz auf diesem Niveau über die heutige Wasserscheide nach Norden fließen konnte. Erstellt von Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Fakultät Geoinformation, Hochschule für Technik und Wirtschaft, Dresden

tiefer, wird dabei zerkleinert und gerät in immer flacheres Land. Das Meer nimmt die eingeschwemmten Stoffe auf, bewegt sie, setzt sie um und als Sedimente ab, neue Erdschichten werden gebildet. In großen Zeiträumen ergibt sich so eine gewaltige Dynamik in der Erdkruste. Grundkenntnisse dieser Art helfen die Zeichen in der Landschaft zu deuten. Beim Spaziergang um Tharandt trifft man dann zum Beispiel auf Terrassen, wie die Abbildung oben zeigt. Im hängigen Gelände findet man Verebnungen, die als Reste früherer Talbildungen zu deuten sind. Irgendwann im Laufe vergangener Jahrtausende bestand hier eine breitere Talsohle, deren größter Teil durch die weitere Eintiefung des Flusses verschwunden ist. Terrassen befinden sich in unterschiedlichen Höhenlagen und künden von früheren Entwicklungsstufen der Landschaft (wie oben). Beweisen lassen sie sich als frühere Talböden, wenn man gerundete Flussschotter findet, deren Herkunft der Mineraloge bestimmen kann. Erklärt man sich dann eine Entwicklung der Landschaft, also einen Ablauf über lange Zeiten, so ist das Ergebnis „hypothetisch“, nämlich von Annahmen abhängig. Nicht anders als bei Prognosen, bei denen voraussichtliche Entwicklungen aus einer gegebenen Situation und aufgrund von Erfahrungen konstruiert werden (woraus sich niemals eine exakte Voraussage des zukünftigen Ablaufs ergibt), gilt es, den früheren Ablauf rückwärts zu rekonstruieren. Aus der Verbindung von Beobachtungen und Theorie ergibt sich die gewonnene Einsicht als gedankliches Konstrukt, eine plausible Theorie – überprüf- aber nicht exakt beweisbar. Doch ist es keineswegs müßig, vielmehr immer spannend, Landschaft auf diese Weise zu erkunden, zu interpretieren und sich vorzustellen, wie sie sich mutmaßlich entwickelt hat.

Der Urverlauf der Wilden Weißeritz

Die beiden Theorien zu der auffallenden Ost-Ablenkung der Wilden Weißeritz in Tharandt gehen davon aus, dass der Fluss zuvor hoch überm heutigen Talgrund nach Norden mit Richtung in die Gegend von Meißen geflossen ist. Wie kommt man zu dieser Vorstellung? Wir wollen es uns anhand eines aus Daten digital konstruierten Reliefbildes der Tharandter Landschaft klarmachen.



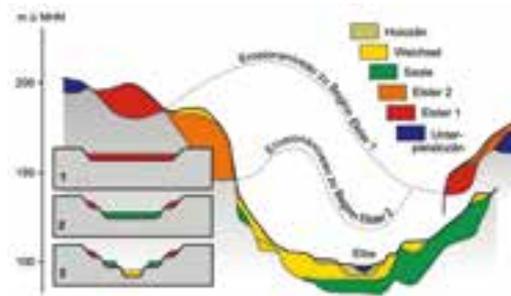
Zunächst fällt darin die durchlaufende Furche von unten nach links oben auf, sie folgt der Richtung von Süd nach Nord. Tharandt liegt an der rechtwinkligen Abbiegung der Wilden Weißeritz nach Osten in der Mitte des Bildes. Die Süd-Nord-Furche, so wird angenommen, entspricht dem einstigen Flussverlauf nach Norden. Zu klären ist nun das Niveau, auf dem der hypothetische Fluss abfließen konnte. Wir suchen dieses Niveau über der Wasserscheide zwischen dem Schloitzbach, der jetzt das Wasser nach Süden Tharandt zu lenkt, und der Wilden Sau, die zur Elbe entwässert. Im Reliefbild liegt diese Wasserscheide oben links, wo sich eine Störung erkennbar ist. Es handelt sich um eine Sondermülldeponie, die in der früheren Grumbacher Tongrube betrieben wird – das Tonvorkommen an dieser Stelle ist für uns bedeutsam, wir kommen darauf zurück. Eingezeichnet ist als rote Linie eine „Isohypse“, die Höhenlinie 300 Meter über Normalnull. Indem sie etwas höher als die Wasserscheide verläuft, konnte der hypothetische Fluss etwa auf diesem Niveau den Weg nach Norden nehmen. Nun stellt sich die Frage: Sind Reste des Tales dieses Flusses in der Landschaft erkennbar? Das ist der Fall: In der Reliefkarte ist, hoch überm Tal der Wilden Weißeritz, rechts eine Einkerbung erkennbar, teilweise schwach beleuchtet. Es ist der Rand des Talbodens dieses alten Flusses. Die Abbildung oben links zeigt diese Terrasse hoch überm heutigen Tal der Wilden Weißeritz. Reste dieser Hochterrasse begleiten von Süden her das Weißeritztal als schmales Band, vielfach unterbrochen durch Erosionseinschnitte knapp unterhalb der Hochfläche. Die Abbildung S. 287 links zeigt eine solche Erosionskerbe. Der Urtalrand setzt sich, ge-

kennzeichnet durch die 300-Meter-Höhenlinie, überm Schloitzbachtal nach Norden fort und ist auch noch an der Wasserscheide vorhanden. Beim Schloitzbach hat die Erosion orographisch rechts (in der Reliefkarte links) stärker gewirkt, vielleicht wegen des größeren Wassereinzugsgebietes, vielleicht wegen der rückschreitenden Dynamik der nach Osten umgeleiteten Abflussrichtung.

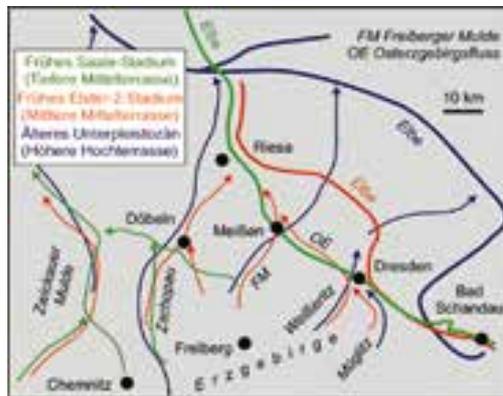
Sämtliche Nebenbäche des Schloitzbaches sind im Unterlauf gekrümmt. In der Reliefkarte ist deutlich zu erkennen, dass im Oberlauf der Nebenbäche, in der höher gelegenen „alten“ Landschaft, die Richtung zum alten Fluss nach Norden erhalten ist; im Unterlauf, in der tiefer gelegenen „jungen“ Landschaft, nehmen sie die neue Abflussrichtung des Schloitzbaches und der Wilden Weißeritz an. Urzeitliches Geschehen ist in der Landschaft ablesbar! Die Krümmung beim Todbach im Talmühletal ist besonders auffallend, wir werden sie speziell betrachten. Sämtliche Nebentälchen erscheinen durch die jüngsten Eintiefungen der heutigen Wilden Weißeritz wie des Schloitzbaches als „kupiirt“, als mündeten sie über der heutigen Talsohle. Hier zeigt sich die rasche Eintiefung des Vorfluters, der die Nebenbäche nur verzögert folgen. Die Wilde Weißeritz besitzt eben aufgrund ihres riesigen Einzugsgebietes im Erzgebirge, welches von Zeit zu Zeit die gewaltigen Hochwasser speist, eine viel größere Erosionskraft als die Nebenbäche. Zudem wurde das Vorland mit der Elbe im Laufe der Jahrhunderte wesentlich eingetieft, die Elbe hat ihren Lauf verlagert.

Das „Urereignis“

Nun stellt sich die Frage: Wie kam es zu dem „Urereignis“ der Tharandter Landschaftsentwicklung, der Ablenkung des Vorläufers der Wilden Weißeritz nach Osten? Eine Theorie traut es einem Nebenbach der Roten Weißeritz zu, sich rückschreitend in den Berg vorgearbeitet zu haben, bis er den höher gelegenen Urfluss „anzapfte“. An dieser Version lässt die Reliefkarte Zweifel aufkommen: Rechts oben entwässern zahlreiche kleine Täler nach Osten in die Freitaler Landschaft. Ihr Wassereinzugsgebiet ist gering, ihre Erosionskraft klein. Woher nähme zwischen all diesen Bächen einer die Kraft, den Urfluss jenseits der Wasserscheide erfolgreich anzuzapfen? Plausibler erscheint die Theorie, dass die Entwicklung von oben her, von der Wilden Weißeritz ausgehend begann, „epigene-tisch“. Haubrich beschreibt den Vorgang auf der Tafel beim Tharandter Hochwasser-Denkmal so: „Vor 320.000 Jahren wird ein katastrophales Ereignis angenommen [...]. Die Eisausdehnung der Gletscher bis in den Raum Grumbach führte zum Aufstauen des Wassers der Weißeritz in



einem Eisstausee, welcher ein Ausbrechen des überlaufenden Wassers nach Osten in Richtung der Roten Weißeritz zur Folge hatte. Die Wassermassen schnitten sich so schnell und tief in den anstehenden Gneis ein, sodass das ur-



sprüngliche Flussbett nach Norden nicht mehr als Abfluss fungierte. Seit dieser Zeit fließen Wilde und Rote Weißeritz in Freital zusammen und bilden so die Vereinigte Weißeritz.“

Die Abbildung S. 290 oben zeigt die maximalen Eisvorstöße in Norddeutschland während der jüngsten drei Kaltzeiten (die tatsächlich auch Warmzeitphasen, sogenannte Interstadiale, aufwiesen); die Abbildung darunter zeigt dasselbe (ohne Weichsel) in einem regionalen Ausschnitt nördlich des Erzgebirges. Im Bereich Dresden überschritt zur Elster-Zeit das nordische Eis die Elbe mehrfach und schob sich auf den Fuß des Erzgebirges. In den Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte des Königreichs Sachsen, Sektion Tharandt, wird von „Bestandteilen nordischer Herkunft“ berichtet, die sich „an der Großpöitzer Leite (bei Sign 309,8)“ nachweisen ließen.⁴ Auch ein Findling südlich von Bannewitz ist Zeuge des maximalen Eisvorstoßes. Zu gewissen Zeiten bestand im Bereich des Elbsandsteingebirges und des Böhmisches Beckens ein gewaltiger Stausee.⁵ Die zeitlichen Einschätzungen sind uneinheitlich und im Einzelnen wissen wir wenig über die elsterzeitlichen Geschehnisse an der Mittelgebirgsschwelle. Doch für den Tharandter Bereich spricht viel für die Darstellung von Haubrich. Er illustriert seine Beschreibung mit den drei Bildern auf

Erosionsniveaus seit der Elstereiszeit, Prinzipskizzen zur Bildung von Schotterterrassen der Elbe und ihrer Nebenflüsse (links), für die allgemein gilt: je jünger, desto tiefer. Daneben wird vereinfacht die Quartärstratigraphie der Elbe und ihrer Nebenflüsse gezeigt. Zu den farbigen dargestellten Sedimenten gehören nicht nur fluviatile, sondern auch glaziale Bildungen.

Nach Pälchen/Walter 2008, entnommen: Ulrich Sebastian: Die Geologie des Erzgebirges. Berlin/Heidelberg 2013, S. 169

Rekonstruierte Flussverläufe von Elbe und ihren Nebenflüssen aus dem Erzgebirge seit der Elstereiszeit. Nach Pälchen/Walter 2008, entnommen: Ulrich Sebastian: Die Geologie des Erzgebirges. Berlin/Heidelberg 2013, S. 169

4 A. Sauer/R. Reck: Sektion Tharandt, Blatt 81 (5047), 2. Aufl. neu bearbeitet von K. Pietzsch i. J. 1912. Leipzig 1914, S. 111.

5 Ralf Polenz, Neue Erkenntnisse über den elsterglazialen Eisstausee in Sachsen und Böhmen. *Geologica Saxonica – Journal of Central European Geology* 56/1 (2010), S. 83-111.

Ungefähre Maximalvereisung in Norddeutschland während der letzten drei pleistozänen Vereisungen

Quelle: Freie Universität Berlin, Fachbereich Geowissenschaften, PG-Net Glazialstratigraphie [Bildquelle: Liedtke 1992]
 – über: <http://www.geo.fu-berlin.de/v/pg-net/geomorphologie/glazialmorphologie/Glazialstratigraphie/> (Zugriff 06. August 2015)



Karte zu den Eisrandlagen Elster 1 (Feuersteinlinie), Elster 2 und Drenthe (= Saale 1) im Bereich Dresden/Chemnitz

Nach Pälchen/Walter 2008, entnommen: Ulrich Sebastian: Die Geologie des Erzgebirges. Berlin/Heidelberg 2013, S. 168



S. 286 unten. Die Maximalvereisung – vor 400.000 Jahren – ist im ersten Bild als blaue Tüpfellinie eingezeichnet und reicht über Tharandt hinaus nach Süden fast bis Dorfhain. Vielleicht konnte das Wasser bei wechselnden Bedingungen in Zehntausenden von Jahren zeitweilig unter dem Gletschereis nach Westen und Norden abfließen. Warum der Abfluss der Wilden Weißeritz vor 320.000 Jahren (im zweiten Bild der Abbildung S. 286 unten) vom Eis verhindert wurde? – man weiß es nicht so genau. Es ist jedoch denkbar und im Kleinen vergleichbar den von Polenz (2010) dargestellten weiträumigen Vorgängen in der östlichen Nachbarschaft. Ein lokaler Eisrandsee bildete einen Rückstau. Die Tongrube auf der Wasserscheide (die erwähnte Störung in der Reliefkarte oben

links) ist Indiz für diesen Eisrandsee. Das Schmelzwasser setzt eine feingemahlene Fracht an Mineralstoffen, die der Gletscher irgendwo abgeschliffen und über weite Strecken transportiert hatte, im Eisrandsee ab und schafft so das Tonvorkommen, das inzwischen von den Menschen ausgebeutet wurde. Dass man gerade an dieser Stelle Ton fand, lässt sich durch die minimale Reliefenergie auf der Wasserscheide erklären – überall sonst trug die Erosion den Ton des Eisrandsees ab. Fragt sich nur, ob die Hinterlassenschaft der Sondermülldeponie die mineralogische Überprüfung dieser These noch erlaubt. Es wäre wünschenswert.

Der Anstieg des Wasserspiegels im Rückstau der Ur-Weißeritz führte – wie von Haubrich geschildert – zum Überlauf. Es geschah an der tiefsten Stelle des Höhenzugs im Osten zwischen den heutigen Ortschaften Großopitz und Somsdorf. Als das Wasser dort abzulaufen begann, riss es einen Graben, und der weitreichende See gewährte lang anhaltende Erosion. Nach Rückzug des Eisrandes lag der alte Abfluss zu hoch, eine neue Wasserscheide war entstanden.

Erosionsprozesse im Schloitzbachbereich

Kann man sich auch ein Bild davon machen, was seither – in geschätzt 320.000 Jahren – in der Landschaft geschah? Nur über lokale Teilvorgänge, über einzelne Episoden, deren Spuren wir beobachten können, und die eine ungefähre Rekonstruktion früherer Abläufe erlauben. Versuchen wir's am Beispiel: Die Karte auf der nächsten Seite zeigt im Kartenausschnitt den Zeisiggrund und den Ebergrund, zwei Nebenbäche des Schloitzbaches, die in Tharandt von Westen her münden. Beide sind im Oberlauf nach Norden ausgerichtet, was schon im Reliefbild erkennbar war. Durch Grünfärbung hebt die Kartographie den Bereich der Schloitzbach-Erosion hervor. Gerade hier wurde gesiedelt, während die Höhen konsequent der landwirtschaftlichen Nutzung vorbehalten blieben. Dies hat siedlungsgeschichtliche Gründe. Denn die im Zuge der deutschen Kolonisation angelegten Hufendörfer sind älter als die Tharandter Burg, in deren Folge erst die Talsiedlung von Tharandt/Granaten entstand. Die große Tharandter Gemarkung wird von Tallagen und Waldungen gebildet.

Beim Zeisiggrund ist die Abbiegung nach Osten kurz, beim Ebergrund länger; das ergibt sich aus der Entfernung zum Schloitzbach. Doch die auffallende Talweite, in die der Ebergrund ausläuft, und der weitere Verlauf des Todbaches bedeuten mehr: Das landschaftsgeschichtliche Drama, das zu der Talweite und dem geschlängelten Talverlauf geführt hat, ist nur im Zusammenhang mit den nördlich anschließenden Landschaftsteilen zu verstehen.



Grumbacher Tongrube auf der Wasserscheide – Indiz für einen Eisrandsee? Wasserscheide bei Grumbach zwischen Schloitzbach und Wilder Sau

Tharandt und Umgebung, Ausschnitt aus der Topographischen Karte 1:25.000 DDR M-33-40-A-a (Tharandt) Ausgabe 1986, Stand 1983



Zunächst ist da ein Sattel mit der Bezeichnung „Ziegenleite“, über den es vom Talmühletal nach Norden hinübergeht zu dem kleinen, in der Karte blau eingezeichneten See, dem „Fröschelteich“. Auf diesem Sattel, in ca. 280 Meter Höhe ü. NN, fand der Autor Gerölle. Woher mag das Wasser gekommen sein, das diesen Stein transportierte und formte? Wahrscheinlich doch aus dem „Tharandter Wald“ einer früheren Zeit, denn dort steht der Pläner Sandstein an, aus dem das Geröll besteht. Sein Weg ist an der Richtung des Ebergrundes erkennbar, wenn er auch (an der Stelle des Übergangs in die Talweitung) etwa 35 Meter höher verlief als heute der Todbach. Verlängert man die Richtung des unteren Ebergrundes, kommt man auf die „Ziegenleite“ und zum „Fröschelteich“. Hier ist für eine frühere Zeit ein Talverlauf anzunehmen, ein Nebenbach des frühen Schloitzbaches. Er verlief, im Reliefbild als Schattierung erkennbar, noch weiter nordwärts, bis er –

oberhalb der Einmündung von Scheibenbach (von Fördergersdorf) und Tännichtgrund (von Großopitz her) – den nach Süden fließenden Schloitzbach erreichte. Der Verlauf dieses noch früher der Ur-Weißeritz zugeordneten Tälchens hat zu der breiten Erosion auf der westlichen Seite geführt (orographisch rechts des Schloitzbaches), während gegenüber das Tal durch einen schmalen Steilhang gesäumt wird. Nach und nach hat die Erosion das Gewässer in dem Talverlauf von Osten her angenagt und abgeleitet, nämlich entsprechend der Vertiefung des Schloitzbaches. Es entstanden neue Abflüsse nach Osten, deren Reste im Reliefbild (Abb. 7) erkennbar und in der Landschaft noch vorhanden sind. Durchschaut man diesen Prozess, erkennt man beim Fröschelteich im Kleinen eine ähnliche Talbildung wie beim Todbach im Großen. Diese Talweitung des Todbaches entstand, als das hochgelegene, nordwärts entwässerte Nebental vom Schloitzbach her „ange-

links: Tharandter Fröschelteich Wegen Sanierungsarbeiten liegt der See trocken. Die Wintersonne scheint um die Mittagszeit von Süden her über die „Ziegenleite“. Foto: Ernst Ulrich Köpf, 6. Januar 2015



rechts: Geröllfund auf der „Ziegenleite“
Flaches Geröll aus Pläner Sandstein, gefunden auf Grundstück Bergstraße 27. Nach Beurteilung des Autors autochthon, d. h. hier aufgrund natürlicher Prozesse abgelagert, nicht durch den Menschen.
Foto: Ernst Ulrich Köpf, 22. August 2015

Die Talweitung des Todbaches. Der Todbach kommt von hinten links aus dem Ebergrund und dreht in östliche Richtung. Auf der Höhe nach rechts geht es zur „Ziegenleite“.

Foto: Ernst Ulrich Köpf,
16. Februar 2016



Erosion überm Ebergrund. Diese Kuhle entstand am 12./13. August 2002 an der Hangkante über dem Austritt des Ebergrundes, in Abb. 16 oben links. Der Erosionsprozess, der die Talweitung des Todbaches verursacht hat, schreitet fort.

Foto: Ernst Ulrich Köpf,
3. Oktober 2002



Umgekehrte Blickrichtung – früheres Niveau, Blick aus nordwestlicher Richtung mit Heinrich-Cotta-Straße, links Gymnasium und hinten Bergkirche überm Tal der Wilden Weißeritz.

Foto: Ernst Ulrich Köpf,
älteren Datums

zapft“ worden war (hier passt der Ausdruck). Beginnend an der „Ziegenleite“, arbeitete sich das Gewässer, das heute Todbach heißt, rückschreitend südwärts und erodierte dabei nach Osten. So entstand die lange Abbruchkante, die im Bild oben den Hintergrund bildet. Dass der Prozess noch nicht zu Ende ist, konnte man anlässlich der durch Starkregen verursachten Hochwasserkatastrophe 2002 sehen, als am Rande der Hochfläche direkt über der Einmündung des Ebergrundes in die Talweitung eine Kuhle entstand, die in der Abbildung rechts oben zeitnah festgehalten ist. Das einst auf Niveau ca. 280 m ü. NN nach Norden führende Tal wurde seither von der „Ziegenleite“ bis zum Ebergrund über etwa 300 Meter Länge rund 35 Meter tief abgetragen und schuf so die heutige Talweitung des Todbaches.

Betrachten wir den Unterlauf des Todbaches, so zeigt sich, dass er zunächst in südöstliche Richtung fließt. Eine kleine Bergnase, die durch die 250 m-Isohypse markiert ist (vgl. Karte S. 291, über Beschriftung „Masch“), zwingt ihn im Mündungsbereich nach Osten. Bei der Bergnase handelt es sich um den Rest einer Terrasse, die vielleicht das Schloitzbach-Niveau anzeigt, als das beschriebene Nebental über der heutigen Talweitung angezapft wurde. Dann hätte der Schloitzbach erst zu einem späteren Zeitpunkt, als er sich erneut um ca. 30 Meter eingetieft hatte, den Abfluss des Todbaches nach Osten gezogen und den jetzigen Talverlauf herbeigeführt. Der Schuttkegel des Todbaches, wie übrigens aller anderen Nebenbäche, führt im Schloitzbachtal zu wechselndem Gefälle.



Der Erosionsprozess im Mündungsbereich des Schloitzbaches

Als zweites Beispiel für die Tharandter Landschaftsentwicklung sei der Mündungsbereich des Schloitzbaches in die Wilde Weißeritz genauer betrachtet. Das Auftaktbild dieses Beitrags zeigt, mit Blickrichtung nach Nordwesten, den Bogen, den die Wilde Weißeritz von links her aus der Süd-Nordrichtung nach Osten vollzieht. Aus dieser Perspektive ist der Tharandter Burgberg (mit der markanten Bergkirche von 1629) ein verbliebener Weißeritz-Talrand, um den sich von hinten kommend, das Tal des Schloitzbaches windet. Der Schloitzbach muss einmal auf dem Niveau des Rückens zwischen Burgruine und Bergkirche der Wilden Weißeritz zugeflossen sein. In umgekehrter Blickrichtung erscheint das noch heute so, wobei die neue Talwindung des Schloitzbaches dem Blick verwehrt ist. Auch aus großer Entfernung ist



Tharandter Bergkirche vom Kuckuck. Blick vom „Kuckuck“: Im Vordergrund Häuser im Talmühletal, darüber eine Terrasse, die mit dem Burgberg als Talbodenrest übereinstimmen könnte

Foto: Ernst Ulrich Köpf,
7. April 2012

Tharandter Markt mit Postsäule. Jäh wendet sich der Schloitzbach von der Südrichtung nach Osten und lässt den Burgberg rechts als Restlandschaft stehen – hier die Häuserzeile links mit scharfem Knick

Foto: Ernst Ulrich Köpf,
31. Oktober 2013

der Burgberg als altes Niveau des Schloitzbaches erkennbar. In spektakulärer Weise wurde der Schloitzbach, wie seine Nebenbäche, kurz vor der Mündung in die Wilde Weißeritz stark nach Osten gezogen. Der Talknick ist am Tharandter Markt sehr ausgeprägt. Der Vorfluter legte sein Niveau tiefer und zwang den Schloitzbach in Ostrichtung, zog ihn aber sogleich mit starkem Gefälle wieder nach Süden zur Einmündung. Im langfristigen Erosionsgeschehen erscheint der Tharandter Burgberg mit der Bergkirche als Relikt, das durch beidseitigen Angriff durch die Wilde Weißeritz von Süden und den Schloitzbach von Norden her eines fernen Tages beseitigt sein wird.

Damit stellt sich die Frage nach der Zeit, die solche Prozesse der Landschaftsveränderung in Anspruch nehmen. Haubrich gibt für das Tharandter „Urereignis“ die Zeit vor ca. 320.000 Jahren an. Im Abschnitt zwischen Tharandt und Freital beträgt die Tiefe des Weißeritztales etwa 80 Meter. Teilen wir 80 Meter oder 80.000 Millimeter durch 320.000 Jahre, ergibt sich im Mittel eine jährliche Eintiefung um $\frac{1}{4}$ mm oder in 40 Jahren um einen Zentimeter. Verbinden wir diese Feststellung mit der Annahme von zwei großen Hochwasserereignissen pro Jahrhundert, wird es durchaus verständlich, dass diese Vorgänge in unserer Landschaft tatsächlich stattfinden.



Zusammenfassung und Ausblick

Die Tharandter Landschaft erweist sich als Beispiel einer dramatischen Landschaftsentwicklung seit der Elsterkaltzeit (nach F. Haubrich Elster-2-Frühstadial vor etwa 320.000 Jahren). Sie bietet viele Möglichkeiten, verschiedene Stufen dieser Entwicklung zu beobachten. Die schriftliche Darstellung kann nur anregen, beim Begehen der Landschaft die Augen offen zu halten. Eingangs wurde gezeigt, dass dies schon die Altvorderen taten. Sie erkannten nicht nur die Schönheit, bedachten vielmehr auf ihre Weise auch die Entstehungsgeschichte. Wünschenswert wäre, dass die Entwicklung dieser Landschaft geowissenschaftlich weiter untersucht würde. Es gehört ja doch zu ihrem Bildungsauf-



trag, bei einem breiten Publikum auf diese spannenden Prozesse im unmittelbaren Lebensumfeld aufmerksam zu machen und das Naturerlebnis der Menschen zu erweitern. Zudem erleichtert das Verständnis der Landschaftsentwicklung die Orientierung in der ansonsten verwirrenden Topographie der Tharandter Täler.

Danksagung

Durch seine Aktivitäten trug Prof. Dr. habil. Harry Schilka, Kesselsdorf, vielleicht unbewusst zur Idee dieser Veröffentlichung bei. Seit vielen Jahren konnte ich mit ihm gedanklichen Austausch pflegen, wofür ich ihm herzlich danke. Es hat mich lange beschäftigt, wie Tharandter Landschaftsgeschichte durch moderne Technik kartographisch visualisiert werden kann. Herr Prof. Dr.-Ing. Uwe Ulrich Jäschke und Frau Bettina Brusckke vom Fachbereich Vermessungswesen/Kartographie an der Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden hatten Lösungen parat, die sie mir freundlich vermittelten. Dafür ganz besonderen Dank. Auch der Museumsleiterin des Heimatmuseums der Stadt Wilsdruff, Frau Angelika Marienfeld, möchte ich danken, weil sie durch ihre Aktivitäten die Verbindung zu den Vorgenannten hergestellt und gefördert hat. Herrn Prof. Dr. Andreas Roloff, Tharandt, danke ich für das Foto der oben rechts. Die neuen Herausgeber der Sächsischen Heimatblätter haben sich bei der Vorbereitung der Publikation als ebenso abgeschlossen und hilfreich gezeigt wie früher Herr Gumnior, ich danke stellvertretend Herrn Dr. Matthias Donath.

Talverlauf des Schloitzbaches in Tharandt, Das Bild zeigt eindrucksvoll die Ablenkung des Schloitzbaches (von unten kommend) am Tharandter Markt nach Osten, um kurz darauf wieder südwärts der Wilden Weißeritz zuzufließen. Diese kommt von Süden (oben im Bild) und wendet sich in großem Bogen nach Osten. In einer geologisch jungen Entwicklung entstand so der Thandter Burgberg mit der Bergkirche von 1629.
Foto: Prof. Dr. Andreas Roloff

Fernblick von Osten auf Tharandt, Vom „Brüderweg“ aus Blick Weißeritz aufwärts. Der Talknick in Tharandt ist deutlich zu sehen. Burgberg mit Kirche als Schloitzbach-Talboden einer früheren Epoche. Das Ta der Wilden Weißeritz ist tief eingeschnitten.
Foto: Ernst Ulrich Köpf, 30. Januar 2012

Autor

Prof. Dr. habil.
Ernst Ulrich Köpf
Tharandt



25 Jahre Nationalpark Sächsische Schweiz

Ein Teil des „Tafelsilbers der Deutschen Einheit“
gut gerüstet für die Zukunft

Hanspeter Mayr

Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung eröffnete Ministerpräsident Prof. Kurt Biedenkopf am 28.04.1991 an der Wildwiese den Nationalpark. Damit übernahm die Sächsische Staatsregierung offiziell die Verantwortung für das „Tafelsilber der Deutschen Einheit“ in der Sächsischen Schweiz. Für viele umweltbewegte Einwohner, Wanderer und Bergsteiger der Wendezeit ging damit eine lange aufgestellte Forderung in Erfüllung. Foto: Archiv Nationalparkverwaltung Sächsische Schweiz, Frank Richter

Auch ein Jahr nach dem „silbernen“ Jubiläum bewegt die Geschichte des Naturschutzes in der Sächsischen Schweiz. Bereits seit 1956 besteht das Landschaftsschutzgebiet Sächsische Schweiz. 1990 stellte der letzte Ministerrat der DDR mit seinem vorletzten Beschluss am 12. September zentrale Teile der Sächsischen Schweiz und vier weitere ostdeutsche Landschaften als Nationalpark unter Schutz. Der letzte Beschluss des Ministerrates war seine eigene Auflösung. Der damalige Bundesumweltminister Klaus Töpfer prägte für dieses Naturerbe den Begriff „Tafelsilber der Deutschen Einheit“.

Seit über 25 Jahren heißt es nun „Natur Natur sein lassen“ im Nationalpark Sächsische Schweiz. Ziel ist dabei auf der überwiegenden Fläche die Naturentwicklung ohne Eingreifen des Menschen zuzulassen. Nach 500 Jahren mehr oder weniger intensiver Forstwirtschaft, 200 Jahren Tourismus und 150 Jahren Bergsteigen ist dieses Loslassen und Zurückziehen des Menschen vor allem eine kulturelle Leistung unserer Gesellschaft – ähnlich bedeutsam, wie der Erhalt bedeutender Baudenkmale im Dresdner Barockviertel. Genau wie diese wird der Nationalpark auch künftig weiter erlebbar sein und Begeisterung für die Natur wecken.

Ausweisung der ostdeutschen Nationalparks – ein Wettlauf mit dem Zeitplan der Wiedervereinigung

Unter dem Schlagwort „Nationalparkprogramm“ konnten im Verlauf von nur elf Monaten vom Beginn der Friedlichen Revolution bis zum Ende der DDR die bedeutendsten Teile des Naturerbes in Ostdeutschland unter Schutz gestellt und die öffentliche Diskussion über Naturschutz belebt werden. Die Naturschutzoffensive umweltbewegter Menschen aus der Wendezeit nutzte das günstige öffentliche Klima für Umweltthemen und brachte damit auch starke Impulse für die Naturschutzarbeit in der neuen Bundesrepublik Deutschland.

Insgesamt 23 große Schutzgebiete wurden zumindest vorläufig als Nationalpark, Naturpark oder Biosphärenreservat unter Schutz gestellt. Alle Gebiete sind heute nach einem ordentlichen Verwaltungsverfahren unter Einbeziehung der Bevölkerung rechtskräftig unter Schutz gestellt.

Chronologie

November 1989: Diskussion um die künftige Nutzung des Staatsjagdgebietes an der Müritz, Gründung Bürgerinitiative „Müritz Nationalpark“

Dezember 1989: Bürgerbewegung zur Schaffung eines Nationalparks auf Rügen

Januar 1990: Prof. Michael Succow wird stellvertretender Umweltminister in der DDR und stellt eine Arbeitsgruppe für Naturschutz zusammen

Februar 1990: Berliner Runder Tisch befürwortet Beschluss-

vorlage „Nationalparkprogramm als Baustein für Deutschland und Europa“

März 1990: Der Ministerrat beschließt „Information über Stand und vorgesehene Entwicklung von Biosphärenreservaten, Nationalparks und Naturschutzparks in der DDR“ mit einstweiliger Sicherstellung von 23 großen Schutzgebieten, endgültige Unterschutzstellung bis 1992

April 1990: Der Bezirkstag Dresden beschließt die einstweilige Sicherung der Sächsischen Schweiz als „Landschaftsschutzgebiet von zentraler Bedeutung“

Juli 1990: neues Umweltrahmengesetz in Anlehnung an bundesdeutsches Recht, Ziel Ausweisung der Nationalparks 1991

August 1990: Festlegung der deutschen Vereinigung auf den 3. Oktober 1990; dadurch müssen die Verordnungen für die Schutzgebiete um ein Jahr vorgezogen binnen weniger Wochen und Tage erarbeitet und mit anderen Ministerien, Kommunen und Landratsämtern abgestimmt werden

12. September 1990: Der Ministerrat der letzten DDR-Regierung fasst auf seiner letzten Sitzung unmittelbar vor seinem Beschluss zur Selbstauflösung den „Beschluss zu den Verordnungen über die Festsetzung von Nationalparks sowie von Naturschutzgebieten und Landschaftsschutzgebieten von zentraler Bedeutung als Biosphärenreservate und Naturparke“. Damit ist neben vier weiteren auch der Nationalpark Sächsische Schweiz endgültig unter Schutz gestellt.¹

Dabei konnten 1990 nur rund 36 Prozent der Nationalparkfläche als naturnah oder bedingt naturnah eingestuft werden. Es handelte sich vor allem um die Flächen der bereits vorhandenen Naturschutzgebiete und Flächennaturdenkmale. Heute sind viele Waldflächen nach naturschutzfachlichen Kriterien umgestaltet, so dass auf rund 57 Prozent der Waldfläche im Nationalpark keine Waldpflege mehr stattfindet. Bis 2030 soll die nach internationalen Richtlinien für Nationalparks geforderte Grenze von 75 Prozent erreicht werden. Für das etappenweise Vorgehen und das schrittweise Einstellen der Waldpflege hat die Nationalparkverwaltung eine Reihe von Konzeptionen erarbeitet und einen festen Fahrplan abgestimmt. Bei näherem Interesse an der Waldentwicklung im Nationalpark sei auf die Veröffentlichung aus der Schriftenreihe der Nationalparkverwaltung von Holm Riebe empfohlen: „Der Wald im Nationalpark Gestern – Heute – Morgen“.

Die Nutzung von Naturgütern wie Holz, Wiesen, Wasser oder Boden ist sehr tief in unserem Bewusstsein verankert. Darauf zu verzichten und der Natur wieder das alleinige Regime zu überlassen, ist oft und gerade für die Einwohner im ländlichen Raum schwer zu akzeptieren.

Das verbleibende Holz ist jedoch Nährstoff und Lebensraum für eine kaum zu überblickende Anzahl von Insekten- und Pilzarten. Der Spezi-

Die früheren Naturschutzgebiete auf der heutigen Fläche des Nationalparks Sächsische Schweiz:

NSG Bastei	1938	785 ha
NSG Polenztal	1940	91 ha
NSG Zeschnigleiten	1961	99 ha
NSG Winterberg/Zschand	1961, erweitert 1966 und 1986	1.069 ha
NSG Kirnitzschklamm	1961	53 ha

Weiterhin ein System von Flächennaturdenkmälern

Insgesamt 2.200 ha, das entspricht rund 23 % der heutigen Nationalparkfläche.²

alisierungs- und damit auch Gefährdungsgrad ist besonders hoch und sehr eng mit dem Vorkommen von toter Holzsubstanz in den unterschiedlichsten Variationen abhängig. Schon heute, nach einem für die Waldentwicklung kurzen Zeitraum von 25 Jahren, haben Käferspezialisten im Auftrag der Nationalparkverwaltung sechs Urwaldreliktarten gefunden, unter ihnen einen erstmaligen Fund für Deutschland. Diese Entwicklung soll weiter gefördert werden.

Ebenso schwer wie der Verzicht auf Nutzung von Naturgütern scheint es manchen Wandernern zu fallen, wieder ruhige Rückzugsgebiete entstehen zu lassen, die für viele Tierarten wichtig sind. Das seit 15 Jahren bestehende und amtlich bekannt gemachte Wegekonzept garan-

1 Jürgen Stein: Nationalpark Sächsische Schweiz. Von der Idee zur Wirklichkeit. Sonderheft zur Eröffnung des Nationalparks. 2. Auflage Königstein 1995.

2 Holm Riebe: Die Geschichte des Naturschutzes. 25 Jahre Nationalpark Sächsische Schweiz. Streifzug durch eine beeindruckende Landschaft. Bad Schandau 2015, S. 30, 31.

Der Nationalpark ist eingebettet in die umgebende Kulturlandschaft des Landschaftsschutzgebiets Sächsische Schweiz. Zusammen bilden sie die Nationalparkregion. Besucher erleben beides als eine harmonische Einheit wie hier beim Blick auf den Lilienstein, dem Wahrzeichen des Nationalparks.
Foto: Archiv Nationalparkverwaltung Sächsische Schweiz, Frank Richter



tiert dauerhaft 400 Kilometer markierte Wanderwege, die alle imposanten Schluchten und über 100 Aussichten auf den Felsen erschließen. Die darin eingeschlossene, ebenfalls von Wanderwegen durchzogene Kernzone soll den Verbleib und die Entwicklung ruhigerer Gebiete sichern.

Rund 700 Kletterfelsen mit Ihren Zugangswegen nur im Nationalpark sind mit der Bergsportkonzeption aus dem Jahr 2004 dauerhaft für das Klettern nach den Sächsischen Kletterregeln abgestimmt und gesichert.

Der Aufwand der Abstimmung und die amtliche Bekanntmachung dienen dazu Vertrauen in das behördliche Handeln zu bilden. Trotzdem hört man immer wieder die Behauptung, die Nationalparkverwaltung sperre laufend Wege oder Klettergipfel. Dies ist seit 15 Jahren falsch. Insgesamt rund drei Millionen Besucher jährlich nutzen diese Wege im Nationalpark. Das entspricht fast 90 Prozent der Besucher, die den ältesten und vielleicht berühmtesten Nationalpark der Welt – den Yellowstone in den USA – aufsuchen. Allerdings ist der Yellowstone fast 100 mal größer als unser Nationalpark.

So ist die Herausforderung deutlich erkennbar. Es ist die höchste Besucherzahl in einem deutschen Nationalpark. Wegekonzept und Bergsportkonzept und deren Einhaltung sind das Rückgrat des Besuchermanagements des Nationalparks, wenn der naturschutzfachliche Wert – und damit auch die Qualität des Naturerlebnisses gesichert werden soll. Dort wo Nationalpark drauf steht, muss auch Nationalpark drin sein. Neben dem Verlust naturschutzfachlicher Werte, wie beispielsweise einem charakteristischen und möglichst vollständigen Artenspekt-

rum für naturnahe Wälder, könnte das Gebiet auch seine Anziehungskraft für Touristen verlieren.

Nahe liegend und gelebte Praxis ist daher die Zusammenarbeit zwischen Nationalparkverwaltung und Tourismusverband. Mit einem abgestimmten und nachhaltigen Leitbild soll der Schutz und Erhalt des einzigen sächsischen Nationalparks gefördert werden. Hohe naturschutzfachliche Qualität sichert die Erlebnisqualität für die Touristen.

Am 23. Mai 2015 wurde der Nationalpark Hunsrück in Rheinland-Pfalz bzw. dem Saarland eröffnet. Damit gibt es nun 16 Nationalparks in Deutschland. Das entspricht jedoch nur einem halben Prozent der Bundesfläche. Die Sächsische Schweiz gehört dazu und verfügt damit über ein exklusives Alleinstellungsmerkmal. Damit verbunden ist eine hohe Verantwortung für das Gebiet. Mit dem Erhalt und der sorgsamsten Pflege schützen wir die naturschutzfachlichen Werte. Über die Einnahmen des Tourismus kommt dies den hier wirtschaftenden Menschen zu Gute.

Nach dem 25-jährigen Bestehen soll sich der Nationalpark auch weiterhin positiv im Sinne internationaler Richtlinien entwickeln. Der Begriff „Tafelsilber der Deutschen Einheit“ soll auch künftig seine Berechtigung haben.

Autor

Dipl. Geograf
Hanspeter Mayr
Nationalparkverwaltung
Sächsische Schweiz
Referatsleiter Öffentlichkeitsarbeit, Pressesprecher
An der Elbe 4
01814 Bad Schandau





Neues zu Caspar David Friedrichs „Elblandschaft“

Herrmann Zschoche

Das Bildchen „Elblandschaft“ im Kulturhistorischen Museum Stralsund gehört zu einer Reihe kleinformatiger Werke, die in den 1820er und 1830er Jahren häufiger von Caspar David Friedrich gemalt worden sind.

Anscheinend war es nie ausgestellt, und über die Provenienz wissen wir wenig. Wahrscheinlich wurde es 1862 mit der Sammlung Dr. Hilbig, Leipzig, versteigert und war dort beschrieben als „Morgenlandschaft, auf einem quer durch das Bild laufenden Dammweg gehen zwei Bäuerinnen“. Bevor es ins Museum gelangte, war es im Besitz der Witwe des Greifswalder Altermanns Odebrecht.¹ Basis des Bildes ist eine Skizze vom September 1824², deren Vordergrund im Gemälde zu steinigem Erdreich und einem Hügel mit blühenden Pflanzen ausgearbeitet ist. Dahinter eine in der Skizze nicht

definierte helle Fläche, die man im Gemälde als Flüsschen deuten könnte, das von einem Damm begrenzt wird. Die beiden Frauen sind auf der Skizze noch kaum als solche zu erkennen. Im Gemälde gehen sie nebeneinander in der Bildmitte. Die eine, in rotem Rock mit rotem Kopftuch, trägt einen Wäschekorb, die andere, in blauem Kleid mit weißem Kopftuch, geht nun gebeugt unter der Last des Reisigbündels. Auch die im Gemälde weggelassene Architektur am rechten Rand der Skizze gibt keinen Hinweis auf die dargestellte Örtlichkeit, die wohl in der weiteren Umgebung Dresdens zu suchen ist. Für den Hintergrund wurde eine 1806 entstandene Zeichnung verwendet, die den Blick zum bereits jenseits der sächsischen Grenze in Böhmen liegenden Hohen Schneeberg zeigt. Friedrichs Hauptinteresse beim Skizzieren galt

Caspar David Friedrich:
Elblandschaft. Um 1825.
Öl auf Leinwand, 22,2 x 30,5 cm

¹ Helmut Börsch-Supan/Karl Wilhelm Jähnig: Caspar David Friedrich. Gemälde, Druckgraphik und bildmäßige Zeichnungen. München 1973; zu Kat.-Nr. 272.



Caspar David Friedrich:
Sonnenaufgang, September 1824.
Bleistift, weiße Kreide,
12,4 x 20,2 cm. (Privatbesitz)

offenbar dem hohen Himmel, der durch Weißhöhen schon malerisch angelegt ist. Das 2011 erstmals veröffentlichte Blatt ist von Friedrich mit „Aufgang der Sonne“ bezeichnet. Dem entspricht die offenbar aus der Erinnerung wiedergegebene kühle Farbigekeit der Malerei, in der blaue und zart violette Töne vorherrschen.

Noch in Unkenntnis der Skizze, wurden die beiden älteren Frauen auf dem Dammweg von Helmut Börsch-Supan christlich-symbolisch als am baldigen Ende ihres Lebensweges gesehen. „Es dürfte eine Abendlandschaft gemeint sein, da das Motiv der Reisig schleppenden Bäuerin [...] bei einer Morgenlandschaft wenig sinnvoll ist. Der Dammweg, der den irdischen Vordergrund scharf vom jenseitigen Hintergrund trennt, symbolisiert den Lebensweg des Menschen als eines beiden Bereichen zugehörigen Wesens. Die Bäuerinnen gehen, unter der Last ihres Schicksals gebeugt, dem Tod entgegen.“³ Zumindest von der Tageszeit her ist diese Lesart nun nicht mehr zu stützen.

Sinnverwandt erscheint der „Herbstabend mit Reisigsammler“ 1826 wird das Bildchen von einem Schüler Friedrichs beschrieben: „Im Hintergrund, in dichtem Nebel verhüllt, ein Berg, davor Wald und ein Dorf, im Vordergrund weiter nichts als gepflühtes Land. Auf einem engen Rasenstreifen geht ein Mann, der mühsam Dornen nachschleppt, vor ihm fliegen Raben in die Höhe und verlieren sich im Hintergrund. Nun hättest Du hören sollen, was die Menschen für Allegorien auf das menschliche Leben und dessen Mühseligkeiten machten, wie tief erdacht das alles sei. Ich hasste alles, was darüber gesagt wurde. Ohne weiter an alle Allegorien zu denken, zog mich der so unglaublich treu und wahr dargestellte Herbstabend so an, dass ich wohl eine halbe Stunde davor gestanden habe, ohne mich davon trennen zu können. Ich fragte ihn, wie er dazu gekommen sei, dass sein Bild, wo doch so wenig

da wäre, so fesseln könne. ‚Eben so, wie die Natur Sie fesselt‘, sagte er, ‚denn das Bild ist bis auf den kleinsten Grashalm treu nach der Natur gemalt, alles so, wie Sie es da sehen.‘ Er geht den Abend spazieren, sieht hinter dem Großen Garten bei Dresden dies alles und malt es am nächsten Tag. Und auf diesem Wege entstehen seine meisten Bilder.“⁴

Indes wissen wir, dass die meisten Bilder Friedrichs aus zu verschiedener Zeit an verschiedenen Orten gewonnenen Natureindrücken zusammengesetzt sind. Zweifellos leiteten ihn dabei bestimmte Vorstellungen und Absichten. Hier ist es der in die realistische Szenenerie dominant eingefügte Reisigsammler, in dem von anderen mit Recht eine Allegorie auf das menschliche Leben und dessen Mühseligkeiten gesehen wurde. Es ist evident, dass Friedrich seine Kunst von einem religiösen Standpunkt sah. Es scheint aber ein „Bedeutungsgefälle“ zu geben, und nicht jedes Bild lässt sich einordnen in ein vermutetes System durchgängiger religiöser Symbolik.

Das Gegenstück der „Elblandschaft“ wird 1862 als Abendbild beschrieben: „Kiefernwald bei aufgehendem Mond, im Vordergrund ein schilfbewachsener Teich mit einem Fischer; dahinter am Waldrand eine Hütte, vor der ein Feuerchen brennt.“⁵

Auf beiden Bildern sind arbeitende Menschen dargestellt, die Frauen am Morgen ihres Arbeitstages, der Fischer am Abend.

Der sichere Ertrag bei näherer Betrachtung der Elblandschaft ist folgender: sie hat mit der Elbe nichts zu tun, und entstand frühestens im September 1824. Dieses Datum trägt auch die Studie eines Mannes mit Hund, mit Notizen über die Farben des Himmels, „des Abends gezeichnet, gegen Morgen [d. h. gegen Osten] gewendet“⁶ Auch die wenigen Ölskizzen Friedrichs zeigen die Lichtphänomene abendlicher Himmel, und entstanden 1824, wohl unter dem Einfluss Johan Dahls. Auch die um diese Zeit enge Beziehung zu Carl Gustav Carus, mit dem er in der Umgebung Dresdens zeichnend unterwegs war, könnte eine Rolle gespielt haben.

Morgen oder Abend?

Die Beantwortung der Frage gilt in der Friedrich-Forschung als wichtiger Anhaltspunkt für die Interpretation der Bilder. Altphilologe Karl Morgenstern aus Dorpat besucht im Herbst 1808 Friedrichs Atelier, und notiert zu dem noch nicht ganz vollendeten „Kreuz im Gebirge“ (Tetschener Altar): „... ein Crucifix. Dahinter die aufsteigende Sonne, in welcher es gesehen wird“. Basilius von Ramdohr schreibt zum selben Bild: „Ein anderer Fehler ist der, daß die Tageszeit zweifelhaft bleibt, vermöge des Abgangs [Fehlens] aller Flächen. Für den Morgen spricht die Kälte der Luft, gegen ihn der Mangel an Nebel. Diesen Ab-

2 Christina Grummt: Caspar David Friedrich. Die Zeichnungen. München 2011, Band II, Kat.-Nr. 1009.

3 Börsch-Supan (wie Anm. 1).

4 Zschoche 2006, Brief 106.

5 Börsch-Supan (wie Anm. 1), Kat.-Nr. 273.

6 Grummt (wie Anm. 2), Kat.-Nr. 899.

gang soll wahrscheinlich der silberne Stern auf dem obersten Engelskopf im Rahmen ersetzen. Aber ebenso gut hätte Herr Friedrich darüber schreiben können; Hier ist Morgen!“ Friedrich nennt den scharfsinnigen Kritiker eine „hämische Katzennatur“ und stellt klar: „Strahlend sinkt die Sonne, und im Purpur des Abendroths leuchtet der Heiland am Kreuz.“ Zugleich räumt er ein, dass „die Röthe der Luft fehlerhaft“ sei „und zweifelhaft lässt, ob es Morgen oder Abend ist.“ Es wird aber auch berichtet, Friedrich habe das Bild aus einem antinapoleonischen Impuls gemalt und König Gustav IV. von Schweden, einem erbitterten Gegner Napoleons, gewidmet. Ohne diese ältere Entstehungsgeschichte zu kennen, vermutete Hans Posse, der das Bild 1921 für die Dresdner Galerie erwarb, zum Sinngehalt: „In diesem Bild, in der Nacht vaterländischer Not entstanden, vermeint man das Symbol der Hoffnung auf einen neuen Tag zu erblicken.“ Dazu passend, sieht er „das Kreuz, einsam auf steil emporstrebender Gebirgshöhe, in der Strahlenglorie der aufgehenden Sonne“. Auch Zeitgenossen hatten mit der Tageszeit kein Problem. Der Kammerherr Carl von Voss sah das Gemälde 1822 im Schloss Tetschen und vermerkte in seinen Aufzeichnungen: „Im einfach, aber sehr vornehm eingerichteten Schlafzimmer hing über dem Bette ein schönes Bild, von Caspar David Friedrich in Dresden gemalt: ein auf einer felsigen Höhe aufgerichtetes und von den ersten Strahlen der eben aufgehenden Sonne schwach beleuchtetes Kruzifix.“

Man möchte dem spontan zustimmen, auch weil vielleicht unbewusst Dichtung in uns wirkt. 1799 erwartete Heinrich von Kleist auf der Schneekoppe den Aufgang der Sonne: „Unversiegbare Quell, gieße die Strahlen herauf, / Helios! wälze Dein Flammenrad!“

Einen ähnlichen Strahlenkranz wie das Kreuz im Gebirge zeigt ein kleines Bild in Essen. Die meisten Kunsthistoriker werten ihn als Zeichen eines Sonnenaufgangs und titeln „Frau in der Morgensonne“. Helmut Börsch-Supan hingegen sah hier eine Abendstimmung, benannte das Bild in „Frau vor der untergehenden Sonne“ um, und stützt zudem die Interpretation auf christliches Gedankesgut: Der Weg, auf dem sie steht, wird für ihn „der Weg des Lebens“, der abrupt endet. Der Berg im Hintergrund wird als Symbol des Göttlichen verstanden.

Die aktuelle Friedrich-Forschung behauptet die Sinnoffenheit der Bilder und streitet erbittert, ob sie eine klare Botschaft ausdrücken oder nicht. Zudem wird alles mögliche Bildungsgut an Friedrich herangetragen. 1821 hatte Friedrichs Freund und Mäzen Wassili Schukowski geschrieben: „Ich bin einige Male mit ihm in der Galerie gewesen. Beim Betrachten vieler Bilder konnte er mir die Maler nicht nennen, und überhaupt ist ihm alles das, was in Lehrbüchern der Malerei enthalten ist, wenig bekannt. Dafür



fand er in vielen Bildern Schönheiten oder Mängel, die nur der bemerkt, der in das Lehrbuch der Natur geschaut hat.“

Zweifellos macht Friedrich Denkangebote, die in Landschaftsbildern vor Augen gestellt werden. Man sollte sie aber von dem aus, was man sieht, und nicht, was man sehen möchte, beschreiben. Und nicht immer muss ein Bild von Friedrich ein durchgängiges Gedankenprogramm illustrieren. Warum soll es im einzelnen Bild nicht auch Widersprüche oder unklare Details geben? Das Schwebende, nicht genau Benennbare macht doch nicht zuletzt ihren Zauber aus. Ludwig Tiecks William Lovell klagt darüber, dass die Aufklärung allen Zauber dreist „enträtselt“ habe und dass die geheimnisvolle Dämmerung einem künstlichen Tageslicht gewichen sei. „Ich hasse die Menschen, die mit ihrer kleinen nachgemachten Sonne in jede trauliche Dämmerung hineinleuchten und die lieblichen Schattenphantome verjagen, die so sicher unter der gewölbten Laube wohnten. In unserem Zeitalter ist eine Art von Tag geworden, aber die romantische Nacht- und Morgenbeleuchtung war schöner, als dieses graue Licht des wolkigen Himmels.“ Madame de Stael schreibt in ihrem Buch „Über Deutschland“: „Kaum haben sie [die Deutschen] einen Eindruck empfangen, so schöpfen sie schon eine Menge Ideen daraus. Sie rühmen das Geheimnisvolle sehr – aber nur, um es zu enträtseln, und man kann in Deutschland nicht die geringste Eigentümlichkeit zeigen, ohne dass es jeder auf der Stelle auseinandersetzt, woher diese Eigentümlichkeit eigentlich kommt. Das ist ein großer Nachteil – besonders für die Künste, in denen alles Empfindung ist. Sie werden eher analysiert als empfunden, und nachher predigt man vergeblich darüber, dass auf die Analyse verzichtet werden müsse.“

Caspar David Friedrich:
Herbstabend mit Reisisammler,
um 1824, Öl auf Leinwand, 22 x
30,5 cm, vormals Besitz des Prinzen
Wilhelm von Preußen, 1931 im
Münchener Glaspalast verbrannt

Autor

Herrmann Zschoche
Storkow

Traugott Leberecht Pochmann und seine Bildnisse mit der verdreht abgewinkelten Hand

Harald Marx

- 1 Neuer Nekrolog der Deutschen. Achter Jahrgang, 1830. Erster Theil. Ilmenau 1832, Artikel August [!] Lebrecht Pochmann, S. 360-371; S. 367, 368.
- 2 Johann Georg Meusel: Etwas über die öffentliche Ausstellung der Churfürstl. Sächs. Academie der Künste in Dresden am 5. März 1806, in: Archiv für Künstler und Kunstfreunde, Zweyten Bandes erstes Heft, Dresden 1807, S. 93.
- 3 Versteigerungs-Katalog des Auktionshauses Satow, 13. Februar 2010, Lot 99, Abb. S. 26: Bildnis eines sitzenden Mannes. Um oder bald nach 1800; Signiert auf der Rückseite; Öl auf Leinwand, 113 x 95 cm.

Der Dresdner Historien- und Bildnismaler Traugott Leberecht Pochmann (1762–1830) war zeitlebens ein Verehrer des flämischen Malers Anton van Dyck (1599–1641). In einem Nachruf, der zwei Jahre nach seinem Tod erschienen ist und dessen Verfasser viele Begebenheiten aus Pochmanns Leben ausführlich erzählt, heißt es: „Eben so offen und wahr behnahm er sich in seinem Urtheile über die Kunstleistungen anderer Meister und seine eigenen. Besonders hoch verehrte er Vandyk und äußerte oftmals, daß er Vandyk gewesen zu sein wünsche. Als daher einer seiner Zeitgenossen, der für seine eigenen Leistungen sehr eingenommen war, über ein Gemälde desselben mit tadelndem Tone äußerte: ich würde es nicht so gemacht haben! erwiderte P. ganz ruhig: ‚Sie haben vollkommen recht, auch ich würde es nicht so gemacht haben, denn wenn Sie und ich und alle Maler Dresdens in Eins verschmolzen würden, so würden wir noch nicht den zehnten Theil des Werthes der Leistungen Vandyks produziren können.‘“¹

Dieser Nachruf ist verfasst worden von „einem ehemaligen Schüler und großen Verehrer des Verewigten, im Herzogthum Sachsen“, der sich aller-

dings nicht namentlich zu erkennen gegeben hat; im Hinblick auf Van Dyck ist der Text deutlich und lässt keinen Zweifel an Pochmanns Verehrung für diesen Maler aus dem 17. Jahrhundert.

Die Kunstkenner und Ausstellungs-Rezensenten haben Pochmanns Schaffen während dessen ganzen Lebens stets aufmerksam begleitet und dabei manchmal Lob mit Kritik verbunden; ganz unumstritten war er nie. Beispielsweise riet ihm Johann Georg Meusel 1807 im Archiv für Künstler und Kunstfreunde, nachdem er vorher bei Besprechung des Bildes „Diana und Endymion“, das 1806 ausgestellt worden war, sowohl Lob als auch Einwände vorgebracht hatte, „vorzüglich die Vorbilder zu benutzen, die uns Titian, van Dyck und andere, von der richtigen Vereinigung der Formen der Antike mit den Farben der Natur hinterlassen haben.“²

Wenn wir uns der Begeisterung Pochmanns für Van Dyck erinnern, die ihm im Nachruf bescheinigt wurde, dann nimmt es Wunder, ihn durch den Kritiker 1807 gerade auf dieses Vorbild hingewiesen zu sehen; doch dabei ging es anscheinend um die Verbindung des Studiums nach antiker Skulptur im Gipsaal „mit den Farben der Natur“, also um die Verlebendigung der nach Gipsabgüssen erarbeiteten jeweiligen Komposition. Andererseits wurde bei Bildnissen mehrfach gerade seine gelungene „Carnation“ gelobt, also die überzeugende Wiedergabe der Fleischtöne.

Wie sehr sich Pochmann bis in manche Einzelheiten auch die Bildnisse des großen flämischen Malers Anton van Dyck zum Vorbild genommen hat, das sei hier an einem Beispiel erläutert. Es zeigt nämlich, wie gefährlich es sein kann, großen Vorbildern nachfolgen zu wollen, wenn man eigentlich weiß, dass man deren Qualität nicht erreichen kann: Es geht im Folgenden um Bildnisse mit der verdreht abgewinkelten und nachlässig in die Hüfte gestützten Hand.

Hingewiesen sei zuerst auf das „Bildnis eines sitzenden Mannes“, das am 13. Februar 2010 im Auktionshaus Satow versteigert worden ist;³ es stellt einen eleganten jungen Mann dar, der sehr aufrecht mit übereinander geschlagenen Beinen



Traugott Leberecht Pochmann:
Bildnis eines sitzenden Mannes,
um oder bald nach 1800,
Öl auf Leinwand, 113 x 95 cm,
versteigert am 13. Februar 2010 im
Auktionshaus Satow (Deutschland),
gegenwärtiger Aufbewahrungsort
unbekannt

auf einem Stuhl mit rot bezogenem Polster sitzt, nach rechts seitlich gewendet an einem Tisch im nur angedeuteten Innenraum. Vor ihm liegen verschiedene Papiere, denen anscheinend eben noch seine Aufmerksamkeit gegolten hatte. Jetzt aber wendet er sich dem Betrachter zu, schaut ihn an, ohne eigentlich von ihm Notiz zu nehmen. Eine Hand hat er nachdenklich zum Kinn geführt, während die andere seitlich nach außen gedreht auf seinem rechten Oberschenkel ruht: Eine elegant gemeinte, von Van Dyck übernommene und nicht sehr glücklich, sondern etwas künstlich wirkende Geste, die Pochmann mehrfach verwendet hat.

Der gut aussehende und vergeistigt wirkende Dargestellte auf dem eben angesprochenen Bild, in dem man einen Poeten vermuten möchte oder zumindest jemanden mit weit reichen geistigen Interessen, trägt enge Kniehosen, Hemd, Halsbinde und helle Weste, darüber einen dunklen Rock – ganz der Mode in napoleonischer Zeit entsprechend. Das dunkle, lockige Haar rahmt ein verträumt wirkendes Gesicht. Man möchte die Erfahrungen von Pochmanns Frankreich-Reise der Jahre 1801/02 voraussetzen, um ein solches Bild zu erklären.

Die besondere Haltung der in die Hüfte gestützten und dabei mit der Hand-Innenfläche nach außen gedrehten, leicht abgewinkelten Hand, die der Verfasser auf Bilder von Anton van Dyck als Vorbild zurückführen möchte, kommt bei dem flämischen Maler nicht nur in Bildnissen vor, sondern auch auf Historienbildern, so auf dem Gemälde „Der heilige Ambrosius und Kaiser Theodosius“; von diesem großen Werk haben sich Exemplare im Kunsthistorischen Museum in Wien und in der National Gallery in London erhalten.⁴

Die Komposition dieses Bildes wird auf Peter Paul Rubens zurückgeführt, dem zeitweise und nicht ohne Grund auch das Bildnis eines Mannes in der Dresdner Gemäldegalerie zugeschrieben war, das zwar genau die beschriebene Haltung der Hand zeigt, aber so, dass die Hand-Innenfläche nicht sichtbar wird.⁵ Genau dem Typus der Hand jedoch, wie ihn Pochmann verwendet hat, begegnen wir auf anderen Werken von Van Dyck.

Denn der flämische Maler hat Bildnisse mit dieser nachlässig-elegant gemeinten Geste der abgewinkelt mit dem Hand-Rücken in die Hüfte gestützten Hand in unterschiedlichen Varianten später immer wieder geschaffen – und schon bei Rubens finden sich wie erwähnt Werke, die angeführt werden könnten.

Hingewiesen sei hier nur noch auf das große Bildnis von König Karl I. (1600–1649) in Staatsrobe, das sich in der Royal Collection in London befindet⁶ und auf das geradezu aufreizend arrogante Doppelbildnis von Lord John Stuart (1621–1644) und Lord Bernard Stuart, späterer

Earl of Lichfield (1622–1645) in der National Gallery in London; bei letzterem Bild gipfelt die ganze Haltung der Figur in der auf den Oberschenkel gestützten, verdrehten Haltung der behandschuhten Hand.⁷

Das eigentliche Vorbild für Pochmann dürfte jedoch das jugendliche „Selbstbildnis“ des Anton van Dyck in der Ermitage in St. Petersburg gewesen sein, das sich seit 1772 in der Sammlung von Katharina II. befand – und das durch den Stich von Jan van der Bruggen (geb. 1648/49?–ca. 1699) aus dem Jahre 1682 bekannt war.⁸ Dieses Selbstbildnis von Van Dyck hat eine Strahlkraft entwickelt und ist in einer Weise vorbildhaft für spätere Künstler gewesen, die kaum überschätzt werden kann.⁹

Van Dyck hat die in seinen Werken elegant und beinahe wie selbstverständlich wirkende Haltung der verdreht in die Hüfte gestützten Hand später noch mehrfach verwendet, doch dürfte es gerade das heute St. Petersburger Selbstbildnis gewesen sein, das Pochmann verleitet hat, es dem großen flämischen Maler nachzutun zu wollen.¹⁰ An einem solchen Beispiel zeigt sich jedoch, welche Virtuosität dazu gehörte, die etwas gezierte Pose glaubhaft erscheinen zu lassen – und der Dresdner Maler irrte nicht, wenn er im Gespräch mit einem Künstler bemerkt hatte: „wenn Sie und ich und alle Maler Dresdens in Eins verschmolzen würden, so würden wir noch nicht den zehnten Theil des Werthes der Leistungen Vandyks produziren können.“¹¹

Einen offensichtlichen Unterschied allerdings gibt es zu dem Selbstbildnis von Van Dyck, der diese verdrehte Handhaltung bei einer stehenden Figur angewendet hat: Pochmann jedoch zeigt, soweit bisher ersichtlich, nur Sitzfiguren in dieser Haltung. Dadurch wirkt die Hand bei ihm noch mehr geknickt und damit weniger entspannt.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, dass Pochmann seit seiner Jugend Kupferstiche gesammelt hat; sie machten einen großen Teil des Nachlasses aus; und wenn man sich die Frage stellt, wen von den älteren oder für ihn zeitgenössischen Künstlern Pochmann kannte, ja vielleicht sogar verehrte, so wird man darauf aufmerksam, dass sich in seinem Nachlass, der 1857 in Leipzig versteigert worden ist, viele Künstlerporträts befanden.¹² Ein Selbstbildnis von Van Dyck war nicht unter den Stichen, die 1857 versteigert worden sind; dafür mag es Gründe geben, beispielsweise, weil es die Erben entnommen hatten, selbst behalten wollten oder es gesondert verkauft haben. Aber dass Pochmann dieses berühmte Selbstbildnis von Anton van Dyck nicht gekannt haben sollte, ist schwer vorstellbar.

Allerdings gab es auch Bildnisse anderer Künstler, die das Motiv der abgewinkelten Hand zei-

4 Vgl. Susan J. Barnes, Nora de Poorter, Oliver Millar, Horst Vey: *Van Dyck. A Complete Catalogue of the Paintings*, Yale 2004, Nr. I. 86, I. 87, S. 86, 87.

5 Vgl. ebd., Nr. I. 120, S. 114. – Das Bild wird heute Van Dyck zugeschrieben: Dresden, Gemäldegalerie Alte Meister, Gal.-Nr. 960.

6 Vgl. Barnes u. a.: *Van Dyck* (wie Anm. 5), Nr. IV. 53, S. 471, 472.

7 Vgl. ebd., Nr. IV. 221, S. 602, 603. – Man vergleiche auch das Porträt Karls I. im Ornat des Hosenbandordens im Schloss Windsor; Gustav Glück: *Van Dyck. Des Meisters Gemälde. Mit 571 Abbildungen*, New York 1931, S. 382.

8 Vgl. Barnes u. a.: *Van Dyck* (wie Anm. 5), Nr. II. 26, S. 169, 170, 171.

9 Auch bei späteren holländischen Malern findet sich diese Handhaltung, deutlich sichtbar beispielsweise auf dem Bildnis des Dionijs Wijnands (1628–1673), das Jan van Noordt im Jahre 1664 gemalt hat und das sich im Rijksmuseum in Amsterdam befindet (inv. no. A 709); vgl. David A. de Witt, *Jan van Noordt: Painter of History and Portraits in Amsterdam*, London, Ithaca 2007, S. 186, Catalogue 52.

10 Vgl. auch das Bildnis eines Edelmannes mit Degen von Anton van Dyck im Louvre in Paris (Inv. 1248), das früher als Porträt des Malers Paul de Voss (1595–1678) gegolten hat und das um 1620 entstanden sein dürfte; vgl. Jacques Foucart: *Catalogue des peintures flamandes et hollandaises du musée du Louvre*, Paris 2009, S. 132.

11 Neuer Nekrolog (wie Anm. 1), S. 360-371.

12 Catalog der gewählten Kupferstichsammlung des Herrn Moritz Steinla [...] und des Nachlasses des Herrn T. L. Pochmann, Professor an der Königl. Sächs. Malerakademie zu Dresden, welche [...] öffentlich versteigert werden, Leipzig 1857.

Jan van der Bruggen (geboren 1648 oder 1649) nach Anton van Dyck (1599–1641): Selbstbildnis des Anton van Dyck, Schabkunst, 1682, 290 x 224 mm (Platte), 295 x 230 mm (Blatt) Staatliche Kunstsammlung Dresden, Kupferstich-Kabinett, Inv.-Nr.: A 32746



- 13 Tours, Musée des Beaux-Arts Richelieu, musée municipal Azay-le-Ferron, chateau, Tableaux français et italiens du XVII^e siècle. Direction des musées de France. Inventaires des collections publiques françaises, 27 (Bearbeitet von Robert Fohr), Paris 1982, S. 45-47, Nr. 34 (Abb. S. 46).
- 14 Musée National du Château de Versailles. Catalogue. Les Peintures. volumes II. Par Claire Constans, Paris 1995, Nr. 5755 (MV 3515), S. 1027.
- 15 Köln, Wallraf-Richartz-Museum, Katalog der Niederländischen Gemälde von 1550 bis 1800 im Wallraf-Richartz-Museum und im öffentlichen Besitz der Stadt Köln mit Ausnahme des Kölnischen Stadtmuseums, von Horst Vey, Annamaria Keating, Köln 1967, S. 50, 51, Nr. 2529.
- 16 Köln, Wallraf-Richartz-Museum, Katalog der Italienischen, Französischen und Spanischen Gemälde bis 1800, Köln 1973, S. 51-53, Nr. 1075.
- 17 C. H. Collins Baker, W. G. Constable: Die Malerei des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in England, Berlin 1930, Tafel Nr. 39; das Bildnis des Lionel Fanshave von J. Michael Wright.
- 18 Ebd., Tafel Nr. 64. – Man vergleiche auch das Bildnis von Wright, A Highland Chief, in Edinburgh, Scottish National Portrait Gallery.
- 19 Vgl. Ellis Waterhouse: Painting in Britain 1530 to 1790, Melbourne, London, Baltimore 1953, Abb. S. 56.
- 20 Wien, Palais Dorotheum, Auktionskatalog 9. April 2014, Alte Meister, II. Teil, S. 157, lot 837; vgl. F. Petrucci: Ferdinand Voet (1639-1689) detto Ferdinando de' Ritratti, Roma 2005, S. 144, 145, Nr. 22a, 22b
- 21 Vgl. Harold Newman: An Illustrated Dictionary of Jewelry. Thames and Hudson, London 1981, S. 38.

gen. Beispielsweise bewahrt in Tours das Musée des Beaux-Arts Richelieu, Musée Municipal Azay-le-Ferron, ein Reiterbildnis des Herzogs von Richelieu (1629–1715), das Charles de La Fosse (1636–1716) zugeschrieben wird; es zeigt den Herzog hoch zu Ross und könnte von Pierre Mignards Reiterbildnis König Ludwigs XIV. inspiriert sein.¹³ Lässig und elegant hat der Dargestellte die rechte Hand in die Hüfte gestützt. Armand Jean de Vignerot du Plessis, duc de Richelieu war ein Neffe des Kardinals Richelieu und großer Kunstsammler. Im Jahre 1665 verkaufte er Hauptwerke der Malerei aus seiner Sammlung an König Ludwig XIV.; diese Bilder befinden sich heute im Louvre. Erwähnt werden kann auch das lebensgroße Porträt in ganzer Figur, das ein unbekannter französischer Maler von Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne (1611–1675) geschaffen hat, als Allegorie auf dessen Siege im Jahre 1644; der nach links schreitende Vicomte de Turenne hat die linke Hand mit nachlässiger Gebärde abgewinkelt in die Hüfte gestützt.¹⁴ Auf einem Pastell-Porträt des Louis de France, Duc de Bourgogne (1682–1712), geschaffen von Joseph Vivien (1657-1734), das sich im Louvre in Paris befindet, hält der Dargestellte in der abgewinkelten rechten Hand, geradezu hinter seinem Rücken, die Geste motivierend, den Feldherrenstab; ein Kopie befindet sich im Château de Versailles (MV 3619). Doch unzählige weitere Beispiele ließen sich anführen, so Bildnisse von König Ludwig XIV. und selbst Werke, die schon um 1600 entstanden sein dürften; hier wird nur auf einige besonders deutliche Gemälde dieser Art hingewiesen. So besitzt das Wallraf-Richartz-Museum in Köln zwei Bildnisse, die sich in ähnlicher Art mit der angewinkelten und verdrehten Hand

auseinandersetzen. Das eine ist das Bildnis eines Mannes von Frans Hals¹⁵, das andere das Porträt eines unbekannt Malers von Vittore (Giuseppe) Ghislandi, auch Fra Paolotto und Fra Galgario genannt (1655–1743).¹⁶ Nennen wir schließlich noch das Porträt des James, erster Herzog von Hamilton, das Daniel Mytens d. Ä. (1599–vor 1648) im Jahre 1629 geschaffen hat¹⁷ sowie das Bildnis des Lionel Fanshave von J. Michael Wright.¹⁸ In verblüffender Weise hat auch Sir Peter Lely (1618–1680) die abgewinkelte Handhaltung von Van Dycks Selbstbildnis übernommen bei dem Gruppenbildnis der Familie des Charles Dormer, Earl of Carnarvon, gemalt um 1658/59.¹⁹ Ein besonderer Fall ist das Bildnis der jungen Christine von Schweden mit einem Löwen, gemalt in der Werkstatt des Ferdinand Voet (1639–1689), das bei der Versteigerung am 9. April 2014 im Dorotheum in Wien zum Aufruf gekommen ist.²⁰ Es zeigt die Dargestellte in verblüffender Situation und Haltung; Sie schreitet anscheinend unbeirrt nach rechts, in einer Landschaft, hinter sich links eine kannelierte Säule, weiter hinten dicht belaubte Baumkronen. Furchtlos legt sie einem Löwen die linke Hand auf den gewaltigen Schädel mit den deutlich sichtbaren Zähnen – und die Rechte hat sie in der beschriebenen Weise in die Hüfte gestemmt. Aber in dieser halb geöffneten rechten Hand hält sie einen durch die Arbeit des Gold- oder Silberschmiedes kugelig gefassten Bezoar als Schutz vor Vergiftung.²¹ Die Geste wirkt hier wie ein sichtbar gemachtes Geheimnis, wie der Hinweis darauf, dass die Dargestellte auf der Hut war, um ihr Leben zu schützen – und dass sie gleichzeitig mit der Kraft eines Löwen allen Angriffen trotzen wollte. Es sind jedoch, wie wir bereits an dem Kölner Beispiel gesehen haben, nicht nur Könige, Fürsten und Adlige, sondern auch Künstler schon im 17. Jahrhundert mit der abgewinkelten Hand dargestellt worden. Die Haltung galt als besonders vornehm; so zeigte Jean Tiger (1623–1698) den Maler Nicolas Loir (1624-1670) auf einem Bildnis, das er 1675 als Rezeptions-Bild für die Königliche Akademie in Paris eingereicht hat, mit eben dieser Handhaltung. Auch Pochmann ist diesem Darstellungs-Schema mehrfach gefolgt, so bei dem um 1805 entstandenen Porträt des Schauspielers Joseph Anton Christ.²² Der Dargestellte sitzt an einem Tisch, auf dem drei Bücher liegen und auf den er den linken Ellenbogen stützt, während die Hand mit dem ausgestreckten Zeigefinger die Schläfe und mit den drei anderen Fingern die Wange berührt. Die rechte Hand ist nach hinten abgewinkelt und nahe beim Körper auf den rechten Oberschenkel gestützt: eine wenig



links: Traugott Leberecht Pochmann: Bildnis des Schauspielers Joseph Anton Christ, um 1805, Öl auf Leinwand, Maße unbekannt, 1912 im Besitz von Rudolf Schirmer, gegenwärtiger Aufbewahrungsort unbekannt

rechts: Traugott Leberecht Pochmann: Bildnis des Sängers J. G. Bergmann, um 1805, Öl auf Leinwand, Maße unbekannt, 1912 im Besitz von Rudolf Schirmer, gegenwärtiger Aufbewahrungsort unbekannt

überzeugende Geste, die anscheinend dazu beitragen soll, den Eindruck nachdenklicher und doch entspannter Ruhe hervorzurufen.

Joseph Anton Christ (1744–1823) stammte aus Wien; er war ein bedeutender Charakterdarsteller. Wechselnde Engagements führten ihn u. a. nach Braunschweig, Leipzig und Berlin, nach Hamburg, St. Petersburg und Riga, nach Mainz, Prag und Dresden. Er war vermählt mit Isabella Maria Peixoto de Costa (aus Lissabon), zum zweiten Mal mit Fräulein Michelson und zum dritten Mal mit Johanne Amalie Karoline Schröder aus Freiberg, die er 1796 in Leipzig geheiratet hat.

Die auf seinem Porträt bemerkte, besondere Haltung der auf den Oberschenkel gestützten, abgewinkelten Hand finden wir auch bei dem Bildnis von Christs Schwiegersohn J. G. Bergmann.²³ Der jugendlich und verträumt wirkende Dargestellte, ein seinerzeit und bis in die 1820er Jahre in Dresden und Leipzig gefeierter Schauspieler und Sänger, sitzt seitlich nach rechts gewendet vor einer weiten Landschaft und dreht sich dem Betrachter zu, den er anschaut. Man könnte ihn für einen romantischen Dichter halten, würde man seinen Beruf nicht kennen. Die rechte, nach hinten abgewinkelte Hand stützt er nahe am Körper auf den rechten Oberschenkel, während die linke auf dem hochgestellten linken Knie ruht und ein Buch hält. Der Daumen ist zwischen die Seiten gelegt, so, als hätte der Leser nur für einen Augenblick die Lektüre unterbrochen, um sich dem Betrachter zuzuwenden. Andererseits wirkt der ernsthafte Blick in sich gekehrt und es ist, als würden wir den Porträtierten beim Rollenstudium beobachten. Rock, Weste und Halstuch sind – wie immer bei Pochmanns Männerporträts – der Zeit entsprechend und durchaus vornehm.

Pochmann hat auch Henriette Christ porträtiert, die Frau von J. G. Bergmann, also die Tochter von Joseph Anton Christ. Die beiden Bildnisse von Henriette und J. G. Bergmann nehmen aufeinander Bezug, wenden sich einander zu. Im Rücken der Dargestellten sind jeweils hohe Bäume angeordnet, vor ihnen ist die Landschaft offen. So sind sie als Gegenstücke erkennbar. Die Datierung stützt sich auf das etwaige Alter der Dargestellten und auf diesen Zusammenhang.

Schließlich soll noch darauf hingewiesen werden, dass dieses Motiv der abgewinkelten Hand schon in der Antike verwendet worden ist, so beim „Ausruhenden Satyr“ des Praxiteles, von dem sich eine Replik im Kapitolinischen Museum in Rom, eine andere in der Glyptothek in München erhalten hat.²⁴ Ein Abguss des Exemplars aus dem Kapitolinischen Museum befindet sich in der Dresdner Abguss-Sammlung.²⁵ Doch eindringlicher begegnet die beschriebene, von vielen Malern unterschiedlicher Schulen und Zeiten aufgegriffene Haltung der Hand bei dem erwähnten Selbstbildnis des von Pochmann hoch verehrten Anton van Dyck; er wird sein Vorbild gewesen sein.

Fragt man nach dem Ausdrucksgehalt der beschriebenen Geste, dann stellt man mit Erstaunen fest, dass ganz unterschiedliche Wirkungen mit der abgewinkelten, in die Hüfte gestützten Hand haben erzielt werden können, vom Eindruck der Furchtlosigkeit und Glaubenssicherheit, auch in historischen Szenen, bis hin zur überlegenen und demonstrativ zur Schau gestellten, manchmal sogar arrogant wirkenden Selbstsicherheit in Bildnissen; und immer konnte der Maler mit der Darstellung dieser komplizierten Handhaltung seine Virtuosität beweisen. Auch Pochmann hat es versucht.

22 Vgl. Rudolf Schirmer: Schauspielereleben im achtzehnten Jahrhundert, Erinnerungen von Joseph Anton Christ, Ebenhausen-München, Leipzig 1912, Abbildung nach S. 304. – Ernst Sigismund: Art. Traugott Leberecht Pochmann, in: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, von der Antike bis zur Gegenwart. Begründet von Ulrich Thieme, Felix Becker, hrsg. Hans Vollmer, Bd. 27, Leipzig 1933, S. 169. – Harald Marx: „Hier fand er so viel Beschäftigung [...]“. Traugott Leberecht Pochmann als Porträtist in Leipzig, in: Sächsische Heimatblätter 58 (2012) 2. Heft, S. 114-135.

23 Vgl. Schirmer, Schauspielereleben (wie Anm. 24), Abbildung vor S. 289. – Sigismund: Art. Pochmann (wie Anm. 24), S. 169; Marx, Hier fand (wie Anm. 24).

24 Vgl. Peter C. Bol (Hrsg.): Die Geschichte der antiken Bildhauerkunst. II. Klassische Plastik. Schriften des Liebhause, Museum alter Plastik, Frankfurt am Main, Mainz 2004, Abb. 294, 295 a-f.

25 Staatliche Kunstsammlungen Dresden. Bildwerke des Altertums in Abgüssen. Aus dem Albertinum zu Dresden, Dresden 1953, S. 104, Nr. 168.

Autor

Prof. Dr. Harald Marx
Dresden



Carl Adolph Gottlob von Schachmann (?): Ansicht des Tempels von Luxor, Pinsel in Wasserfarben und Feder in Tusche über Graphit
 Kulturhistorisches Museum Görlitz, OLH 18 – unverzeichnet
 Foto: Kai Wenzel

Carl Adolph Gottlob von Schachmann (1725–1789) und der Orient

Rüdiger Kröger

Carl Adolph Gottlob von Schachmann: Exlibris, Sphinx mit dem Wappen der Familie von Schachmann, Radierung, undatiert
 Kulturhistorisches Museum Görlitz
 Foto: Kai Wenzel



Das Thema mag überraschen, denn dafür, dass der weit gereiste Erbauer des Schlosses Königshain, Carl Adolph Gottlob vom Schachmann¹, selbst im Orient gewesen sei, ist bisher keine schriftliche Quelle bekannt. Auch seine Bibliothek, enthielt – soweit dies rekonstruierbar ist – nur zwei Werke explizit zu ägyptischen Themen.² Und dennoch muss Schachmann eine Leidenschaft für den Orient, insbesondere Ägypten, entwickelt haben. Sichtbares Zeichen dafür ist sein selbst radiertes, vermutlich in den 1770er Jahren entstandenes Exlibris. Originellerweise dient dem Oberlausitzer Adeligen nicht etwa ein Löwe, sondern ein Sphinx als Schildhalter seines Wappens.

Schachmanns Beziehung zu Ägypten reicht dabei etwa 20 Jahre weiter zurück. In seinem Herrnhuter Umfeld ergab sich nämlich die Möglichkeit, mit Personen in Verbindung zu kommen, die selbst in Ägypten gewesen waren.

So hielt sich z. B. 1751/52 der Admiral, Orientreisende und Abenteurer Pierre Joseph Le Roux, Comte Desneval († 1757?)³ in Herrnhut bzw. Berthelsdorf auf. Er hatte bereits zuvor mit Zinzendorf in London Pläne für eine Reise nach Abessinien (Äthiopien) geschmiedet.

Dann schmarotzte er bei den vornehmen Mitgliedern der Brüdergemeine in Herrnhut, wo er teilweise wohlwollende Unterstützung, ja Begeisterung fand, teilweise auf Ablehnung stieß. Desneval war auch in Abwesenheit Tischgespräch, wie aus dem Tagebuch der mit Schachmann befreundeten Sowphie Auguste von Schrautenbach hervorgeht: „Abends hatten wir den Carles bey uns zu Tische. Der Discours war immer von D’Esnevals.“⁴

Bereits 1750 war der Herrnhuter Bruder und Arzt Friedrich Wilhelm Hocker (1713–1782) von einer mehrjährigen Missionsreise in den Orient (Syrien, Persien, Ägypten) zurückge-

Unbekannter Künstler: Zinzendorf und Desneval studieren 1751 in London Landkarten von Abessinien, um 1752
Unitätsarchiv Herrnhut, GS 579



kehrt.⁵ Er dürfte Schachmann mit den ersten verlässlichen Berichten aus dem Orient versorgt haben. Hocker betreute auch Schachmanns todkranke Frau, konnte ihr aber medizinisch nicht mehr helfen. 1752 bis 1755 war er erneut in Kairo tätig. Dort traf er wieder mit Desneval zusammen und hat mit ihm einige leidvolle Erfahrungen machen müssen.⁶ Bei seiner erneuten Rückkehr wusste er manch seltsame Dinge davon zu berichten, wie etwa bei einem im Tagebuch des Grafen Heinrich XXXI. Reuß dokumentierten Spaziergang in nobler Gesellschaft:

„Ich und Heinrich XXVIII. schlugen einen Spa-

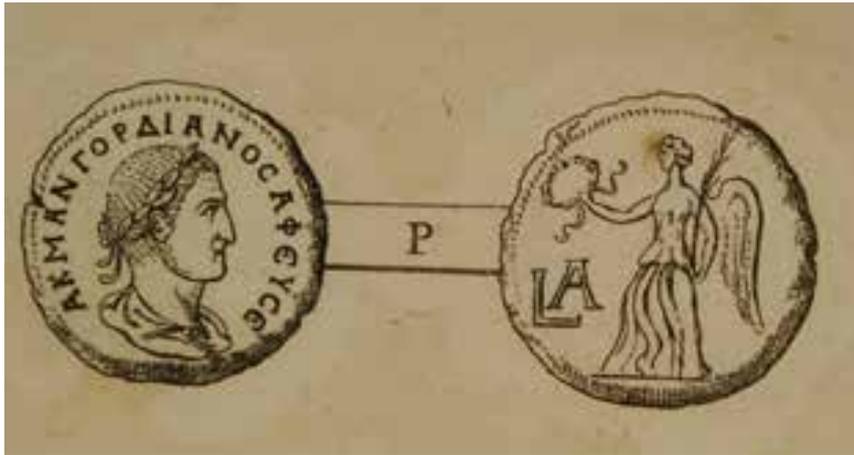
ziergang vor und nahmen Nicolas Watteville und Charles [Schachmann] mit: wir gingen durch den Herrschaftsgarten, herunter ins Tal und so zu den Sieben Stücken [Wiesen] [...] In den Sieben Stücken trafen wir Hocker und Luedeke und vergnügten uns bei dem lieblichen Spaziergang, dem hierherum keiner gleicht. Wir redeten viel vom Grafen Desneval, und Hocker erzählte hässliche Dingen von ihm.“⁷

In Ägypten waren es die Herrnhuter gewöhnt, die landesübliche Kleidung zu tragen. „Denn es kommt den Leuten hier sehr wunderlich vor, wenn sie jemand in europäischer Kleidung sehen.“ heißt es im offiziellen Kairoer Tagebuch.⁸ Hocker brachte, wie später auch andere, seine ‚türkischen‘ Trachten aus Ägypten mit. Es verbreitete ein exotisches Vergnügen, wenn sich Hocker dann und wann ‚türkisch‘ kleidete und auch seine Freunde entsprechend ausstaffierte. Einmal war Hocker mit einem jüngeren ledigen Bruder namens Benjamin Latrobe (1728–1786) in dieser Verkleidung zu Gast bei Zinzendorf, der mitanwesende getaufte Türke Ernst Albert Carl Christiani († 1784)⁹ machte dazu einen guten türkischen Kaffee.¹⁰ Etwa ein Jahr später waren Hocker und Latrobe wieder verkleidet, diesmal im Herrnhuter Brüderhaus und Schachmann war diesmal mit von der Partie:

„Hocker lud uns zu einem türkischen, das heißt, einem sehr guten Kaffee ein. Er selbst hatte seine besten türkischen Kleider angelegt und seinen Doktorhut aufgesetzt, Charles [Schachmann] seine zweitbesten, und er trug einen Schnurrbart. Benny [Latrobe] zog die Reste von

Christian Ludwig Krügelstein:
Friedrich Wilhelm Hocker
(1713–1782), Arzt in Kairo, 1768
Unitätsarchiv Herrnhut, GS 383





Carl Adolph Gottlob von Schachmann: Münze des Kaisers Gordian filius (ca.192–238), aus einem Hortfund (1760) in Oberägypten
aus: Schachmann, Catalogue raisonné..., Leipzig 1774, S. 118

Hockers Kleidern an. Charles sah großartig aus und sehr fein, das volle, runde Gesicht und der kurze Hals passten wunderbar zum türkischen Kostüm, sein Schnurrbart veränderte sein Gesicht so sehr, dass viele Brüder bei ihrem Leben nicht sagen konnten, wer es sei. Und [selbst] Friedrich Watteville erkannte ihn überhaupt nicht. Eine große Versammlung kam dann in Andresens Stube zusammen, probierte den türkischen Kaffee, und nur Benny [Latrobe] war traurig gestimmt, weil er so eine schlechte Figur machte, so dass Hocker ihn [schließlich] einen Türken nannte, der ein Christ werden würde. Hocker ging dann im Haus in allen Stuben herum und verbreitete viel Freude unter den Brüdern. Einige Brüder standen ehrfürchtig von ihren Plätzen auf und nahmen ihre Mützen ab vor dem fremden Herrn, den sie – aus der Nähe betrachtet – nur allzu gut erkannten.¹¹

Hocker war es denn wohl auch, der von einem weiteren Aufenthalt in Ägypten (1757–1761) archäologische Objekte für Schachmann mitbrachte. Ein Hauptinteresse Schachmanns bestand in der antiken Numismatik. Seine überschaubare, aber besonders exquisite Sammlung dokumentierte Schachmann in einem von ihm selbst angefertigten und mit eigenen Radierungen illustrierten Katalog (1774).¹² Nur selten gibt Schachmann genauere Angaben über Fundorte oder Erwerbungsbeziehungen. Die Tatsache aber, dass dies gerade für 1759 und 1760 in Ägypten entdeckte Münzen aus der Nähe von Kairo bzw. Oberägypten der Fall ist, erlaubt die Vermutung eines Reisemitbringsels von Hocker, ohne das bisher ein direkter Beweis gelungen wäre. 1765 war Schachmann jedenfalls im Besitz einer dieser Münzen. Das geht aus einem Brief des Direktors der Antikensammlung in Dresden, Johann Friedrich Wacker, hervor, in welchem er nicht nur die Zuschreibung der Münze diskutiert, sondern sich auch für vier kleine Antiken bedankt, die Schachmann, als einer der ersten privaten Förderer, der kurfürstlichen Sammlung geschenkt hatte. Es

handelte sich dabei um eine Bronzefigur der den Horus stillenden Isis und drei kleineren Porzellanfiguren, die als „Isis averrunca“, d.h. der die bösen Geister vertreibenden Isis bezeichnet wurden.¹³ Wacker bedankt sich darüber hinaus für ein persönliches Geschenk: „Vor die mir guttigit geschenckten Mützen sage unterthänigen Dank, die etlichen nummo aegyptiacae fabricas sind mir willkommen gewesen, weil ich bis daher noch nicht einen einzigen dieser Art habhaft werden können.“¹⁴

Als Nathanel Gottfried Leske 1782 Schachmann in Königshain besuchte, sah er nicht nur „verschiedene ser seltene egyptische Idolen von Bronze und der sogenannten Porzellanerde“¹⁵, sondern auch „verschiedene Arten von Granit aus Egypten. Kalkstein, ebendaher. Muschelmarmor, von den Piramiden bei Gize“¹⁶. Wann und von wem Schachmann diese erwarb, ist unbekannt. Die knappe Beschreibung der Idole entspricht derjenigen von Objekten, die Schachmann fast zwanzig Jahre zuvor der Galerie in Dresden geschenkt hatte. Schachmann muss also eine ganze Anzahl ähnlicher Stücke besessen haben. Die Gesteine aus Ägypten möchten aber vielleicht erst kurz zuvor erworben worden sein, weil sich Schachmann vermutlich erst ab 1779 mit der Geologie, insbesondere seiner Königshainer Berge, befasst hatte.¹⁷

Nach Gründung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften bereicherte Schachmann auch deren Kuriositäten- und Naturalienkabinett durch verschiedene Schenkungen, unter anderem mit Ethnographica aus den Missionsgebieten der Brüdergemeine. Für das Jahr 1780 registriert die Zugangsliste „Ein türkisches Schreibzeug von Siegelerde. Geschenk von Schachmann“.¹⁸ Dabei könnte es sich ebenfalls um in Objekt aus Ägypten gehandelt haben. In einer zeitgenössischen Publikation findet sich für den Gebrauch eines solchen „Schreibzeuges“ eine anschauliche Beschreibung.

„In Constantinopel, Smirna, Aegypten, Syrien und Palästina habe ich gefunden, daß die Schreiber so wohl vornehmer Herren, als auch der Gesetze, die Schreibmeister der Schüler, wie auch viele Kaufleute, ihr Schreibzeug, als das Dintenfaß und das Pennal, hinter dem Gurt, womit sie ihren Unterrock bey den Hüften zusammengürten, anstecken. In dem Busen haben sie ein ledernes Behältniß des Papiers. Wenn sie nun etwas zu schreiben haben, so nehmen sie aus dem Busen Papier, ergreifen die Feder, öffnen das Dintenfaß, welches hinter dem Gurt stecken bleibet, legen das Papier auf ihre linke Hand, wie wir auf den Schreibtisch, und schreiben also.“¹⁹

Für die Frage, wie Schachmann an diese Objekte gelangt sein mag, ist man vorerst auf Vermutungen angewiesen. Zuerst ist an die Möglich-



keit zu denken, dass es sich um persönliche „Mitbringsel“ von Herrnhuter Missionaren handeln kann. Hocker ist, wie bereits angedeutet nicht wieder aus Ägypten zurückgekehrt; wie etliche andere der ausgesandten Herrnhuter Brüder – Frauen wurden in das islamische Land nicht entsandt – verstarb er in Ägypten. Kurze Zeit zuvor war John Antes (1740–1811) nach zwölfjährigem Dienst in Ägypten aufgebrochen und kam 1782 nach Herrnhut zurück, um der Synode einen persönlichen Bericht über den Stand der Arbeit zu liefern. Wie er in seinen 1801 in deutscher Übersetzung erschienenen ‚Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Ägypter‘ an zwei unterschiedlichen Stellen mitteilt, hat er Naturalien aus Ägypten mit nach Sachsen gebracht. Er erwähnt zunächst eine Probe vom Nilwasser, das angeblich niemals in Fäulnis geriete: „Ich habe selbst eine kleine Flasche voll davon mit nach Europa gebracht, die ich in einem Naturalienkabinet in Sachsen gelassen habe, und das nie einige Spuren von Gährung zeigte.“²⁰ Das zweite Objekt, welches er nennt, ist ein ausgestopftes Krokodil von beachtlicher Größe. Bei dieser Gelegenheit erwähnt er auch den konkreten Aufbewahrungsort im „Naturalienkabinette zu Barby in Chursachsen“.²¹ Mit merklichem Stolz berichtet er weiter: „Dieses [Krokodil] ist, besonders in Ansehung des Umfangs, bei weitem das Größte, das ich jemals in irgend einem Naturalienkabinette gesehen habe. Es maaß in der Länge beinahe sechzehn Fuß.“²² Das Naturalienkabinett in Barby gehörte zu den dortigen Einrichtungen der Brüdergemeinde. Es unterstand der Aufsicht von Dozenten am Theologischen Seminar, dem Ort, wo nicht nur künftige Theologen und Lehrer ausgebildet wurden, sondern auch Juristen und Mediziner zumindest die anfängliche Un-

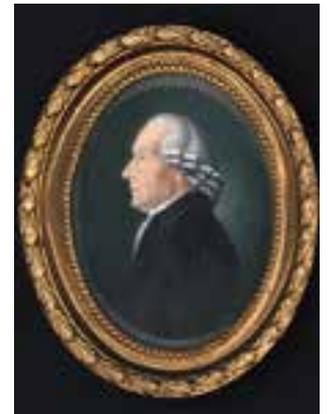
terweisung in ihren Studienfächern erhielten. Das Kabinett ist wahrscheinlich bereits 1755 angelegt.²³ Eine handliche Sammelanweisung des damaligen Verantwortlichen, Johann Jacob Bossart (1721–1779), zum Gebrauch der Missionare, die die hauptsächlichen Einlieferer darstellten²⁴, erschien 1774 im Druck.²⁵ Inventarverzeichnisse liegen ab diesem Jahr vor und zeigen nicht so sehr ein großes Interesse an „Kuriositäten“, sondern unterstreichen vielmehr die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Interessen der Herrnhuter. In der Tat stößt man im Katalog der „Kunst-Sachen“²⁶ auf 17 Nummern, die entweder direkt aus Ägypten stammten oder über Ägypten aus dem Orient nach Barby gelangt waren. Je vier Objekte wurden von John Antes und Georg Heinrich Wieniger (1745–1815) eingeliefert. Bei den übrigen Objekten fehlt eine Angabe des Sammlers. Leider existiert das Kabinett nicht mehr. Mit der Aufgabe der Herrnhuter Niederlassung in Barby zog es 1808 nach Niesky um, wobei übrigens die Beine des unter einen Wagen gebundenen Krokodils auf dem Wege verloren gegangen waren.²⁷ In Niesky wurde das „Museum“ zum Großteil bei Ende des Zweiten Weltkrieges zerstört. Reste des ehemaligen Kabinetts sind jedoch in das Völkerkundemuseum nach Herrnhut gelangt, wo immerhin noch acht Katalognummern aus Ägypten identifizierbar sind. Besondere persönliche Bedeutung für Antes hatten ein Strick zum Halten der Füße und eine sogenannte „Korbatsche“, d.h. ein „Stock aus der Haut des Nielpferdes geschnitten, womit die Araber bey Cairo dem Br. John Antes Schläge auf die Fußsohlen gaben.“ Das „Kosten“ dieser Ethnographica beschrieb Antes sehr ausführlich in seinen Beobachtungen. Der Hergang ist kurz dieser:

„Jeder von den Leuten, die den Stock mit der Kette fassen, vermittelst dessen die Füße so in die Höhe gehalten werden, daß sie eine horizontale Stellung haben, hält eine Korbatsche in der Hand, womit sie auf Befehl ihrer Herren wechselsweise wie Drescher darauf los schlagen. Wenn jemand die Bastonade bekommt, so sagt man, daß er die Korbatsche erhält, manchmal aber auch, daß er dieselbe kostet.“²⁹

Die Bastonade bescherte ihm ein lang anhaltendes schmerzhaftes Andenken.

Dass der als Geigenbauer, Uhrmacher und Erfinder³⁰ mechanisch und als Komponist³¹ musisch interessierte Antes gerade ein fein verziertes Instrument, vermutlich eine arabische Kamanche (Stachel- oder Spießgeige) mitbrachte, darf nicht verwundern. Der Tischler Wieniger brachte ein Jahr später (1783) neben einem Paar verzierter Stelzsandalen für Frauen (arabisch: qabqab)³² vor allem Gegenstände des alltäglichen religiösen Gebrauchs (Kreuz, „Rosenkränze“) mit. Um als Mitbringsel 1780 im

John Antes (1740–1811),
1770–1782 Uhrmacher in
Ägypten, um 1785



Georg Heinrich Wieniger
(1745–1815)

Unbekannter Künstler: Ruine „Alt-Cairo“ am Heinrichsberg in Herrnhut, 1773 errichtet von Samuel Roller, um 1775
Unitätsarchiv Herrnhut, TS Mp.12.2



Besitz Schachmanns gewesen zu sein, kamen Antes und Wieniger als Überbringer des türkischen Schreibzeugs allerdings zu spät aus Ägypten. Man wird daher entweder an eine ältere Erwerbung von Hocker oder eine Zusendung auf dem „Postwege“ denken müssen.

Es zog nicht nur Hocker immer wieder, letztmals 1767, nach Kairo. Insgesamt wurde etwa ein Dutzend Herrnhuter nach Ägypten entsandt, um unter den koptischen Christen zu wirken; die Hoffnung auf eine Mission unter den Nichtchristen hatte man aufgeben müssen. Augustin Samuel Roller, von Beruf ein Chirurgus, träumte über viele Jahre von einem Einsatz in Ägypten; sicherlich nicht zuletzt angeregt von Hocker, mit dem er zusammen im Haus der ledigen Brüder lebte, wenn Hocker in Herrnhut war. Seine Sehnsucht war so groß, dass er 1773 am Heinrichsberg in Herrnhut eine Ruine erbaute bzw. erbauen ließ, „Alt Cairo“ genannt. Heute gibt nur noch die Reproduktion eines verlorenen Aquarells einen bildlichen Eindruck

von dem Bauwerk, dass ansonsten verschwunden ist. Besucher der 1770er Jahre wie Adolf Traugott von Gersdorf³³ oder der Graf Friedrich Ulrich zu Lynar berichten davon in ihren Reisetagebüchern; letzterer erblickte darin „eine Nachahmung von Alt-Cairo. Das Haus aber sieht mehr einer eingefallenen Hütte, als den Ueberbleibseln alter Pracht ähnlich. Ein empfindsamer Chirurgus Namens = = =, fühlte in Herrnhut einen Trieb nach Alt-Cairo, der endlich so dringend war, daß er dieses Monument erbauete: jetzt befindet er sich in dem wirklichen alten Cairo.“³⁴

Doch noch einmal zurück zu Schachmann selbst. Ähnlich wie Roller fühlte er sich nach Ägypten hingezogen. Als Roller und Wieniger ihren Ruf nach Ägypten erhielten, äußerte er sich „wie ihm nicht lieber seyn könnte, als wenn er von der U[nitäts]Ä[ltesten]C[onferenz] einen Auftrag erhielte, den Bruder Roller und seinen Gefehrten nach Cairo zu begleiten. Er hoffe nicht nur, diesen Brüdern auf ihre Reise mit der französischen und italiänischen Sprache nützlich dienen zu können, sondern verspreche sich auch davon einen eigenen Segen für sein Herz und seinen in so mancherley Connexionen verwickelten Gang, von welch er bey Gelegenheit einer langen Reise am ersten loszukommen hoffe.“³⁵

Doch die Kirchenleitung, die von dieser Äußerung Schachmanns in Kenntnis gesetzt worden war, ahnte, dass manche „Neben-Absichten“ im Spiel seien: „ob das Anerbieten des Bruders Schachmann von allen Neben-Absichten befreiet, und ob nicht die Begierde Italien und allerley Antiquitaeten und andere Seltenheiten zu sehen damit verbunden sey. Überdem äuserte man sich, daß er wohl ein leichteres und wirksamers Mittel wählen könnte, sich seiner vielen

Halsfragment einer Kamanche (Stachel oder Spießgeige), gesammelt von John Antes, vor 1782



Welt-Bekantschaften zu entschlagen, wenn er nemlich öfter und länger in Herrnhuth seinen Aufenthalt näme.“³⁶

Nichts desto trotz versicherte sich die Kirchenleitung durch den seinerzeit üblichen Gebrauch des Loses von dem göttlichen Willen in dieser Frage. Das Los war negativ und so wurde aus Schachmanns Reise in den Orient nichts. Die Neugier und das kunstgeschichtliche Interesse Schachmanns, die ihn wohl von Jugend an begleitet hatten, teilten seine Zeitgenossen innerhalb der Brüdergemeine kaum, wie an dem Bericht über einen Besuch der Cheops-Pyramide bei Gizeh, die von den Herrnhutern immerhin aufgesucht wurde, deutlich wird:

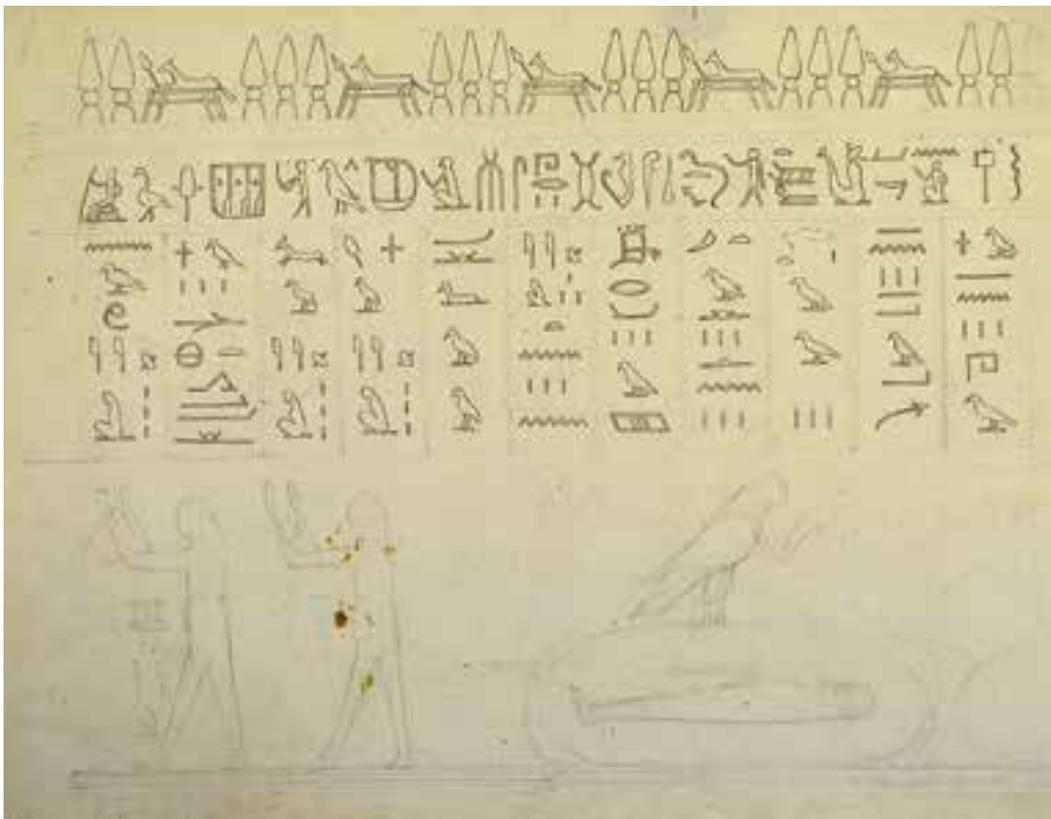
„Des folgenden Tages früh ritten wir zu denen 2 grossen Piramiden 1½ Meilen von Gisa. In die gröste und renommirteste krochen wir hinein. Der erste Gang, der etwa 50 Schritt lang ist und von Norden nach Süden schräg hinunter geht, wurde am Ende so enge, daß ich mir nicht traute durchzukommen. Bruder C[ossart] aber, der hinter mir drein kam, encouragirte mich sehr, ihm wacker voranzugehn, welches ich denn that und mit genauer Noth durchkam. Dann führte uns ein anderer Gang Westwärts in die Höhe in einen kleinen Saal, dessen Fuß-Boden ein purer Stein-Haufe und die Einwohner Fledermäuse waren. Von hier stiegen wir weiter hinauf in den obersten Saal, in welchem ein fast unausstehlicher Dampf war. Nachdem wir uns ihn ein wenig mit brennenden Wachskerzen besehen hatten, sangen wir den Vers: Herr Ze-



baoth, du wahrer Gott etc. Alsdenn kehrten wir bald wieder um und waren sehr erfreut, daß wir aus diesem fürchterlichen Monument wieder in die freye Luft kamen; und so langten wir gegen Abend wieder in Cairo an.“³⁷

In Schachmanns Kupferstichsammlung sucht man vergeblich nach einer Abbildung von ägyptischen Altertümern. Wahrscheinlich waren ihm bereits kursierende Abbildungen künstlerisch zu dürftig und zeigten einen zu unbefrie-

Stelzsandalen (qabqab), gesammelt von Georg Heinrich Wieniger (1745–1815), um 1810



Carl Adolph Gottlob von Schachmann (?): Ägyptische Hieroglyphen, Graphit Kulturhistorisches Museum Görlitz Foto: Kai Wenzel

digenden Grad an Exaktheit, als dass sich Schachmann dazu entschließen konnte, sie zu erwerben. Allerdings ist unter seinen Zeichnungen immerhin eine Abzeichnung von Hieroglyphen vorhanden. Vermutlich handelt es sich um eine Inschrift eines der Objekte in seiner Sammlung. Die nur schwach erkennbaren Figuren auf dem unteren Teil des Blattes erscheinen links in der Haltung wie bei einer Opferhandlung, jedoch halten sie scheinbar keine Opfergaben in Händen. Rechts ist eine Mumie in einer Kartusche zu sehen, auf der der Horusfalke sitzt. Genaueres wird aber erst zu erfahren sein, wenn sich Spezialisten an die Identifizierung des Textes machen.

Jüngst wurde von Kai Wenzel in den Görlitzer Kunstsammlungen eine Federzeichnung des Tempels von Luxor entdeckt.³⁸ Die auf ihr enthaltenen Farbangaben sowie Detailstudien zweier Köpfe zu Staffagefiguren sprechen dafür, dass die Zeichnung vor Ort entstand. Der Quadratur nach zu schließen, sollte es in ein vergrößertes Gemälde umgesetzt werden. Dies lässt nun doch noch an eine eigene Orientreise Schachmanns denken. Im Spätsommer 1775 nahm Schachmann bei drei Gläubigern zusammen 1100 Taler auf. Anschließend klappt bisher eine Lücke von mehreren Monaten bis Mitte 1776 in seinem Itinerar.

- 1 Zu Schachmann siehe v.a. [Schmidt, Christian Samuel: Nachruf auf] Karl Adolph Gottlob von Schachmann. In: Lausitzisches Magazin, Viertes Stück, vom 28ten Februar, 1789, S. 55–59; Denkschrift, auf Herrn Karl Adolph Gottlob von Schachmann auf Königshain und Oberlinda. In: Lausitzische Monatsschrift 1793. April. Viertes Stück, S. 200–212 und Mai. Fünftes Stück, S. 257–273; Otto, G. F.: Lexikon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und jetztlebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler, 3. Band, Görlitz 1803, S. 125–127; Reuß, Eleonore Fürstin: Carl v. Schachmann. Ein Bild aus dem geistigen Leben des 18. Jahrhunderts. In: Allgemeine konservative Monatsschrift für Politik, Literatur und Kunst, 54 (1897), S. 33–45, 171–181; Orphal, Horst: Karl Adolph von Schachmanns Leben und Apologie für Zinzendorf. In: Unitas Fratrum, 9 (1981), S. 70–101, und Lemper, Ernst-Heinz: Carl Adolph Gottlob von Schachmann. Zittau 2001.
- 2 „Historie Anc[ienne] Des Egyptiens, [Des] Carth[aginois], [Des] Assyriens, [Des] Babyloniens, Des Méd[es] [Et des] Pers[es], [Des] Maced[oniens], [Des] Grècs. Par M. [Charles] Rollin. Amsterdam 1733 {6 Bd.}“ „Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois. Par Mr. [Cornelius] de P[auw], Berlin 1773. T. I. II.“ (Verzeichniß der zum Familien-Fiedeicommiß und Majorats-Gute Königshayn Ober und Niedern Antheils gehörigen Bibliothek: SStA – StFilA Bautzen, 50156 – Gutsherrschaft Königshain, 233, fol. 102–118; hier fol. 111v und 117r).
- 3 Zu Desneval siehe Kjølens, Frits Hammer: Roko-

kogreven Pierre d’Esneval og Christian VIs etiopiske projekt. Aarhus 1968; ergänzend dazu Manukyan, Artur: Konstantinopel und Kairo – Die Herrnhuter Brüdergemeine im Kontakt zum Ökumenischen Patriarchat und zur Koptischen Kirche. Interkonnektionelle und interkulturelle Begegnungen im 18. Jahrhundert. Würzburg 2010 (Orthodoxie, Orient und Europa, 3) [zugl. Hochschulschrift: Göttingen, Univ., Theol. Fak., Diss. 2009], S. 212–221.

- 4 Tagebuch der Sophie Auguste von Schrautenbach, zum 28. Juni 1752 (Unitätsarchiv Herrnhut, künftig: UA, R.21.A.160).
- 5 Zu den Aktivitäten der Herrnhuter im osmanischen Reich siehe Makukyan, Konstantinopel und Kairo (wie Anm. 3).
- 6 Manukyan, Konstantinopel und Kairo (wie Anm. 3), S. 220 f.
- 7 „There being no Liturgys[!], I & Henrich [XXVIII. Reuß] proposed a walk, & took Nicolas Watteville & Charles a long, we went thro the Herrschafsts Garten, down in the Valey & so to the 7 Meadows; [...]. in the 7 Meados we found Hoker & Luedeke; & diverted us on the lovely walk the like is not hereabouts but in these Meadows. We disc[oursed] much of Count Desneval, & Hoker related odd Stories of him.“ (Tagebuch Heinrich XXXI. Reuss gen. Ignatius, zum 9. Mai 1756: UA, R.21.A.146. IV).
- 8 Tamcke, Martin / Manukyan, Arthur (Hg.): Herrnhuter in Kairo. Die Tagebücher 1769–1783. Göttingen 2012. (Orthodoxie, Orient und Europa, Bd. 5 = Herrnhuter Quellen zu Ägypten, Bd. 1), S. 58
- 9 Vgl. Philipp, Guntram: Integrationsprobleme im 18. Jahrhundert. Ein Türke am Weimarer Hofe und bei den Herrnhutern. In: Pietismus und Neuzeit, 33 (2007), S. 99–127.
- 10 Tagebuch Heinrich XXXI. Reuß gen. Ignatius, zum 3. Oktober 1755 (UA, R.21.A.146.III).
- 11 Hoker inviting us to a Turkish, i.e. very good Coffee; he dressed himself in his best turkish Cloaths, & his Doctors-Cap; Charles in his second best, & had einen Schnurrbart; & Benny dressed himself in the remains of Hokers Cloaths; Charles lookd’ grand & very fine, the full & good Face & short Neck belonging to the turkish beautifull Dress, but his Whiskers made so changed his Face, that many Br[etheren] could not tell for their Lives, who it was; & Frederic Watteville did not know him at all; a great assembly then met in Andrews room, tasted the turkish Coffee; & Benny was sadly plagued he cutting an odd Figure, & Hoker calling him a Turk, which will become a Christian. Hoker then went about in the house in all the rooms & made a great Joy among the Br[etheren], some Br[etheren] got up from their places, frigh-tend, & took of their Caps for the strange Gentleman, whom they after looking narrowly, knew very well. (Tagebuch Heinrich XXXI. Reuß gen. Ignatius, zum 23. April 1756 : UA, R.21.A.146.IV).
- 12 CATALOGUE RAISONNÉ D’UNE COLLECTION DE MÉDAILLES. à LEIPZIG, de l’Imprimerie de B[ernhard] C[hristoph] Breitkopf & Fils [1774].
- 13 Vgl. Inventar Dresden-Antikensammlung (1820/33), fol. 34v: Nr. 152: Isis, die den Horus säugt, Bronze. Inventar Dresden-Antikensammlung (1765) – Reinschrift. SStA – HStA Dresden, Kunstsammlungen Dresden – Inventare, 495 (= SK Dresden, Mikrofilm 80): Isis mit Horus, Bronze auf schwarz gebeiztem hölzernen, runden Postament, Höhe: 5½ Zoll. (F.A.12.) [fol. 93r]; Isis averrunca, a. weiß-grünliches Porzellan, Höhe: 4 Zoll, b. türkisblaues Porzellan; Höhe: 3½ Zoll, c.

- türkisblaues Porzellan; Höhe: 3 Zoll (F.A.13–15) [fol. 146v].
- 14 Johann Friedrich Wacker an Carl Adolph Gottlob von Schachmann. Dresden, 10. Februar 1765. OLB Görlitz, Nc III 533 [#2]. Wacker gedenkt im Kontext der Numismatik 1767 Hockers: „Dem charmanten Herrn Doctor Hocker wünsche eine glückliche Reise.“ (Wacker an Schachmann. Dresden, 16. März 1767; ebd. [#4]).
- 15 Leske, Nathanael Gotfried: Reise durch Sachsen in Rücksicht der Naturgeschichte und Ökonomie. Leipzig: J. G. Müllersche Buchhandlung, 1785, S. 171.
- 16 Ebd.
- 17 BEOBACHTUNGEN UEBER DAS GEBIRGE BEY KEOENIGSHAYN IN DER OBERLAUSITZ. | DRESDEN, 1780. In der WALTHERISCHEN Hofbuchhandlung.
- 18 Anzeige von den Sammlungen, II (1781), S. 43.
- 19 Beobachtungen über den Orient aus Reisebeschreibungen. Dritter Theil welcher die Zusätze der neuen und vermehrten englischen Ausgabe enthält. Aus dem Englischen. Hamburg bey Carl Ernst Bohn. 1779, S. 480 (nach Schulzens Reisen, V, 330ff.).
- 20 Antes, John: Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Aegypter, über die Nilüberschwemmung und ihren Einfluß, nebst Bemerkungen über die Pest und andere Gegenstände während eines zwölfjährigen Aufenthaltes zu Kahira und in seiner Nachbarschaft niedergeschrieben. Aus dem Englischen mit Anmerkungen übersetzt. Gera und Leipzig: Wilhelm Heinsius der Jüngere, 1801, S. 72.
- 21 Ebd., S. 77.
- 22 Ebd.
- 23 Zu den Anfängen der Kunst- und Naturaliensammlungen in der Brüdergemeinde siehe Augustin, Stephan: Vom Naturalienkabinett zum Völkerkundemuseum. Zur Geschichte ethnographischen Sammelns innerhalb der Evangelischen Brüder-Unität (Herrnhuter Mission). In: Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, 41 (1997), S. 81–89; ders.: Das Naturalienkabinett in Barby – Anfänge des naturkundlichen und völkerkundlichen Sammelns in der Evangelischen Brüder-Unität. In: Unitas Fratrum, 55/56 (2005), S. 1–16; ders.: „Vielen einen Genuß und Belehrung gewähren und unseren Nachkommen einen Schatz bewahren“. 125 Jahre Völkerkundemuseum Herrnhut – Zur Geschichte des Museums. In: Abhandlungen und Berichte der Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen, Band 52. Berlin 2005, S. 275–296.
- 24 Hinsichtlich der Zahl Objekte wie auch ihres Wertes für die Ethnographie stellt die durch Benjamin La Trobe gestiftete Sammlung von Cooks Reisen die bedeutendste Einzelzuwendung unter den „Kunstsachen“ dar. (Vgl. Nippa, Annegret (Hrsg.): Ethnographie und Herrnhuter Mission. Völkerkundemuseum Herrnhut. Katalog zur ständigen Ausstellung im Völkerkundemuseum Herrnhut, Außenstelle des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden. Red.: Petra Martin und Stephan Augustin. Dresden 2003, S. 18–25; Augustin, Stephan: James Burney und seine Sammlung im Naturalienkabinett Barby. In: James Cook und die Entdeckung der Südsee. Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 28. August 2009 bis 28. Februar 2010; Museum für Völkerkunde, Wien, 10. Mai bis 13. September 2010; Historisches Museum Bern, 7. Oktober 2010 bis 13. Februar 2011. Hrsg.: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH. Übers. aus dem Engl.: Eva Ambros. München 2009, S. 69 f.).
- 25 Bossart, Johann Jacob: Kurze Anweisung Naturalien zu sammeln. Barby 1774. Vgl. Nippa, Ethnographie und Herrnhuter Mission (wie Anm. 26), S. 16 f.
- 26 So die Bezeichnung auf dem Etikett des Einbandes; nach Titelblatt: [Bossart, Johann Jacob: Catalogus der] Kunst-Sachen [des Naturalienkabinetts in Barby, begonnen 1775]; UA, CIM V.5.
- 27 Augustin; Stephan: Genuß und Belehrung (wie Anm. 25), S. 16.
- 28 Antes, Beobachtungen (wie Anm. 22), S. 111–122, 126–129, vgl. auch S. 77f.
- 29 Ebd., S. 126.
- 30 Vgl. Selch, Frederick R.: Moravian musicians and musical instrument makers in early America and the influence on them of the Saxon-Vogtländisch industry of musical instrument making. In: Journal of the Violin Society of America 13 (1992), 1, S. 161–194; Connor, Margaret: John Antes as craftsman and inventor 1740–1811. In: Moravian History Magazine, 22 (September 2002), S. 23–27.
- 31 Vgl. Knouse, Nola Reed (Hg.): Biographical sketches. The Music of the Moravian Church in America. Rochester, NY 2008, S. 267–289.
- 32 Vgl. Graf ohne Grenzen. Leben und Werk von Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Ausstellung im Völkerkundemuseum Herrnhut, Außenstelle des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden, und im Heimatmuseum der Stadt Herrnhut vom 26. Mai 2000 bis zum 7. Januar 2001. Konzeption: Paul Peucker, Stephan Augustin, Wolfgang Langerfeld. Katalogred.: Dietrich Meyer, Paul Peucker, Karl-Eugen Langerfeld. Bildred.: Esther von Ungern-Sternberg. Herrnhut 2000, S. 198 (Kat.-Nr. 244).
- 33 „Wenn man aus diesem Lustwalde von allerley Sorten lebendigen Holzes herauskommt, kommt man auf einen angenehmen Platz von lauter kleinen Gärten, welche den Kindern in der Anstalt gehören. Der letzte wird ein kleiner botanischer Garten und gehört Herrn Roller, dem hiesigen geschickten Chirurgo. Hier ließ selbiger von den hier befindlichen großen Steinen Ruinen aufführen.“ (Reisejournal A. T. von Gersdorf, zum 14. Mai 1773, OLB, ATvG 61 = Bd. 2, S. 36).
- 34 Des Grafen F. U. zu Lynar auf Schloß Lübbenau Journal einer Lustreise in die Oberlausitz, im November 1777. In: Johann Bernoulli's Sammlung kurzer Reisebeschreibungen und anderer zur Erweiterung der Länder- und Menschenkenntniß dienender Nachrichten. Band 1, Berlin/Altenburg 1781, S. 159–196, hier S. 172.
- 35 UA, UAC-Prot 1774/II, S. 88 f., zum 15. April 1774.
- 36 Ebd.
- 37 Diarium von Pilder (und Cossart an Johannes von Watteville), 9. Juni bis 5. Juli 1758, zum 4. Juli (UA, R.17.B.6.a.1758.q). Der zitierte Liedvers Zinzendorfs aus dem Jahr 1742 lautet: „Herr Zebaoth, du wahrer Gott | der creatur, GOtt Schöpfer der natur, | GOtt, der die ganze welt erhält, | und was verdarb mit blut erwarb, und heiligt all's ! dir falln wir um den hals.“ (Herrnhuter Gesangbuch, Nr. 1812, Vers 7).
- 38 „Ruins at Luxor over against Carnac 135 Legues[?] from Cairo“ (StKS Görlitz, OLH 18 – unverzeichnet). Ich danke Kai Wenzel für Hinweis und Expertise zu seinem Fund.

Autor

Dr. Rüdiger Kröger
Langenhagen



Die „Bergmännische Krippe“ zu Annaberg-Buchholz

Ein Meisterwerk erzgebirgischer Holzschnitzkunst

Eva Pasche

Gesamtaufstellung der
Krippenfiguren
© BUR Werbeagentur GmbH,
Annaberg-Buchholz

Kaum eine andere Region ist im „Weihnachtsland Sachsen“ für seine weihnachtlichen, vom Bergbau geprägten Sitten, Bräuche und Rituale – Bergparaden, Mettenschichten – und seine kunsthandwerkliche Tradition weltweit so bekannt wie das Erzgebirge. Annaberg lässt noch einen weiteren Stern erstrahlen.

Rund 2000 Jahre nach Christi Geburt entschlossen sich vier Bildhauer, den Ort des biblischen Geschehens (Matthäus 2. Kap. 1-12 und Lukas 2. Kap. 1-20) in diesen Landstrich – nach Annaberg – zu verlegen. Nach 15 Jahren intensiver Arbeit wurde ihre größte „Bergmännische Krippe“ der Welt, ein einmaliges Meisterwerk erzgebirgischer Holzbildhauerkunst, vorläufig vollendet und am zweiten Advent 2015 in der St. Annenkirche in Annaberg mit einer Bergmännischen Andacht eingeweiht. Inzwischen empfängt sie die Besucher in ihrer Heimstätte, der Bergkirche St. Marien, der einzigen Knappschaftskirche Sachsens.

Ihre 35, etwa 1,20 m großen, geschnitzten und farbig gefassten Figuren stehen im Kontext der

mehr als 500-jährigen Bergbaugeschichte der Stadt. Gewandete haben sie die Künstler in die Mode des 19. Jahrhunderts. Die Krippe bildet nicht nur eine Symbiose aus christlichem Glauben und der durch den Silbererzbergbau geformten Stadtgeschichte, sondern hält auch die Erinnerung an den bergmännischen Ursprung einer ganzen Region wach und unterstützt den Transfer dieser historischen Bedeutsamkeit an spätere Generationen. Sie ist verankert in der Jahrhunderte alten Tradition der erzgebirgischen Bildschnitzkunst.

Die Entwicklung des Bergbaus im Erzgebirge

Als um die Zeit 1168/69 auf Christiansdorfer Flur (heute zu Freiberg gehörend) reiche silberhaltige Bleierze gefunden wurden, löste dies das erste große „Berggeschrey“ aus.¹

Ein zweites großes Berggeschrei erhob sich im Jahre 1471 am Schneeberg im westlichen Erzgebirge. Bald reihte sich Bergwerk an Bergwerk,

und 1481 stellten die beiden Brüder Kurfürst Ernst (1441–1486) und Markgraf Albrecht (1443–1500) gemeinsam die besiegelte Gründungsurkunde für die Stadt Schneeberg aus.²

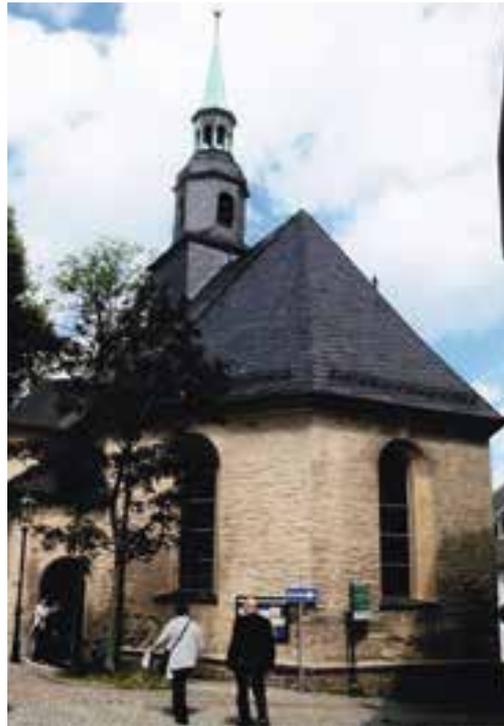
Zwanzig Jahre nach diesem Fund wurde 1491 am Hang des Schreckenberg unterhalb des Dorfes Frohnau ein zunächst schwach Silber führender Erzgang entdeckt. Doch in seinem Verlauf steigerten sich der Silbergehalt und damit die Ausbeute explosionsartig. Die größten Nutznießer der reichen Silberausbeute waren die Herrscher Sachsens. Bereits 1500 wurde hier eine Münzstätte errichtet. Das neue Bergbaugebiet am Schreckenberg, das vor fast 520 Jahren am 28. Oktober 1497 durch Herzog Georg des Bärtigen (1471–1539) das Stadtrecht unter dem Namen „Neustadt am Schreckenberg“ verliehen bekam³, entstand nach einem Plan Ulrich Rüleins von Calw (1465–1523). Dieser entwickelte auch 1521 im Auftrag von Georgs Bruder Heinrich dem Frommen (1473–1541) den Bebauungsplan für Marienberg, eine weitere Bergbaustadt im Erzgebirge. In Bergbaukreisen machte ihn sein 1505 in Augsburg erschienenes „Bergbüchlein“ überregional bekannt, das „wolgeordnet vnd nützlich büchlin wie man Bergwerck suchen und finden sol“ wollte Wohlhabende zu Investitionen in den Bergbau ermuntern. Gleichzeitig war es das erste „montanwissenschaftliche“ Werk in deutscher Sprache, das sich mit den Hauptfragen des Bergbaus auseinandersetzt: Markscheidewesen, Wasserhaltung, Gewinnungs- und Fördertechnik sowie Verhüttung.

St. Annaberg

Die Neustadt am Schreckenberg wurde bereits viereinhalb Jahre nach ihrer Gründung, 1501, auf Anregung Herzog Georgs in St. Annaberg umbenannt. Ausgehend von seiner Verehrung der Heiligen Anna, hatte er diese zu seiner, der Stadt und der Bergleute Schutzpatronin auserkoren und förderte den Bau der Annenkirche. Dieses Juwel einer spätgotischen Hallenkirche in Sachsen, mit ersten Anklängen an die Renaissance und dem berühmten von der Knappschaft in Auftrag gegebenen Bergaltar begeistert noch heute Gläubige, Kunstliebhaber und Bergleute gleichermaßen. Dies gilt besonders für die Rückseite des Retabels mit seinen vier, Hans Hesse (um 1470–um 1539) zugeschriebenen Bildtafeln, die in ihrer Ausmalung von 1522/23 eindrucksvoll eine erzgebirgische Bergbaulandschaft und einzelne detaillierte bergmännische Arbeitsvorgänge wiedergeben.⁴

Bergkirche St. Marien

Herzog Georg unterstützte aber auch ab 1502 zwei weitere kirchliche Bauten in der Stadt: das



Außenansicht der Bergkirche St. Marien
© Hartmut Koch, Chemnitz



Innenansicht der Bergkirche St. Marien mit Krippenfiguren
© Rolf Rehm, Ev.-Luth. Kirchengemeinde St. Annen

Franziskanerkloster, dessen Baufinanzierung er vollständig übernahm, sowie die Genehmigung und Förderung des Baus der Bergkapelle St. Marien. Am 23. April 1502, dem Namenstag des Herzogs, wurde in seiner Anwesenheit der Grundstein gelegt. Nun konnte die junge, aufstrebende, 1498 gegründete Annaberger Bergknappschaft ihr Vorhaben eines repräsentativen Kapellenbaus an wirkungsvollem Ort, unweit der Nordwestseite des Marktes, realisieren. In unmittelbarer Nähe befanden sich das herzogliche Zehnthaus – der Sitz des obererzgebirgischen Silberzehntners, der den Zehnten von allen Metallen entnahm und dem Herrscher abzuliefern hatte⁵ –, das Bergamthaus –

Standort des Oberbergmeisters des Erzgebirges, einem leitenden Beamten des Bergwesens –, und die 1500 errichtete herzogliche Münze. 1509 erfolgte die Veröffentlichung der Annaberger Bergordnung durch Herzog Heinrich.

Die Stadt förderte bis 1539 rund ein Drittel des deutschen Silbers. Dieser Reichtum versetzte die Bergleute in die Lage, ihre Kirche aus der gut gefüllten „Büchsenkasse“⁶ selbst zu finanzieren, das heißt, die Baukosten, die Unterhaltung und die Bezahlung des Bergpredigers zu übernehmen. Somit erfüllte sie den Status der einzigen bergmännischen Sonderkirche Sachsens. Sie wurde der Jungfrau Maria, der Tochter Annas, geweiht. St. Marien führte aber auch den Namen „Schläfer-Mess-Kapelle“, weil jeden Tag um vier Uhr in der Frühe vom Bergprediger die Messe gelesen wurde, sodass die ausfahrenden Bergleute der Nachtschicht und die einfahrenden der Tagschicht daran teilnahmen.

Die Bergkirche hat in ihren mehr als fünf Jahrhunderten eine wechselvolle Geschichte erlitten. Die Reformation brachte die ersten gravierenden Veränderungen mit sich: Die Heiligenverehrungen und die Messen mit ihren Messopfern wurden abgeschafft und die Bergprediger angewiesen, Gottes Wort „zu Unser aller Bergkleute allhier Seelen Seligkeit“⁷ ins Zentrum des Gottesdienstes zu stellen. Sie überstand den vorläufigen Niedergang des Annaberger Silberbergbaus im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts und die Verlegung der Münze nach Dresden im Jahre 1568. Die Auflösung des Bergamtes 1856 zog einen enormen Rückgang der Kirchenbesucher nach sich. Mit dem Tod des Bergpredigers Carl August Dietrich 1863 wurde diese Stelle nicht wieder besetzt. Dietrich war folglich der letzte Bergprediger Annabergs und Sachsens. 1864 erkannten die in ihrer Anzahl stark verminderten Knappschaftsmitglieder, dass sie St. Marien nicht mehr halten konnten, und traten sie an die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde St. Annen ab.

Bei den großen Stadtbränden in Annaberg in den Jahren 1604, 1630, 1664 und 1731 arg in Mitleidschaft gezogen, wurde St. Marien immer wieder mit Unterstützung der Regalherren, der Gewerker und vor allem der Bergknappschaften (inklusive Bergbeamten) aufgebaut. Schließlich galt sie ihnen als ihr Kleinod. Die Wiederherstellungen zogen unweigerlich bauliche und innenarchitektonische, dem Zeitgeschmack geschuldete Änderungen mit sich. Erstrahlte sie um 1900 noch in einer farbenprächtigen Ausgestaltung mit Emporenbildern und ovalen, floral umrankten Bergmannsdarstellungen an den Emporensäulen, wurde 1955 der Innenraum mit einem weißen Kalkanstrich übertüncht, sodass der künstlerische Bezug zum Bergbau verloren ging. Erst mit der politischen Wiedervereinigung ab 1990 breiteten sich abermals bergmännische

Gepflogenheiten in der Bergkirche aus. 1996 wurde St. Marien mit einer 300 kg schweren Bronzeglocke aus der Kunstgießerei in Lauchhammer ausgestattet. Und seit dem Heiligen Abend 1998 wurden als alter, im Erzgebirge von den Bergleuten gehegter Brauch die von ihnen mitgestalteten Christmetten wieder aufgenommen. Nach der letzten grundlegenden Sanierung der Bergkirche 2004/2005 zog mit einer großen Krippe wieder bergmännisches Leben ein und erweiterte die Kirchengemeinde St. Marien um vorerst 35 treue Gottesdienstbesucher.

Die Bergmännische Krippe

Wie einst der Bergmann das „Berggeschrey“ am Schreckenbergläuten verkündete, gibt der „Rufer“, soeben aus dem Bergwerk ausgefahren, die Geburt eines außergewöhnlichen Kindes in seiner Stadt bekannt: Noch mit seiner Arbeitskleidung angetan, einem Filzhut mit breiter Krempe, mit Arschleder und Tscherpertasche, eilt er laut rufend, mit seiner Freiburger Blende die Dunkelheit wie ein Stern erhellend, durch die Gassen. Er trifft auf erstaunte Bürger wie den „Schuhmacher“ mit skeptischer Miene, die „Bettlerin“ mit ungläubigem Blick, den zutiefst ergriffenen „Hörer“ und den hocherfreuten „Bäcker“, aber auch auf verhaltene und nachdenkliche wie den „Pfarrer“ und den „Schulmeister“. Einige beeilen sich, um sofort zur Krippe zu gelangen, andere machen auf dem Absatz kehrt, um von daheim die Gaben zu holen, die sie dem Christkind als Geschenk überreichen wollen. Der Bäckerfamilie weist der vorauseilende Meister mit seinem Zeigefinger den Weg. Seine Frau hat

links: Der Rufer
© BUR Werbeagentur GmbH,
Annaberg-Buchholz

rechts: Der Rufer mit Altar
im Hintergrund
© Hartmut Koch, Chemnitz





schnell ein Federkissen unter ihren Arm geklemmt (versehen mit dem Monogramm FS für den Bildschnitzer Friedhelm Schelter). Das „Bäckermädchen“ bietet ehrfurchtsvoll den frisch gebackenen Christstollen dar. Der „Fleischer“ weist auf das Kind hin, für das die Würste sind, die er über seinen rechten Arm gehängt hat. Der „Bauer“ hat es bereits gesehen und beschreibt mit seinen Händen, wie winzig klein das Neugeborene ist. Vor ihm stehen ein Sack mit Äpfeln und eine Kanne Milch. Der „Waldmann“ und der „Hausierer“, die sich als Tagelöhner verdingen, sind in dieser Krippe als Hirten angelegt, welche die frohe Botschaft der Ankunft Christi verbreiten sollen.

Der wohlgenährte, stämmige „Kneipenwirt“ hält in seiner Rechten einen mit Bier gefüllten Krug hoch. Da die Erstellung dieser Figur von der Freiburger Brauerei gesponsert wurde, musste der Steinkrug deren Logo aufweisen – nicht zur Freude der Künstler⁸.

Die „Marktfrau“ wird mit ihrer ausgreifenden Geste sicherlich einen ihrer Kohlköpfe aus dem

Weidenkorb übergeben. Zwei Mädchen laufen mit großen Schritten zur Krippe. Das ältere mahnt zur Eile, schließlich wollen sie dem Christuskind ihr Spielzeug bringen. Ein „Schutzmänn“ in blauem Mantel mit Pickelhaube und seinem Machtsymbol, dem Säbel in der Scheide, blickt ihnen ungläubig nach. Zwei „Nachtwächter“, die kraft Amtes wahrscheinlich als Erste die Neuigkeit von der Geburt des Kindes erfahren haben, erzählen sie dem skeptisch dreinschauenden „Ratsherrn“, der sich seinen Mantel überzieht und zum Gehen ansetzt.

Auf den „Pfarrer“ im schwarzen Talar trifft ein „Schulmeister“ wie er „im Buche steht“ mit Schlips und Kragen, Zylinder und Gehstock mit Silberknopf und dem Buch des Gelehrten in der rechten Hand. Schließlich hat Annaberg einen der berühmtesten Rechenmeister – Adam Ries (1492/93–1559) – mehr als 30 Jahre beherbergt und setzt somit auch der pädagogischen Zunft ein Denkmal. Während „Schulmeister“ und „Pfarrer“ in eine Diskussion über die Ereignisse vertieft sind, tritt ein Kurrendeknabe zu ihnen und versucht mit seinen weiten strahlend nach oben gerichteten Augen und dem Wink seiner Fausthandschuhe die Aufmerksamkeit der beiden von der Theorie auf die außergewöhnliche Wirklichkeit zu lenken.

Die Kurrendeknaben waren früher ein so genannter „Laufchor“ (lat. currere = laufen) armer Singschüler, die von Tür zu Tür gingen, unter anderem bei Begräbnissen und bestimmten Ereignissen, und für ein Almosen geistliche Lieder sangen. Besonders im Erzgebirge gehören die Kurrenden, heute aus Jungen und Mädchen im Alter von sechs bis 14 Jahren bestehend, zum Bestandteil des Gottesdienstes in evangeli-

Bäckerfamilie
© Friedhelm Schelter, Königswalde



Kneipenwirt
© BUR Werbeagentur GmbH, Annaberg-Buchholz

Schulmeister
© BUR Werbeagentur GmbH, Annaberg-Buchholz



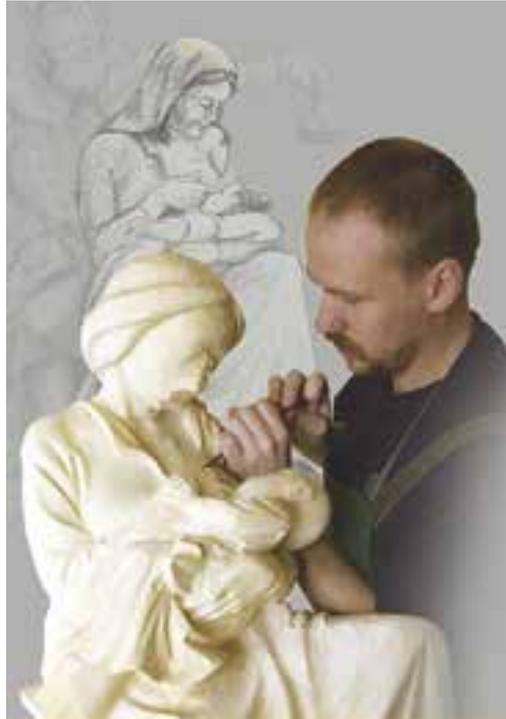
Kinder, © BUR Werbeagentur GmbH, Annaberg-Buchholz



Pfarrer und Kurrendeknabe
© BUR Werbeagentur GmbH, Annaberg-Buchholz



Spitzenklöpplerin mit Nachwuchs
und Posamentiererin
© Friedhelm Schelter, Königswalde



Bildschnitzer Friedhelm Schelter
mit Skizzen der Heiligen Familie
im Hintergrund
© BUR Werbeagentur GmbH,
Annaberg-Buchholz

schen Kirchen. Sie gestalten die Liturgie und die Wechselgesänge mit den Gläubigen, was in der Advents- und Weihnachtszeit eine besonders feierliche Atmosphäre schafft.

Auch ziehen sie im Rahmen des erzgebirgischen weihnachtlichen Brauchtums mit „Mettenlaternen“ durch den Ort und singen Weihnachtslieder. Die Mettenlaternen leiten sich von einer alten bergmännischen Tradition ab, bei der die Bergleute zur „Mettenschicht“ (Christmette) ihr Geleucht mitbrachten, um den Altarraum zu erhellen. Bekannt und beliebt wurden



Heilige Familie
© BUR Werbeagentur GmbH,
Annaberg-Buchholz

die Kurrendesänger durch die Holzfiguren, die noch heute im Erzgebirge geschnitzt und gedrechselt werden.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hielt die Posamentierarbeit Einzug ins Erzgebirge. Die Herstellung von Besatzartikeln aller Art, wie Borten, Fransen oder überspinnene Knöpfe ist in Annaberg eng mit dem Namen Barbara Uthmann (um 1514–1575) verknüpft: Nach dem Tod ihres Mannes Christoph 1553 führte sie mit ihren Söhnen den Betrieb der Saigerhütte Grünthal erfolgreich fort. Ein weiteres Betätigungsfeld fand sie in der Posamentenherstellung und dem Vertrieb dieser Waren. Zeitweise beschäftigte sie bis zu 900 Posamentierinnen und brachte das Bortenwirken zu wirtschaftlicher Bedeutung für Annaberg.

Und auch die Klöppelkunst im Erzgebirge geht auf Uthmann zurück. „Der eigentliche Ursprung der Klöppelspitze ist unbekannt. Vermutlich kam sie von Italien über die Schweiz in die Niederlande. Wandernde Händler brachten um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Klöppelei ins Erzgebirge, und Barbara Uthmann wurde eine der bedeutendsten Unternehmerinnen der „Spitzenfabrikation“. Aber sie war nicht die Erfinderin der Klöppelspitze, wie vielfach behauptet wird, sondern sie führte diese Textiltechnik 1561 in Annaberg ein, deren Kenntnisse sie wohl von fahrenden Händlern erlangte.

Besonders zu Zeiten des starken Rückgangs der bergbaulichen Ausbeute und den negativen Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf das Erzgebirge erwiesen sich diese beiden Textilhandwerke der Frauen als Ersatzwerb für die Familien, und die Männer sorgten mit Holzschnitzereien für ein kleines Zubrot. Einige von ihnen erlernten aber auch das Klöppelhandwerk.

Der reichen und sozial agierenden Unternehmerin, die als wichtige Vertreterin des nach dem Silberbergbau zweiten Aufschwungs der erzgebirgischen Wirtschaft gilt und auch als Ursprung für Annaberg als prosperierendes Zentrum der Posamentenproduktion im 19. Jahrhundert gesehen wird, ließen die Stadtväter 1886 auf dem Marktplatz eine lebensgroße Bronzestatue von ihr durch den Dresdener Bildhauer Robert Henze (Kopie ab 2002) errichten. Auch die Arbeiterinnen der beiden Textilzweige erhielten mit den Figuren der „Posamentiererin“ und der „Klöpplerin“ in der Bergmännischen Krippe die entsprechende Würdigung. Und der Nachwuchs der Spitzenklöpplerin macht sich ebenfalls neugierig mit auf den Weg zum Neugeborenen.

Dort eingetroffen, finden sie die „Heilige Familie“ auf einer Holzbank sitzend vor: Maria, eine Frau aus dem Volke, den linken Fuß auf eine umgekehrte Wanne gestellt, mit entblößter Schulter ihres grünen langen Kleides hat den



Heilige Familie, Detail
© Hartmut Koch, Chemnitz

mit einem Hemdchen umhüllten Säugling liebevoll an ihre Brust gelegt. Sie blickt ernst und besorgt auf das Kind – sein Schicksal, die Passion und den Opfertod bereits vorausahnend. Korrespondierend dazu ist die Figur des „Bergschmieds“ zur Linken der Familie zu sehen, der stolz auf sein geschaffenes Werk eines silbernen Kruzifixes blickt, das er allen sichtbar präsentiert. „Josef“ ist als Bergzimmerer dargestellt. Schützend legt er seinen linken Arm um Marias Schultern und wirft mit seiner Freiburger Blende Licht auf die innige Mutter-Kind-Szene.

Die in der christlichen Tradition in der Weihnachtsgeschichte auftretenden „Weisen aus dem Morgenland“ oder „Heiligen Drei Könige“ werden in der Bergmannskrippe durch Bergbeamte in Paradeuniform aus den drei führenden Bergrevieren des Erzgebirges verkörpert: Der „Freiberger Oberberghauptmann“ ist mit Festhabit und Orden als oberster sächsischer Bergherr ausgewiesen. Seine Prunkbarte präsentiert er mit beiden Händen quer vor dem Körper, so als wolle er diese Insignie der Macht dem neugeborenen Gottessohn übergeben. Der „Annaberger Bergmeister“ als oberster Repräsentant seines Bergreviers hat als Geschenk eine kostbare Silbererzstufe für das Kind mitgebracht. Der „Schneeberger Obersteiger“ als Leiter eines Bergwerks steht gesenkten Hauptes vor dem Kinde und hat ehrfürchtig seinen Schachthut abgenommen.

Das Tragen des Berghabits wurde bereits in frühen Bergordnungen verfügt. So schrieb der kurfürstlich-sächsische Hof sieben Kleidungsstücke und -Accessoires für Bergaufzüge vor: Grubenkitel und -Accessoires für Bergaufzüge vor: Grubenkitel, weiße Hose, Arschleder, Kniebügel, Schachthut, Bergbarte und Geleucht¹⁰. Die wohl bekannteste und prunkvollste Bergparade im Habit des sächsischen Erzgebirges – das Saturnfest – fand am 26. September 1719 anlässlich der Vermählung des Kurprinzen August, des Sohnes Augusts des Starken, Kurfürst von Sachsen, mit der österreichischen Kaisertochter Maria Josepha im Plauenschen Grund in Freital bei Dresden statt, in der der Kurfürst ein herausragendes Beispiel für Machtstreben, Repräsentation und Prachtentfaltung zur Zeit des Absolutismus zelebrierte¹¹.

Weitere Bergleute, die dem Neugeborenen huldigen wollen, sind ein alter „Hauer in Parade-

uniform“ und ein auf seinen Stock gestützter „Bergfertiger“, dem seine jahrelange gefährliche Schwerstarbeit im faltendurchfurchten Gesicht und in seiner gebeugten Haltung anzusehen ist.

Fest verankert in der Tradition

Die vier Holzbildhauer Jesko Lange, Friedhelm Schelter, Robby Schubert und Ronny Tschierske, allesamt Mitglieder der Künstlergruppe „exponaRt“, sowie der Maler Günther Kreher, der die Objekte farbig fasste, haben mit ihrer „Bergmännischen Krippe“ durch die fast lebensgroßen Figuren ein Novum geschaffen, dennoch stehen sie fest in der jahrhundertealten Tradition der erzgebirgischen Holzbildhauerei. Diese ist unlösbar mit der Entwicklung des Erzbergbaus in dieser Region verbunden. Die Heimat der Schnitzkunst ist im Westerzgebirge zwischen Zwickauer Mulde und Flöha mit seinen Ausläufern bis zum Vogtland hin zu verorten. Im Osterzgebirge sind die Holzdrehselei und Spielzeugherstellung zu Hause.

Ausgehend davon, dass der Bergmann als wirtschaftliches „Erfolgsmodell“ und Reichtum mehrender Berufsbranche des sächsischen Kurfürstentums erkannt wurde, erfuhr er frühzeitig künstlerische Wertschätzung. So finden sich im 16. Jahrhundert unter anderem Bergmannsdarstellungen im Schlussstein mit der „Danielslegende“ an der Kirche St. Annen in Annaberg (Meister H. W. zugeschrieben), in ihrem Inneren das Relief „Bergmann vor Ort“ am Kanzelaufgang von Franz Maidburg (um 1516) und auf dem Altar der Bergknappschaft (1521). Im Dom St. Marien zu Freiberg ist die „Bergmanns-



Bergschmied
© BUR Werbeagentur GmbH, Annaberg-Buchholz



links: Schneeberger Obersteiger
© BUR Werbeagentur GmbH, Annaberg-Buchholz

rechts: Bergfertiger
© BUR Werbeagentur GmbH, Annaberg-Buchholz

Freiberger Oberberghauptmann
© BUR Werbeagentur GmbH,
Annaberg-Buchholz

Hauer in Paradeuniform
© BUR Werbeagentur GmbH,
Annaberg-Buchholz

Annaberger Bergmeister
© BUR Werbeagentur GmbH,
Annaberg-Buchholz



kanzel“ mit ihrem „Kanzelträger“ (1638) den Bergleuten gewidmet. Viele weitere Beispiele im Erzgebirge lassen sich aufzählen.

Auch in der Porzellankunst der Meißener Manufaktur¹² spielte seit dem Eintritt Johann Joachim Kändlers ab 1745 der Bergmann als Motiv eine tragende Rolle, besonders in der herausragenden Reihe von Bergbeamten in festlichem Habit und weltmännisch-barocker Pose, die auf der Basis der von Christoph Weigel 1721 in Nürnberg herausgegebenen Mappe mit 50 Kupferstichen von Berg- und Hüttenleuten in ihrem Range angemessenen Uniformen entstand¹³.

Die leider nur spärliche geschichtliche Aufarbeitung der bergmännischen Holzszulptur im Erzgebirge geht davon aus, dass angeregt durch die Werke der professionellen Bildhauer bereits im 16., spätestens im 17. Jahrhundert Bergleute sich schnitzend ihrer eigenen Berufswelt widmeten. Das älteste schriftliche Dokument mit Hinweis auf bergmännische Schnitzarbeit stammt aus einem Freiberger Ratsprotokoll von 1570.

Ein früher Bergmannspruch lautet: „So alt wie altes Berggeschrei ist auch die Männelmacherei“¹⁴. Denn vom Ursprung her war das Holzschnitzen eine Kunst des Bergmannsstandes. Aus dem 18. Jahrhundert sind derartige „Bergmannsobjekte“ überliefert. So entstanden unter anderem hölzerne Bergleute, in deren Bauch ein gesamtes Bergamt Köpfe nickend

Platz fand, Bergwerksmodelle mit einfachem Mechanismus oder vier- bis fünftägige Pyramiden, die das gesamte Grubengebäude und die Tagesanlagen, sogar mit Eisenhammer und beweglicher Wasserkunst in vollständiger Funktionsweise zeigen.

Diese Bergmannsschnitzereien wurden dann von so genannten „Landreisenden“ vornehmlich in bergbaufreien Gebieten verkauft. Durch diese Nebentätigkeit konnten die Bergleute ihren kargen Lohn aufbessern. „Die Bergleute sind eine arme, rohe Nation meistens etwas gerade zu ... Erdäpfel ist ihre tägliche Speise; Frühstück, Mittagessen und Abendtisch alles besteht aus Erdäpfeln und nur Sonntags kommt etwas Fleisch auf den Tisch“¹⁵.

Vorzeitig aus dem Bergbau Ausgeschiedene (Berginvaliden oder Bergfertige) bauten „Buckelbergwerke“, die sie auf ihrem Rücken von Markt zu Markt schleppten und sie gegen Entgelt zur Schau stellten. Der Carlsfelder Pfarrer, erzgebirgischer Volkskundler und Mundartdichter Christian Gottlieb Wild (1785–1839) berichtete von seinen Wanderungen durch das sächsische Erzgebirge um 1800 über die Bergmannsschnitzerei folgendes: „Während der ganzen Adventszeit arbeitet und schnitzt der fleißige und speculative Bergmann an allerlei mechanischen Spielereien, welche meistens allerlei Modelle des Bergbaues sind und ihm manchen Schweißtropfen kosten. Diese verkauft er nun entweder, dass er Feiertags-

geld habe, oder er illuminiert sie zur Freude seiner Familie am Heiligen Abend“¹⁶.

Mit dem Niedergang des Bergbaus fanden die Bergleute eine Ersatzbeschäftigung für die verlorengegangene Arbeit in der Grube. Material zum Schnitzen boten ihnen die Wälder des Erzgebirges. So liegen denn auch die Wurzeln der Erzgebirgsschnitzerei im Bergbau, und die Bergleute bilden deren zentralen Motivkanon. Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen „Weihnachtsberge im orientalischen Stil“ im Erzgebirge in Mode, die von der böhmischen Krippenschnitzerei inspiriert waren. Die biblische Weihnachtsgeschichte wird in diesen „Bergen“ in ihre ursprüngliche morgenländische Heimat integriert.

Anders verhält es sich bei den „Heimatkrippen“, die vermehrt nach dem Ersten Weltkrieg zur Darstellung gelangten: „Wenn heute von den Schnitzern die Weihnachtslegende gestaltet wird, so stellt man sie fast ausschließlich im bergmännischen oder heimatlichen Stil dar. Das heißt, die Geburt wird nicht mehr im biblischen Sinn ‚orientalisch‘ interpretiert, man nimmt ihr das Mystische und lässt sie zur allgemeinen Geburt eines Kindes werden“¹⁷ und macht das Geschehen den Menschen verständlicher.

Damit wurde ein inzwischen im Erzgebirge etablierter Krippentypus geboren, auf dem auch die Annaberger Bergmännische Krippe fußt und „sich würdig in den Gesamtrahmen aller Krippendarstellungen ein[fügt]“¹⁸.

1 Herrmann, Walther: Der Zeitpunkt der Entstehung der Freiburger Silbererze, in: Freiburger Forschungshefte D2, 1953, S. 7-22.

2 Im Jahre 1485 beschlossen die beiden Brüder und wettinischen Herzöge von Sachsen, Ernst und Albrecht III., ihr Herrschaftsgebiet mit der „Leipziger Teilung“ aufzugliedern. So entstanden mit den Ernestinern und Albertinern zwei Linien des Hauses Wettin. Nach dem Schmalkaldischen Krieg und der Wittenberger Kapitulation 1547 gingen unter anderem die bis zu diesem Zeitpunkt in gemeinsamem Besitz existierenden böhmischen Lehen an die albertinische Linie, ebenso das alleinige Verfügungsrecht über das Bergregal.

3 Die originale Gründungsurkunde, die seit 1938 im Rahmen einer Ausleihe nach Dresden als verschollen galt, wurde „während einer planmäßigen Revision im Archiv“ durch einen jungen Mitarbeiter des Stadtarchivs 2010 in einer Schachtel mit der Aufschrift „Erbzins 1497“ wiederentdeckt. Vgl. Sächsische Zeitung (online) vom 3. April 2010. Die Gründungsurkunde Annabergs befindet sich im Annaberger Stadtarchiv im Rathaus. Vgl. Hahn, Eberhard: Die Gründungsurkunde Annabergs – ein kleines Kompendium für die Einrichtung eines funktionierenden städtischen

Gemeinwesens in früher Zeit, in: Sächsische Heimatblätter 1/2012, S. 64-66.

4 Magirus, Heinrich: St. Annen zu Annaberg, Regensburg 2013³ und Buschmann, Wolfgang: Der Annaberger Bergaltar, Annaberg-Buchholz 1997.

5 Zehntner/Oberzehntner: „Zur Einnahme der landesherrlichen Einkünfte und besonders des Zehnten [Teils] sind die Zehntner verordnet. Sie haben zugleich die Vertheilung der Ausbeute an die Gewerken zu besorgen und die Besoldungen der Beamten und Offizianten auszuzahlen. Es gibt zwei Oberzehnten- und Austeilerämter, eins zu Freyberg und eins für das Obergebirge zu Annaberg“, aus: Staatsrecht und Statistik des Churfürstenthums Sachsen, 1788.

6 In die „Büchsenkasse“ floss jede Woche der berühmte „Büchsenpfennig“, circa 1 % des Lohns eines jeden Bergmanns, auch des Arbeitgebers, als Solidarbeitrag. Sie wurde zur finanziellen Unterstützung kranker oder verunglückter Bergleute sowie nach deren Tod derer Hinterbliebener genutzt. Die Büchsenkasse gilt als Vorläufer der heutigen Knappschaftskasse. Die Bezeichnung „dy Knabschaft“ wurde laut einer Freiburger Urkunde (Helmut Wilsdorf, 1986) erstmals im Jahre 1426 für die Bergleute des Freiburger Reviers in Sachsen verwandt. Später folgten auch die anderen erzgebirgischen Bergbauzentren. Zur Knappschaft vgl.: Auf breiten Schultern – 750 Jahre Knappschaft, Ausstellungskatalog des Deutschen Bergbau-Museums Bochum, 2010.

7 Zitiert in: Lahl, Bernd: Die Bergkirche St. Marien in Annaberg-Buchholz, Annaberg-Buchholz 2011², S. 9.

8 Der 1850 von der Freiburger Braugenossenschaft gegründete „Commun-BrauhoF zu Freiberg“ firmiert ab 1898 als „Bürgerliche Brauhaus AG“.

9 Graff-Höfgen, Gisela: Die Spitze – Ein Lexikon zur Spitzenkunde, München 1983, S. 178.

10 Wilsdorf, Helmut: Das historische erzgebirgische Bergmannshabit, Glückauf H. 33/34/35, Schneeberg 1988.

11 Wächtler, Eberhard/Neubert, Eberhard: Die historische Bergparade anlässlich des Saturnfestes im Jahre 1719, Kommentar zum Faksimiledruck, Essen 1983.

12 Slotta, Rainer/Lehmann, Gerhard/Pietsch, Ulrich: Ein fein bergmannig Porcelan, Essen 1999; und Slotta, Rainer: Der Bergbau und das weiße Gold. Die Porzellansammlung Mittelschule im Deutschen Bergbau-Museum Bochum, Bochum 2015.

13 Weigel, Christoph: Abbildung und Beschreibung derer sämtlichen Berg-Wercks-Beamten und Bedienten nach ihrem gewöhnlichen Rang und Ordnung im behörigen Berg-Habit, Nürnberg 1721.

14 Zitiert in: Pflugbeil, Werner: Zur geschichtlichen Entwicklung der bergmännischen Holzschnitzerei im Erzgebirge, in: Sächsische Heimatblätter, Heft 1/1972, S. 5.

15 Ruheim, Karl: Reise durch das sächsische Erzgebirge, Leipzig 1805, zitiert in: Hentschel, Uwe: Chemnitz und das sächsisch-böhmische Erzgebirge in alten Reisebeschreibungen, Chemnitz 2006, S. 95.

16 Wild, Christian Gottlieb: Interessante Wanderungen durch das Sächsische Obererzgebirge, Freiberg 1809, zitiert in: Pflugbeil (wie Anm. 11), S. 5.

17 Ebenda, S. 10.

18 Der Konservator der volkskundlichen Abteilung des Bayerischen Nationalmuseums München und Krippenfachmann Wilhelm Döderlein (1903-1964), zitiert in: ebenda, S. 10.

Autorin

Dr. Eva Pasche
Willich

Neuerscheinungen



Boris Böhm: „... daß es mir gewiß angenehm ist, euch nützlich zu werden“. Biographie des sächsischen Ministers und Dichters Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänckendorf (1765-1836), Pirna/Görlitz 2015, ISBN 978-3-9813772-9-3, 192 Seiten, 18,00 Euro

Der Name von Nostitz und Jänckendorf hat in der Psychiatriegeschichte einen besonderen Klang. Er ist verbunden mit den sächsischen Reformen zur Neuordnung und Humanisierung des Anstaltswesens und mit der Gründung einer der ersten deutschen Heil- und Pflegeanstalten in Pirna-Sonnenstein. 2015 jährte sich der Geburtstag Gottlob Adolf Ernst von Nostitz und Jänckendorf zum 250. Mal. Aus diesem Anlass ist nun eine Biographie erschienen, verfasst von Dr. Boris Böhm, dem Leiter der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein, der sich intensiv mit dem Leben und Wirken jenes bedeutenden Staatsmannes beschäftigt hat.

Aus psychiatriegeschichtlicher Perspektive hat von Nostitz und Jänckendorf als Direktor der Kommission für Straf- und Versorgungsanstalten eine maßgebliche Rolle bei der Reform des sächsischen Anstaltswesens gespielt. Mit der Entscheidung des sächsischen Königs, auf Schloss Sonnenstein eine Heilanstalt einzurichten, die durch von Nostitz und Jänckendorf mit Unterstützung der Anstaltsärzte Pienitz und Hayner vorbereitet worden war, wurden die Voraussetzungen für eine humane Versorgung psychisch Kranker in Sachsen geschaffen. Von Nostitz und Jänckendorf fühlte sich dieser Einrichtung in besonderer Weise verbunden. Mit großem persönlichen und für den vielbeschäftigten Beamten bemerkenswertem zeitlichem Einsatz begleitete er die Entwicklung der Anstalt und widmete sich dabei immer wieder auch dem Schicksal einzelner Patienten. Der Sonnenstein wurde zu einer Musteranstalt, die wegen ihrer Heilerfolge im In- und Ausland Aufmerksamkeit erlangte. Als schließlich die russische Kaiserin Maria Fjodorowna einen ausführlichen Bericht über die Heilanstalt Sonnenstein erbat, bot sich für Nostitz und Jänckendorf die Gelegenheit, seine Erfahrungen beim Aufbau und Betrieb der Anstalt zusammenzufassen. 1829 erschien die zweibändige „Beschreibung der Königl. Sächsischen Heil- und Verpflegungsanstalt Sonnenstein“, eine der komplexesten Darstellungen praktischer Psychiatrie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Doch dieses Kapitel zum Sächsischen Anstaltswesen ist nur ein Aspekt der vielseitigen und sehr lesenswerten Biographie. Boris Böhm wid-

met sich von Nostitz und Jänckendorfs Herkunft und dem Familienoberhaupt und Gutsbesitzer, dessen tiefer Verwurzelung mit der Oberlausitzer Heimat, die sich u.a. in seiner langjährigen Präsidentschaft in der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zeigte, seiner Tätigkeit als einflussreicher sächsischer Beamter und Minister beispielsweise bei der Revision der Verfassung der Leipziger Universität, seinem karitativen Wirken u.a. als führender sächsischer Freimaurer und nicht zuletzt der Liebe zur Dichtkunst, der er als Autor hunderter Gelegenheitsgedichte unter dem Pseudonym Albert von Nordstern und als Vorsitzender der Dresdner Liedertafel frönte.

Die schöne Gestaltung des Buches, seine reiche Illustration mit Bildern und Dokumenten und die zahlreichen Anmerkungen und Literaturhinweise tragen dazu bei, dieses Buch als Biographie einer bedeutenden sächsischen Persönlichkeit, aber auch als Darstellung des gesellschaftlichen und politischen Lebens am Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu empfehlen.

Thomas R. Müller

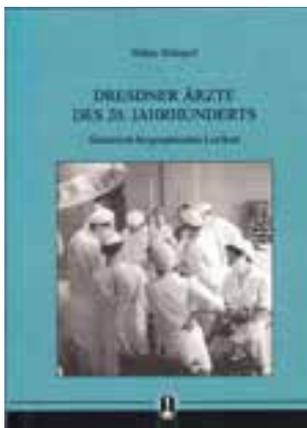
Volker Klimpel: Dresdner Ärzte des 20. Jahrhunderts, Dresden 2015, 120 Seiten, 36 Abb., 14,80 Euro

Im Jahr 1998 erschien bereits vom Dresdner Medizinhistoriker und Chirurgen Dr. med. habil. Volker Klimpel als historisch-biografisches Lexikon „Dresdner Ärzte“ mit Kurzbiografien von 270 Medizinern aus 5 Jahrhunderten. Eine Fortsetzung dazu brachte nun wiederum der Hille-Verlag in 113 Würdigungen „Dresdner Ärzte des 20. Jahrhunderts“ heraus.

Schon das Titelbild lässt mit einem Blick in einen großen chirurgischen Operationssaal, in welchem Ärzte und Op-Schwester noch in „weiß“ tätig sind, erahnen, dass es aus den 1970er bis 1980er Jahren des vorigen Jahrhunderts stammt.

Voran gestellt sind in diesem Büchlein die Merkmale der Dresdner Medizin im 20. Jahrhundert. So wurde in Dresden schon ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Naturheilkunde als Alternativmedizin besondere Bedeutung geschenkt. Auch die hygienischen Wurzeln der sächsischen Landeshauptstadt reichen bis in diese Zeit zurück.

Auf 129 Seiten werden 129 Dresdner Ärzte und 4 Ärztinnen mit Biografien, 31 Porträtfotos und



5 Gruppenbildern dargestellt. Dabei ist interessant, dass Chirurgen (Allgemein-, Kinder- und Neurochirurgen) mit 16 Personen am häufigsten vertreten sind, gefolgt von 11 Internisten, je 10 Augen- und Kinderärzten sowie Urologen.

Man stößt außerdem auf solche Mediziner, die als Historiker, Maler, Schriftsteller oder Sportmediziner bekannt geworden sind.

Speziell in den letzten 50 Jahren findet man bekannte Arztpersönlichkeiten, die ab 1954 die Gründung und das spätere Wachstum der Medizinischen Akademie „Carl Gustav Carus“ in Dresden mit ihren Leistungen geprägt haben.

Medizin-Alumni, Doktoranden und Habilitanden der Dresdner Alma Mater, denen dieses kleine Nachschlagewerk besonders zu empfehlen ist, werden ihren Doktorvater mit Lust oder Frust wieder erkennen. Man liest auch, dass politische Einflüsse im vorigen Jahrhundert, begonnen mit dem „sozialistischen Gesundheitssystem“ in der ehemaligen DDR bis zur „nicht komplikationslosen Umgestaltung“ der Medizinischen Fakultät in Dresden unübersehbar waren.

In einem umfangreichen Literaturverzeichnis weist Klimpel auf 93 Quellen hin. Mit diesen Kurzbiografien zeitgenössischer Dresdner Ärzte setzt der sachkundige Autor seine über zehn medizinhistorischen und heilkundigen Publikationen zu Sachsen und speziell zu Dresden fort.

PD Dr. med. habil. Manfred Jähne

Montanregion Erzgebirge. Eine faszinierende Fotodokumentation aus den Jahren 1906 bis 1944 von Markscheider Dr. Paul Schulz. Herausgegeben vom Wolfgang Barsch und Rainer Sennewald. Witzschdorf 2016, 376 Seiten, ISBN 978-3-937496-76-4, 34,80 Euro

„Es gibt wohl kaum noch ein deutsches Mittelgebirge, das neben seiner reizvollen Natur an Eigenheiten so reich ist, wie das Erzgebirge. Seine Sprache, Sitten und Gebräuche und nicht zuletzt die über das ganze Gebirge verbreitete uralte bergmännische Kultur geben ihm vor allen anderen Mittelgebirgen ein besonderes Gepräge. Ist doch gerade der Bergbau, dem das Erzgebirge nicht nur den Namen, sondern auch seine Besiedlung verdankt.“ (Zitat Paul Schulz, 1930) Aus diesen Worten kann man entnehmen wie sehr Paul Schulz das Erzgebirge geliebt und mit welcher Heimatverbundenheit er diesen Landstrich betrachtet hat. Mit dieser Sichtweise und mit diesem Gefühl bannte Schulz unzählige Fotografien über den erzgebirgischen Bergbau auf Glasplatten und Fotopapier. Im vorliegenden Buch sind nun insgesamt 1027 dieser Fotografien zum Erzgebirgischen Bergbau veröffentlicht. Schulz hatte diese Fotoabzüge in 21 Fotoalben thematisch zusammengestellt und geordnet.

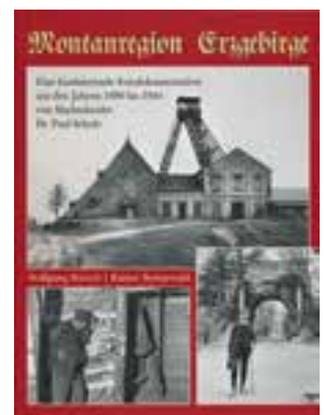
Dabei ist nicht nur das sächsische Erzgebirge sondern auch der böhmische Teil des Erzgebirges und zu einem geringen Teil auch das Vogtland und die Lausitz mit betrachtet worden.

Immer wieder sind Fotografien von Paul Schulz in verschiedenen Veröffentlichungen abgebildet worden. Nun ist erstmalig die Gesamtheit der Erzgebirgischen Bergbaufotografien der Öffentlichkeit zugänglich. Die Bilder sind für jeden Bergbau-, Geschichts- und Heimatforscher eine wahre Schatztruhe in der es unzählige Details zu entdecken gibt.

Paul Schulz wurde 1882 in Berlin geboren und wuchs in Coswig und Weißenfels auf, wo er auch sein Reifezeugnis der Oberrealschule erlangte. Ab 1906 studierte er an der Bergakademie Freiberg das Bergfach, was er 1911 mit der zweiten Diplom-Prüfung beendete. Schulz war nun in verschiedenen Positionen und bei verschiedenen Arbeitgebern tätig bevor er dann als Konzessionierter Markscheider in Sachsen tätig wurde.

Paul Schulz entdeckte seine Liebe zur Fotografie schon in seiner Jugendzeit während seines Studiums in Freiberg. Hier lernte er auch den Freiburger Fotografen Karl August Reymann kennen und es entwickelte sich eine lange Freundschaft mit ihm. Sie unternahmen auch gemeinsame Fotoexkursionen. Sicher hatte Schulz von Reymann viel über die Fotografie gelernt. Da sich Schulz auch mit der Malerei beschäftigte hatte er die besten Voraussetzungen bei seinen Fotos den Bildaufbau optimal zu gestalten. Das erkennt man an seine Fotos sehr deutlich. In seinen Fotos vermeidet er konsequent stürzende Linien oder sucht günstige Bilddiagonalen welches seine Objekte hervorheben. Schulz stattete seine Bilder mit einer nüchternen Sachlichkeit aus. Beim längeren wirken lassen seiner Fotografien beschleicht den Betrachter eine zarte Melancholie, ja die Bilder strahlen gar eine Melancholie des Verlassens aus. Das liegt sicher auch an seinen gewählten Jahreszeiten der Aufnahmen. Schulz fotografierte gerne wenn die Bäume keine oder wenig Belaubung hatten, also im zeitigen Frühjahr oder im Herbst. Menschen sind nur selten auf seinen Bildern zu finden. Wenn sich Menschen finden lassen, dann gehören sie unmittelbar zu dem Arbeitsprozess den Schulz darstellen wollte, oder die Bergleute sind auf den Weg zu ihrem Arbeitsplatz. Nach der Stilllegung des Bergbaus fanden sich in den Bergbauanlagen sowieso keine Bergleute mehr vor.

Schulz sucht sich Positionen für seine Aufnahmen bei denen er das Fotoobjekt harmonisch in die Landschaft einfügen kann. Anfangs seines fotografischen Schaffens spielt er noch mit Stimmungen durch Hervorhebung der Wolkenkontraste. Später fotografiert er meist bei leichter Bewölkung oder bei bedeckten Himmel mit streuendem Licht, so dass keine harten Schatten bzw.



Kontraste im Bild zu finden sind. Einige Objekte wurden auch mehrfach, aber aus verschiedenen Positionen abgebildet. Damit gestattete er dem Betrachter sich ein Rundumbild von den Objekten zu machen. Seine Fototechnik bestand aus einer Plattenkamera mit einer Plattengröße von 9 x 12 cm mit einem Objektiv mit Festbrennweite. Später fotografierte er auch mit einer Kleinbildkamera im Negativformat von 3 x 4 cm.

Durch seine Tätigkeit als Markscheider hatte er die Möglichkeit sehr viele verschiedene Bergbauanlagen kennenzulernen. Die in diesem Band veröffentlichten Fotografien betreffen den Erzbergbau des sächsischen und des böhmischen Erzgebirges. Schulz hat aber auch sehr viele Fotografien in Kalkwerken, Braunkohlen- und Steinkohlengruben aufgenommen, welche zukünftig eine wissenschaftliche Bearbeitung erfahren sollten.

Ein großes Kapitel des Buches nimmt die Biographie von Dr. Paul Schulz ein, die Wolfgang Barsch akribisch recherchiert und zusammengestellt hat. Das Seitenlayout im Buch wurde so gestaltet, dass die Fotos verschiedene Größen haben, und einige Bilder wurden auch beschnitten. Es wurden teilweise die Seitenränder oder auch die horizontalen Ränder beschnitten, ohne dass die Bilder an Informationsgehalt verlieren.

Mit seinen Arbeiten als Bergbaufotograf reiht er sich in eine Vielzahl von Bergbaufotografen ein, welche in Ihrer Region die Bergbauobjekte und die Bergbaulandschaft dokumentierten. Hier seien stellvertretend nur einige genannt: Peter Weller im Siegerland, Max Steckel in Oberschlesien, Karl August Reihmann im Freiburger Revier und Heinrich und William Zirkler im Oberharz.

Zum Abschluss befindet sich im Buch eine Bibliographie von Paul Schulz und die vollständige Konkordanzliste zum Bestand der Deutschen Fotothek in Dresden. Hier wird der Forscher auf die originale Beschriftung von Schulz, das Aufnahmejahr und die Standorte der Fotografien verwiesen. Das erweist sich für die weiteren Forschungen als außerordentlich wichtig.

Das Buch ist Bergbau- und Heimatforschern sehr zu empfehlen, welche sicherlich schon lange auf diese Publikation gewartet haben.

Jens Pfeifer

Zu den Anfängen der Baumwollmaschinen-Spinnerei in Chemnitz und seinem Umland (Mitteilungen des Chemnitzer Geschichtsvereins, Neue Folge XIX [2016]), ISBN 978-3-936241-14-3

2013 jährte sich zum 250. Mal der Geburtstag von Carl Gottlieb Irmscher (1763–1829), einem frühen sächsischen Maschinenbauer und späteren Spinnereibesitzer, der besonders im Raum Chemnitz wirkte. Das war dem Chemnitzer Geschichtsverein am 6. September 2013 Anlass zu

einem Kolloquium, deren Beiträge nun reich bebildert gedruckt vorliegen.

Im einleitenden Beitrag geht Gert Richter (+) auf die Familie Irmscher ein, zeigt wie sich der Sohn eines „Tischler und Häußlers“ zum Maschinenbauer und Spinnereibesitzer entwickelte und wie er an der „Verbesserung der Technik gearbeitet“ hat. Wolfgang Uhlmann beschreibt im Beitrag „Zur Geschichte des einstigen Industriestandortes Chemnitztalstraße 38“ die wechselvolle Besitzergeschichte nach dem Tod Irmschers. Der Problematik von Industriedenkmalen nimmt sich Wolfgang Frech im Beitrag „Glanz und Elend früher Fabrikbauten in Sachsen am Beispiel der Meinertschen Spinnmühle in Lugau“ an. Dabei spannt er den Bogen von 1808 bis zur Gegenwart. Ausführlich beschreibt er die Blütezeit des Betriebes im 19. Jahrhundert und dokumentiert den Niedergang, bis schließlich im Juni 2016 der Abbruch der Gebäude erfolgte. Julia Petzak stellt mit den „frühen Spinnmühlen Sachsens – Beispielhafte Projektarbeit am Institut für Industriearchäologie, Wissenschafts- und Technikgeschichte der TU Bergakademie Freiberg“ eine interdisziplinäre Fachrichtung und deren Arbeitsweise vor, „die sich mit der Erfassung, Dokumentation, Analyse sowie gegebenenfalls der Nachnutzung der Überlieferung gewerbe- und industriebezogener Artefakte beschäftigt und diese in einen größeren historischen und kulturellen Zusammenhang einordnet.“ (S. 69) Die ersten Spinnereien wurden nicht von akademisch gebildeten Architekten sondern von einheimischen Handwerksmeistern erbaut. Deren Verdienste würdigt Stefan Thiele im Aufsatz „Ländliche Handwerksmeister als Träger von Architektur und Technologie: Johann Traugott Lohse und Christian Friedrich Uhlig und ihr Beitrag zur sächsischen Kunst- und Industriegeschichte zwischen 1790 und 1850.“ Ihre Verdienste kennzeichnet Thiele wie folgt: „Für den mittelsächsischen und erzgebirgischen Raum waren sie tonangebend auf dem Gebiet des Sakral- wie auch des Profanbaus. Neben konventionellen Aufgaben standen dabei Objekte im Fokus, die eine bislang noch nicht dagewesene Herausforderung in der Verknüpfung von baukünstlerischen und ingenieurtechnischen Anforderungen darstellten.“ (S. 84) Frieder Jentsch greift im Beitrag „Standortwahl und Baumaterial für die ersten Baumwollmaschinen-spinnereien um Chemnitz“ ein Thema auf zu dessen zweitem Teil nur wenige Arbeiten vorliegen und stellt fest, dass „der Porphyrtuff aus dem Raum Chemnitz (der) als Baugestein eine Schlüsselstellung bei der frühen Industrialisierung Sachsens innehatte.“ (S. 125) Schließlich zeigt Wolfgang Uhlmann an drei Beispielen wie über 200 Jahre alte Spinnereien restauriert und „Neues Leben“ eingehaucht werden kann.

Wolfgang Uhlmann





Heimat bleibt

Vertriebene Familien kehren zurück

Schicksale aus Sachsen, Böhmen und Schlesien

Ausstellung im Schloss Krobnitz | 22.10.2016 – 26.03.2017

Schloss Krobnitz | Am Friedenstal 5 | 02894 Reichenbach/Oberlausitz

Telefon 035828 88700 | E-Mail: info@museumsverbund-ol.de | www.oberlausitz-museum.de

Öffnungszeiten: Mittwoch – Sonntag 10.00 – 17.00 Uhr

Begleitbuch

110 Seiten | Zahlreiche Abbildungen | 9,80 Euro

Zu beziehen bei: Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH | Niederauer Straße 43 | 01662 Meißen

Telefon 03521 41045520 | sz.meissen@ddv-mediengruppe.de

IMPRESSUM Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt

Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat

Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna
shb@zkg-dd.de

Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath, Dr. Romy Petrick

Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Prof. Dr. Thomas Bürger, Günter Donath, Dr. Heinrich Douffet, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Anneliese Eschke, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocquél, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Dr. Igor Jenzen, Prof. Dr. Winfried Müller, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Ralf Thomas, Dr. Michael Wetzels, Dr. Peter Wiegand

Herstellung: Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH Meißen

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

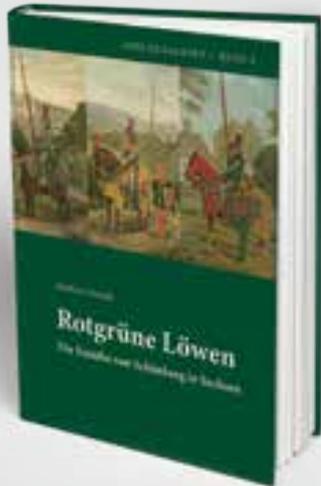
Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 30,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 8,50 € und 12,00 €.

Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.

Titelfoto: Ansicht von Tharandt (Wikimedia, Kolossos)

Sachsens Geschichte

Die ausführlichen Familiengeschichten erklären die Eigenheiten und Besonderheiten der Familien von Schönberg, von Watzdorf und von Breitenbuch. Die Autoren stellen Lebensalltag und Leistungen der Familienmitglieder vor und erzählen, in welchem sozialen und gesellschaftlichen Umfeld Rittergutsbesitzer, Beamte und Offiziere zuhause waren. Damit entfaltet sich eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des sächsischen Adels.



Matthias Donath:
Rotgrüne Löwen.
Die Familie von Schönberg
in Sachsen
17,5 x 24,5 cm, Hardcover
Preis: 29,90 Euro



Matthias Donath:
Schwarz und Gold.
Die Familie von Watzdorf
in Thüringen, Sachsen und Schlesien
17,5 x 24,5 cm, Hardcover
Preis: 29,90 Euro



Clementine von Breitenbuch,
Asta von Breitenbuch, Matthias
Donath, Lars-Arne Dannenberg:
Rote Sparren auf blauem Grund.
Die Familie von Breitenbuch
(Breitenbauch) in Sachsen
und Thüringen
17,5 x 24,5 cm, Hardcover
Preis: 29,90 Euro

Sonderangebot

für Leser der „Sächsischen Heimatblätter“

Bücher „Rotgrüne Löwen“ und „Schwarz und Gold“ je 25 Euro,
beide Bücher im Paket 45 Euro | Gültig bis 31. März 2017

Schlösser in der westlichen und mittleren Oberlausitz

Das Buch stellt 130 Schlösser und Herrenhäuser in der westlichen und mittleren Oberlausitz vor. Es lädt damit zu einer Entdeckungsreise im Landstrich um Bischofswerda, Kamenz, Bautzen und Hoyerswerda ein. Reste alter Wasserburgen, barocke Schlösser und schlichte ländliche Anwesen entführen in vergangene Jahrhunderte und erzählen vom Landleben des Adels in der Oberlausitz. Zweite, grundlegend neu bearbeitete und bebilderte Auflage.

21 x 21 cm, Preis: 16,80 Euro



Bestellmöglichkeiten:

Telefon: 03521 4104520 (Montag bis Freitag, 10.00 bis 17.00 Uhr) · Fax: 03521 4104522

E-Mail: tp.meissen@ddv-mediengruppe.de

Redaktions- & Verlagsgesellschaft Elbland mbH · Niederauer Straße 43 · 01662 Meißen